

WIENER SELEKTION
JAPANOLOGISCHER METHODEN

— Jahrgang 2020 —



Herausgegeben von
Christina Gmeinbauer
Sebastian Polak-Rottmann
Florian Purkarthofer

**WIENER SELEKTION
JAPANOLOGISCHER METHODEN
JAHRGANG 2020**

HERAUSGEGEBEN VON
CHRISTINA GMEINBAUER
SEBASTIAN POLAK-ROTTMANN
FLORIAN PURKARTHOFER

BEITRÄGE ZUR JAPANOLOGIE

VERÖFFENTLICHUNGEN DER ABTEILUNG FÜR JAPANOLOGIE
DES INSTITUTS FÜR OSTASIENWISSENSCHAFTEN
DER UNIVERSITÄT WIEN

BAND 48

REIHENHERAUSGEBERIN

INGRID GETREUER-KARGL

**WIENER SELEKTION
JAPANOLOGISCHER METHODEN
JAHRGANG 2020**

HERAUSGEGEBEN VON
CHRISTINA GMEINBAUER
SEBASTIAN POLAK-ROTTMANN
FLORIAN PURKARTHOFER

WIEN 2020

© Copyright 2020

Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien

ISBN 978-3-900362-31-7

Verleger und Eigentümer:

Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien;
Reihenherausgeberin: Ingrid Getreuer-Kargl; c/o Abteilung für Japanologie, Institut für
Ostasienwissenschaften, Universität Wien, Spitalgasse 2, Hof 2, Tür 2.4, A-1090 Wien,
Österreich.

Gedruckt mit Unterstützung der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät,
Universität Wien

Druck: Riegeltechnik GesmbH, Neustiftgasse 129, A-1070 Wien, Österreich.

Umschlaggrafik: Räumlichkeiten der Japanologie Wien mit japanischem Garten im
Vordergrund, AAKH Campus Hof 2.

Empfohlene Zitierweise:

Gmeinbauer, Christina, Sebastian Polak-Rottmann und Florian Purkarthofer (Hg.)
2020 *Wiener Selektion japanologischer Methoden: Jahrgang 2020* (= Beiträge zur
Japanologie; 48). Wien: Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwis-
sensschaften, Universität Wien.

INHALTSVERZEICHNIS

CHRISTINA GMEINBAUER, SEBASTIAN POLAK-ROTTMANN & FLORIAN PURKARTHOFFER Die Qual der Methodenwahl: Vorwort	7
--	---

本書をお使いになる方へ・GEBRAUCHSHINWEISE FÜR LESER*INNEN	15
---	----

METHODISCHES DENKEN

RALPH LÜTZELER Quantitatives Denken und statistische Analyse	19
---	----

INGRID GETREUER-KARGL Qualitatives Denken und dessen historische Entwicklung	43
---	----

SEBASTIAN POLAK-ROTTMANN, ANTONIA MISERKA & DIONYSSIOS ASKITIS Methodenmix: Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zu Wohlbefinden im ländlichen Japan	65
--	----

MENSCHEN UND MEINUNGEN

WOLFRAM MANZENREITER „Same same but different“: Ethnografie und Teilnehmende Beobachtung	91
--	----

ISABELLE PROCHASKA-MEYER Ahnengeister und heilige Stätten: Werkstattbericht I	121
--	-----

FLORIAN PURKARTHOFFER & SEBASTIAN POLAK-ROTTMANN „Reden ist Silber, Zuhören ist Gold“: Durchführung und Analyse qualitativer Interviews in Japan	127
--	-----

ISABELLE PROCHASKA-MEYER Tee und Kartoffeln bei <i>obāchan</i> : Werkstattbericht II	157
---	-----

DISKURSE UND ARCHIVE

BRIGITTE PICKL-KOLACZIA 165
 Geschichte(n) aus erster Hand:
 Historische Forschung in japanischen Archiven

BERNHARD SEIDL 179
 Diskurse, Diskurse überall:
 Grundbegriffe und praktische Zugänge zur Diskursanalyse

TEXTE UND MEDIEN

ADAM GREGUŠ & TAMARA KAMERER 207
 Japan wie es im Buche steht:
 Literaturwissenschaftliche Methoden in der Japanologie

INA HEIN 225
 Audiovisuelle Medien als Untersuchungsgegenstand:
 Methodische Grundlagen der Filmanalyse
 inklusive Anwendungsbeispiel

CHRISTINA GMEINBAUER 247
 Zocken für die Wissenschaft:
 Methoden für eine japanologische Videospieldanalyse

DIE AUTOR*INNEN UND IHRE FORSCHUNGSFELDER 275

CHRISTINA GMEINBAUER
SEBASTIAN POLAK-ROTTMANN
FLORIAN PURKARTHOFER

Die Qual der Methodenwahl

Vorwort

Am Anfang war das Chaos

... dann wird eine Methode gewählt – und mit ihr sowie durch sie entsteht ordentliche Wissenschaft. Dieses Heilsversprechen der methodengeleiteten Wissenschaft ist ein Hoffnungsschimmer für alle jungen Wissenschaftler*innen, die bei Bachelor- oder Master-Arbeiten angesichts des durch Interesse und Engagement angehäuften Berges von Material und Literatur verzweifeln.

Methoden als „auf einem Regelsystem aufbauende Verfahren zur Erlangung von [wissenschaftlichen] Erkenntnissen oder praktischen Ergebnissen“ (Duden 2019#Bedeutungen) sind ein wichtiger Bestandteil der Wissenschaft und somit auch der Japanologie. Während viele Disziplinen sich gerade durch ein klar kommuniziertes und kanonisiertes Methodenset definieren, ist die Japanologie als Regionalwissenschaft (*area study*) methodisch flexibel bzw. pluralistisch. Dieser Spielraum – diese Freiheit der Methodenwahl – wird jedoch oft nicht nur als Möglichkeit, sondern auch als zusätzliche Hürde oder Qual auf dem Weg hin zu einer wissenschaftlichen (Qualifikations-)Arbeit verstanden. Etymologisch betrachtet ist die Methode (gr. *méthodos*) genau dieser „Weg zu etwas hin“ (ebenda#Herkunft), und so wie beim Wandern oder Verreisen findet man auch im Forschungsfeld leichter den Weg, wenn man bereits eine Karte oder einen Guide bei sich hat.

Dieses Buch soll ein solcher Reiseführer sein und seine Leser*innen durch jene Methoden leiten, welche aktuell an der Japanologie der Universität Wien praktiziert werden. Dabei handelt es sich um keine taxative Aufzählung, sondern um eine Selektion, die besonders interessante, praktische oder herausfordernde Her-

angehensweisen vorstellt, zur Auseinandersetzung mit Methoden generell und den hier beschriebenen im Speziellen einlädt und hoffentlich dabei unterstützt, den richtigen Weg für das eigene Forschungsprojekt zu finden. Denn natürlich ist es auch möglich, abseits der ausgetretenen Pfade zu wandern; doch läuft man Gefahr, sich zu verlaufen, und man müsste die Route kartographieren – also selbst eine Methode ausarbeiten – um den eigenen Weg zum Ziel nachvollziehbar zu machen.

Keine Methode ist auch keine Lösung

...doch gibt es auch nicht nur *eine* richtige Methode, sondern viele verschiedene, aus denen je nach Thema, Fragestellung, Forscher*in und finanziellem Spielraum auszuwählen oder auch zu kombinieren ist. Nicht selten verschwindet der eingangs angesprochene Hoffnungsschimmer sogleich wieder unter den schier unzählig erscheinenden Möglichkeiten, die sich bei der Erforschung eines Themas anbieten. Woher soll man zu Beginn der eigenen Forschungsarbeit wissen, welche Vorgehensweisen sich besonders gut anbieten, und welche man besser nicht anwenden sollte?

In diesem Sinne sind Methoden wie Wein: Es gibt eine große Auswahl und für jede Person ist eine passende dabei, wenngleich es ein durchaus langwieriges Unterfangen (inklusive Kopfschmerzen) werden kann, in dieser Fülle nach mehrmaligem Ausprobieren und Durchkosten eine bzw. die richtige Wahl zu treffen. Wichtig ist aber, dass bei Methoden, wie auch bei Wein, nicht „anything goes“ (Feyerabend 1993:14) das oberste Prinzip sein sollte, da man sonst schnell berauscht von der Fülle des Möglichen wird, während das Chaos bleibt oder sogar noch größer wird. Umgekehrt ist es aber auch wichtig, sich den ‚Idealtypus‘-Charakter von Methoden(-Lehrwerken) vor Augen zu halten, und somit die Notwendigkeit, in der Praxis eine durchführbare Variante zu akzeptieren. Natürlich ist es auch immer möglich, Methoden abzuwandeln, doch sollten diese Änderungen gut begründet und genau dokumentiert sein, um die Qualität der Forschung zu gewährleisten.

Das Erfinden und Erproben neuer Methoden ist legitim und wichtig, bedarf jedoch einer größeren Anstrengung und eignet sich nicht für Master- oder Bachelor-Arbeiten. Darüber hinaus darf während dieser Entscheidungsfindung nicht ignoriert werden, welche viel-

fältige Methoden in den diversen Kultur- und Sozialwissenschaften der letzten Jahrzehnte erarbeitet und publiziert wurden. Für junge Japanolog*innen ist es daher zweifellos ratsam, über die Grenzen des eigenen Bereichs, Instituts und der Fakultät hinaus nach brauchbaren und ansprechenden Methoden zu suchen, um diese für die eigene Forschung urbar zu machen. Erste online-Anlaufstellen dafür sind zum Beispiel:

— Allgemeine Methodenwerke (online abrufbar)



Sammlungen

sowi-online

Methoden der Sozialwissenschaften

(https://www.sowi-online.de/praxis/methode/methoden_sozialwissenschaften.html)

ksa methoden

Einführung in die empirischen Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie

(<https://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/ksamethoden/ksamethoden-full.html>)

Journals

Qualitative Research (QRJ)

zweimonatlich erscheinende Fachzeitschrift (peer reviewed) mit Fokus auf methodologische Vielfalt und multi-disziplinäre qualitative Forschung

(<https://journals.sagepub.com/home/qrj>)

Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research (FQS)

mehrsprachige Online-Zeitschrift für qualitative Sozialforschung

(<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/index>)

Handbücher

Pickering, Michael (Hg.)

2008 *Research Methods for Cultural Studies*. Edinburgh: EUP.

(<https://www.jstor.org/stable/10.3366/j.ctt1g0b2nv>).

Baur, Nina und Jörg Blasius (Hg.)

2019 *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer.

(<https://doi.org/10.1007/978-3-658-21308-4>).

Kompilationen wie diese behandeln Methoden im Allgemeinen und können besonders dann hilfreich sein, wenn man sich einen ersten Überblick über Herangehensweisen großer wissenschaftlicher Denkrichtungen aneignen möchte. Darüber hinaus finden sich jedoch auch innerhalb der spezifischen Forschungsdisziplinen zahlreiche Diskurse über geeignete Vorgehensweisen, die im Auswahlprozess berücksichtigt werden sollten. Wie bei einer Weinverkostung muss erst Unterschiedlichstes probiert werden, bevor man schließlich herausfindet, welcher Geschmack einem am meisten zusagt.

„Japanologisches Methodenwerk“ ist ein Oxymoron

Es mag sich einem die Frage stellen, wozu es noch eines Methodenwerkes für die Japanologie bedarf, wenn es bereits eine große Auswahl an (sogar online verfügbaren) Leitfäden gibt. Tatsächlich stellt dieser Sammelband aber keineswegs den ersten und einzigen Versuch dar, Methoden für die Japanologie zu diskutieren. Innerhalb der Publikationsreihe *Beiträge zur Japanologie*, der auch dieses Werk angehört, ist 1994 ein ähnlich konzipierter Band entstanden, der auf einem Workshop 1993 in Wien aufbaute (vgl. Linhart et al. 1994). Dabei wurde nicht nur über die Rolle von Gemeindestudien, Interviewstrategien und Feldforschung referiert, sondern nicht zuletzt auch über eine etwaige stärkere Einbindung von Methodenlehre in die Curricula der unterschiedlichen Japanologien diskutiert (Pignitter 1994:183–185). Über zwei Jahrzehnte später steht die Frage nach wie vor im Raum, inwiefern man die methodische Ausbildung der Eigenverantwortung der Studierenden oder anderen Fachdisziplinen überlassen kann; dennoch ist man sich weitestgehend einig, dass sowohl in kulturwissenschaftlicher als auch sozialwissenschaftlicher Forschung an der Japanologie ein Erarbeiten von methodischen Zugängen für wissenschaftliche Abschlussarbeiten unumgänglich ist. So gibt es am Institut für Ostasienwissenschaft der Universität Wien regelmäßige Lehrveranstaltungen und Workshops zu den verschiedenen hier vertretenen methodischen Ansätzen, die diese Nachfrage weitestgehend zu decken suchen.

Zu behaupten, alle in diesem Band vorgestellten Methoden wären ‚japanologisch‘, wäre aber bestenfalls eine Überbetonung von Spezifika, die die Untersuchungsregion mit sich bringt, und im schlechtesten Fall schlichtweg eine Lüge. Die oben skizzierte Pluralität der Möglichkeiten von Regionalwissenschaften führt letztendlich dazu, dass es häufig zu einer an die Disziplin angepassten Methode kommt: Die japanologische Würze verleiht der methodischen Basis daher eine feine Note, ändert jedoch den Geschmack des Grundaromas nicht. Im Falle dieses Sammelbandes geht es also vorwiegend darum, zu diskutieren, in welcher Form Methoden in der Japanologie Anwendung finden und welche Besonderheiten sich durch die Beschäftigung mit Japan für die Vorgehensweise ergeben. Es ist explizit nicht das Ziel dieses Bandes, eine umfassende oder auch innovative Diskussion unterschiedlicher Methoden zu führen. Das wäre schon allein aufgrund der Kürze der einzelnen Beiträge und der Vielfalt der Zugänge zu jedem dieser An-

sätze schlichtweg unmöglich. Vielmehr ist es uns ein Anliegen – in ähnlicher und aktualisierter Weise wie 1993/1994 – konkrete Anwendungsbeispiele aus der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung in unserem Fach zu präsentieren, um vor allem Studierenden die Möglichkeit zu bieten, auf kompaktem Raum die zentralen Punkte der jeweiligen Methoden vorzufinden.

Im Zentrum steht daher im Wesentlichen die Vermittlung von gängigen Einführungswerken der Methodenliteratur mit besonderem Fokus darauf, wie die darin beschriebenen Herangehensweisen in japanologischen Arbeiten Anwendung finden können. Dabei wird deutlich, dass sowohl bei offenen, stark vom Kontext der Forschung beeinflussten qualitativen Zugängen wie der Ethnographie als auch bei quantitativen Analysemethoden Besonderheiten auftreten, mit der sich japanologisch Forschende auseinandersetzen müssen. So kann es unentbehrlich sein, sich mit der inneren Logik japanischer Datenbanken oder Archive zu beschäftigen, um mit diesen angemessen umgehen zu können und so das für die eigene Studie notwendige Material zu erhalten. Andererseits spielen soziale Umgangsformen eine nicht zu unterschätzende Rolle, wenn es darum geht, Kontaktpersonen im Feld zu ermitteln oder potentielle Interviewpartner*innen davon zu überzeugen, ihre Freizeit in ein Gespräch mit dem oder der Forschenden zu investieren.

Gibt es also japanologische Methoden? Die ehrliche Antwort lautet vor dem Hintergrund der aktuellen Forschungspraxis: nein. Dieser Band soll aber deutlich machen, dass dies nicht bedeutet, dass alle Methoden ohne Anpassung für den Fall Japan problemlos Anwendung finden können. Anstrengung in diese Richtung, also die japanologische Anwendung und Adaption von Methoden zu diskutieren, fand an der Universität Wien zuletzt in den 1990er Jahren statt (vgl. Linhart et al. 1994; Getreuer-Kargl et al. 1996; Kleiber 1997). Außerhalb der Wiener Japanologie finden sich ebenfalls publizierte Spuren solcher Unterfangen (vgl. Pörtner/Schaede 1990; Vereinigung für Sozialwissenschaftliche Japanforschung 1999; Ölschleger/Kreiner 2008), die aber ebenfalls schon einige Zeit zurückliegen.

Erfreulicherweise gibt es nun aber eine neuerliche Initiative, in diesem Bereich zu publizieren. So haben sich zum Beispiel die Japanologinnen Nora Kottmann und Cornelia Reiher einer gegenwärtigen japanologischen Methoden-Diskussion angenommen. In ihrem eng-

lischsprachigen Handbuch *Studying Japan: Research designs, fieldwork and methods* (im Erscheinen 2020) stellen sie nicht nur Methoden vor, sondern versuchen, Studierende von der Fragestellung bis zur Feldforschung zu unterstützen. Da wir selbst in diesem Band der *Beiträge zur Japanologie* nur eine begrenzte Auswahl von Methoden behandeln können, die gerade an der Japanologie der Universität Wien angewandt werden, empfehlen wir mit Nachdruck, auch andere Methodenwerke zu konsultieren. Das Handbuch von Kottmann und Reiher ist hier wohl ein guter erster Schritt, wenn man sein japanologisches Methodenwissen vertiefen möchte.

Empfohlene Lektüre



- Kottmann, Nora und Cornelia Reiher (Hg.)
2020 *Studying Japan: Research designs, fieldwork and methods*. Baden-Baden: Nomos.
- Bestor, Theodore C., Patricia G. Steinhoff und Victoria Lyon-Bestor
2003 *Doing fieldwork in Japan*. Honolulu: University of Hawaii Press.

Am Ende zählt die Auslese: Wiener Selektion 2020

Qualität zeichnet sich durch eine sorgfältige Pflege und Auswahl des zu bearbeitenden Materials aus. Die hier vorgenommene Selektion versucht, vor allem die Vielfalt der unterschiedlichen Zugänge deutlich zu machen und die Leser*innen mit der Lust auf mehr zu hinterlassen. Der Jahrgang 2020 zeichnet sich daher durch vier Noten aus, die in ihrer Gesamtheit für den richtigen Grad an Würze im methodischen Leben der Japanolog*innen sorgen sollen:

Das primäre Aroma verführt durch Einblicke in drei unterschiedliche *Denkweisen*: Lützeler diskutiert zentrale Begriffe der quantitativen Herangehensweisen und konzentriert sich dabei auf japanische Begrifflichkeiten und Datenbanken. Getreuer-Kargl stellt in ihrem Beitrag zum qualitativen Denken die wichtigsten wissenstheoretischen Perspektiven und ihren Einfluss auf das Verständnis der heutigen Methoden vor. Dabei geht sie auch auf die Gütekriterien qualitativen Forschens ein und zeigt, wie mit ethischen Fragen umgegangen werden kann. Polak-Rottmann, Miserka und Askitis präsentieren anhand ihres Dissertationsprojekts zu subjektivem Wohlbefinden im ländlichen Japan interdisziplinäres Forschen und die herausfordernde Aufgabe der methodischen Triangulation auf drei Ebenen für die Japanologie.

Das sekundäre Aroma entsteht durch zwei Beiträge zur qualitativen Sozialforschung an der Wiener Japanologie. Manzenreiter reflektiert über teilnehmende Beobachtung in Japan, spricht dabei auch die eigenen Fähigkeiten des bzw. der Forscher*in an und gibt praktische Tipps, mit deren Hilfe man sich im Feld zurechtfinden kann. Purkarthofer und Polak-Rottmann beschäftigen sich mit unterschiedlichen Arten der Interviewführung in Japan und zeigen, welche Rolle soziale Konventionen in diesem Zusammenhang spielen können. Isabelle Prochaska-Meyer bereichert diesen Abschnitt um zwei Werkstattberichte aus ihrer Feldforschung: Sie gewährt zum einen Einblicke in ihre ethnographische Erkundungen mit spirituellen Heilerinnen und reflektiert zum anderen über ihre Interviewerfahrungen bei Tee und Kartoffeln mit *obāchan*.

Das tertiäre Aroma erhält die Selektion durch zwei Beiträge, die dokumentieren, wie mitunter schwer zugängliche Daten gesammelt oder große Datenmengen analysiert werden können. Pickl-Kolaczia zeigt, was es bedeutet, nach historischem Material zu suchen und welche Herausforderungen sich etwa durch die räumliche Distanz zwischen japanischen Archiven und dem eigenen Forschungsstandort ergeben können. Seidl beschäftigt sich mit der Kritischen Diskursanalyse nach Siegfried Jäger und zeigt auf, wie durch eine computergestützte Analyse japanischsprachiges Material sinnvoll nach der Logik der Diskursanalyse bearbeitet werden kann.

Im Abgang ist die Selektion des Jahres 2020 noch einmal kräftig, indem drei kulturwissenschaftliche Zugänge der Japanologie präsentiert werden. Greguš und Kameroner beschäftigen sich mit aktuellen literaturwissenschaftlichen Methoden und den Fragen, die die Beschäftigung mit japanischer Literatur dabei aufwirft. Hein zeigt, auf welche Weise man sich analytisch japanischen Fernsehserien und Filmen annähern kann und welche methodischen Überlegungen dabei angestellt werden müssen. Zuletzt diskutiert Gmeinbauer, wie die noch relativ jungen Ansätze der Game Studies aus einer japanologischen Perspektive rezipiert werden und Anwendung finden können.

Wem bei der Beschreibung dieser edlen Tropfen bereits das Wasser im Mund zusammenläuft, dem wünschen die Herausgeber*innen des Bandes eine geschmackvolle Reise durch die erlesenen Beiträge der Wiener Selektion 2020.

Bibliographie

Duden

2019 „Methode, die“, *Duden*. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Methode> (15.01.2020).

Feyerabend, Paul

1993 *Against method: Outline of an anarchistic theory of knowledge*. London und New York: Verso.

Getreuer-Kargl, Ingrid, Thomas Halbeisen, Karina Kleiber, Hanno Lecher, Sepp Linhart, Christine Lixl, Erich Pilz, und Reinhard Sieder

1996 *Endbericht zum Forschungsprojekt Methoden der Feldforschung in den Ostasienwissenschaften: Sozialwissenschaftliche Grundlagen und regionalwissenschaftliche Besonderheiten*. Wien: Universität Wien.

Kleiber, Karina

1997 „Methoden der Feldforschung in den Ostasienwissenschaften“, *Minikomi* 43, 28–31.

Linhart, Sepp, Erich Pilz, und Reinhard Sieder (Hg.)

1994 *Sozialwissenschaftliche Methoden in der Ostasienforschung: Referate eines Workshops am 4. und 5. Juni 1993 in Wien*. Wien: Institut für Japanologie.

Ölschleger, Hans Dieter und Josef Kreiner

2008 *Theories and methods in Japanese studies: Current state and future developments – Papers in honor of Josef Kreiner*. Göttingen: V&R Unipress.

Pignitter, Sabine

1994 „Schlussdiskussion“, Sepp Linhart, Erich Pilz und Reinhard Sieder (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Methoden in der Ostasienforschung*. Wien: Institut für Japanologie, 183–185.

Pörtner, Peter und Ulrike Schaeede

1990 „Von der Schwierigkeit, über den Schatten zu springen, in dem man steht: Zur Methodendiskussion in der deutschsprachigen Japanologie“, Peter Pörtner (Hg.): *Japan: Lesebuch II*. Tübingen: Konkursbuchverlag Gehrke, 408–412.

Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung (Hg.)

1999 *Grenzgänge: Quo vadis sozialwissenschaftliche Japanforschung? Methoden- und Zukunftsfragen* (= Duisburger Arbeitspapiere Ostasienwissenschaften; 20). Duisburg: Institut für Ostasienwissenschaften.

本書をお使いになる方へ

Gebrauchshinweise für Leser*innen

— Selbstvorstellung —

自己紹介 | Wir, Christina Gmeinbauer, Sebastian Polak-Rottmann und Florian Purkardhofer, verstehen dieses Buch — diesen Beitrag zur Japanologie — vor allem als ein Service für Studierende, um leichter Zugang zu wissenschaftlichen Methoden zu finden, aber auch die Spezifika einer Anwendung auf japanologische Themen zu reflektieren. Um auch didaktisch und graphisch ein ansprechendes Werk zu schaffen, haben wir uns dafür entschieden, einzelne Elemente optisch hervorzuheben, um die Benützung des Buches zu erleichtern.

— Fachwörter —

用語 | ... *yōgo* 用語 [Fachwörter] sind ein essenzieller Teil der Wissenschaft, aber je nach Sprache haben sich fachsprachliche Ausdrücke anders entwickelt und werden unterschiedlich verwendet. Die Herausgeber*innen haben sich deshalb an der Gestaltung japanischer Lehrbücher orientiert, um die Leser*innen auch mit den sie dort erwartenden Begriffen vertraut zu machen.

— Methoden —

手法 | ... sind systematische Verfahren, die bei der Gewinnung von Erkenntnissen helfen sollen. Die konkrete Anwendung bzw. einzelne Durchführungsschritte werden deshalb mit dem Begriff *shuhō* 手法 [Methode] gekennzeichnet.

— Grundwissen —

基礎知識 | Während dieses Buch vor allem angewandtes Methodenwissen mit Bezug zur Japanologie vermitteln möchte, so ist der Rückgriff auf *kisochishiki* 基礎知識 [Grundwissen] aus anderen Forschungsdisziplinen oder auch kulturellen Kontexten unvermeidlich und wichtig. Für manche mögen die Informationen dieser Kategorie schon bekannt und deshalb zu überspringen sein, für andere sind sie wohl umso wichtiger, um den Hintergrund einer konkreten Anwendung verstehen zu können.

— Beispiele —

例 | ... werden für die Anwendung einer Methode mit dem Begriff *rei* 例 [Beispiel] gekennzeichnet. Diese Beispiele, um welche wir alle Autor*innen explizit gebeten haben, sollen zum einen die vorgestellten Methoden illustrieren, aber auch zeigen, dass Methoden nur Erkenntniswerkzeuge, aber keine Dogmen sind. Wie jedes Werkzeug müssen Methoden daher dem jeweiligen konkreten Fall angepasst und für die spezielle Anwendung adaptiert werden.

Achtung - Vorsicht

注意 Trotz der in den Beispielen geschilderten Flexibilität gibt es auch rote Linien und klare Grenzen, welche nicht überschritten werden sollten, um obgleich aller Anpassungen noch methodisch sauber zu arbeiten. Diese Kategorie *chūi* 注意 [Vorsicht; Achtung; Warnung] soll die Leser*innen deshalb vor größerem Ungemach bewahren und sie auf dem methodisch korrekten Weg halten.

Fragen (an mich selbst oder den Untersuchungsgegenstand)

質問 Der Keim der Wissenschaft sprießt wohl irgendwo zwischen Neugier an der Welt und Skepsis gegenüber etablierten Erklärungen, weshalb die (Forschungs-)Frage *shitsumon* 質問 einer der wichtigsten Grundpfeiler eines jeden Projektes ist. Andererseits verlangt der kritische Einsatz von Methoden auch, dass nicht nur das Forschungsobjekt befragt wird, sondern auch die Forscher*innen sich selbst befragen und hinterfragen, indem sie ihr eigenes Tun und Wirken reflektieren.

Das Wichtigste auf den Punkt gebracht

ポイント Als Punkt auf dem i gibt es auch noch die Kategorie *pointo* ポイント [Punkt], welche als Zusammenfassung am Ende oder Merkhilfe zwischendurch das Wesentliche kurz fasst. Der springende Punkt ist dabei, das erworbene Wissen und die eigenen Gedanken noch einmal mit der Aussage der Autor*innen vergleichen zu können, um zu evaluieren, ob man bereit für die weitere Vertiefung (→ Weiterführende Literatur) und konsekutive Anwendung der Methode(n) ist.

(Weiterführende) Literatur

文 Literaturhinweise bilden eine Sonderkategorie, die sich sowohl in der Gestaltung als auch in ihrer Funktionalität von den restlichen graphischen Elementen (Boxen) unterscheiden. Neben den Bibliographien, welche die zitierte Literatur enthalten, haben wir unter *bun* 文 [Literatur] Hinweise und Empfehlungen inkludiert, die es den Leser*innen ermöglichen, ihr Wissen bei Interesse an der einen oder anderen Methode zu erweitern und tiefer in die Materie einzutauchen, ohne während einer mühsamen Literaturrecherche die Lust gleich wieder zu verlieren. Um die Literaturhinweise so benutzer*innenfreundlich und zugänglich wie möglich zu gestalten, haben wir versucht, nur die wichtigsten Werke anzugeben und dabei besonders viele online abrufbare Quellen zu inkludieren. Es sei deshalb darauf hingewiesen, dass die Bibliotheken der Universitäten, die Forschungsinstitute und auch die Buchhandlungen voll von Methodenliteratur sind, welche es wert ist, entdeckt und gelesen zu werden.

Methodisches Denken

RALPH LÜTZELER

Quantitatives Denken und statistische Analyse

Einführendes zum Wesen quantitativer Forschung

In der quantitativen Forschung geht es um die messbaren und zählbaren Merkmale eines Forschungsgegenstandes. Kausaldenken und Bemühen um exakte Beschreibung bilden den gedanklichen Hintergrund dieser Forschung und belegen ihre Herkunft aus den Naturwissenschaften.

Quantitative Methoden beschäftigen sich mit Massenerscheinungen, d. h. mit häufig auftretenden Ereignissen. Es werden somit keine Aussagen über Einzelfälle getroffen, sondern über durchschnittliche Ausprägungen einer Gruppe von Ereignissen. In Kauf genommen wird also eine Informationsreduktion zugunsten einer gewissen Abstrahierung: Ziel quantitativer Forschung in den Sozialwissenschaften ist das Erkennen überindividueller Strukturen und Prozesse in menschlichen Gesellschaften.

Da sich somit statistische Resultate auf die Struktur oder das Verhalten von ‚Massen‘ oder ‚Aggregaten‘ beziehen, kann nicht automatisch auf jeden Einzelfall rückgeschlossen werden. Beispiel: Japanische Familien haben ‚im Durchschnitt‘ zwei Kinder; falsch ist es aber zu sagen, dass ‚der‘ oder ‚die‘ Japaner*in (an und für sich) zwei Kinder hat. Oder: Raucher*innen sterben im Durchschnitt früher, dennoch können einzelne Raucher*innen sehr lange leben. Erst wenn man zwei genügend große Gruppen über einen längeren Zeitraum betrachtet, davon eine Gruppe aus Raucher*innen und eine Gruppe aus Nichtraucher*innen bestehend, wird man wahrscheinlich feststellen, dass die Lebenserwartung der Nichtraucher*innengruppe insgesamt höher ist. Angesprochen ist hier das sogenannte Problem des **ökologischen Fehlschlusses** (*ecological fallacy*). Umgekehrt gibt es auch den **individualistischen Fehlschluss**, die fälschliche Übertragung der an Einzelfällen gewonnenen Erkenntnisse auf größere Bevölkerungsgruppen: Der aus vielen familieninternen Erzählungen bekannte

„Großvater, der sein Leben lang geraucht hat und 90 Jahre alt wurde“, ist beispielsweise kein repräsentativer Beleg dafür, dass Rauchen nicht gesundheitsschädlich ist. Solche individualistischen Fehlschlüsse sind aber eher für unsauber ausgeführte qualitative Analysen typisch.

Quantitative Forschung kann folglich nichts beweisen, sondern gibt nur unterstützende Informationen. Statistische Ergebnisse sind nicht selbst-erklärend, sondern müssen unter Anwendung sozial- oder wirtschaftswissenschaftlicher Theorien oder Hypothesen sinnvoll interpretiert werden.

Ein Beispiel: Es gilt in Mitteleuropa der statistische Zusammenhang: „Je höher der Niederschlag, desto höher die Geburtenrate“. Eine kausale Interpretation wäre hier natürlich Unsinn; es handelt sich um eine sogenannte Scheinkorrelation. In Wirklichkeit ‚verbirgt‘ sich hinter dem Niederschlag die Lage im Gebirgsraum und damit im ländlichen Raum, wo die Geburtenrate aus sozioökonomischen bzw. soziokulturellen Gründen im Allgemeinen höher ist als in Städten. Scheinkorrelationen sind auch der Grund, warum sich viele medizinische Untersuchungen über Risikofaktoren einzelner Erkrankungen widersprechen, da nie alle denkbaren Faktoren und Störfaktoren erhoben werden können. So wird eine Untersuchung, die soziale Faktoren wie die Schichtzugehörigkeit von Patient*innen mitberücksichtigt, zu einem anderen Ergebnis kommen als eine solche, die sich ausschließlich auf das Ernährungsverhalten und den Genussmittelkonsum bezieht. Dies wird anhand des scheinbaren Zusammenhangs zwischen Rotweinkonsum und (höherer) Lebenserwartung im Abschnitt „Statistischer Zusammenhang zwischen zwei oder mehr Variablen“ noch genauer angesprochen.

Aufgrund dieser vielfältigen Möglichkeiten der Fehlinterpretation ist ein weiteres Merkmal statistischer Ergebnisse, dass sie – bewusst oder unbewusst – leicht zu politischen oder anderen Zwecken missbraucht werden können. Wenn viele Migrant*innen in Stadtvierteln mit einer hohen Kriminalitätsrate leben, bedeutet das eben nicht zwangsläufig, dass die Kriminalität in diesen Vierteln von den Migrant*innen begangen wird. Vielmehr wäre es genauso denkbar, dass Migrant*innen besonders leichte Opfer von Kriminellen aus anderen Bevölkerungsgruppen sind, weshalb in diesen Vierteln die Kriminalitätsrate hoch ist. Auch bei der graphischen Darstellung statistischer Ergebnisse sind vielfältige Manipulationen möglich: Ein Beispiel ist die Dramatisierung eines zeitlichen Trends durch Manipulationen

an der Größenachse eines Diagramms (Y-Achse), wie in folgender Abbildung 1. Hier wird eine an sich bescheidene Umsatzsteigerung eines Unternehmens (rechts) stark aufgebläht (links) – vermutlich zur Beindruckung von Aktionär*innen und Investor*innen.

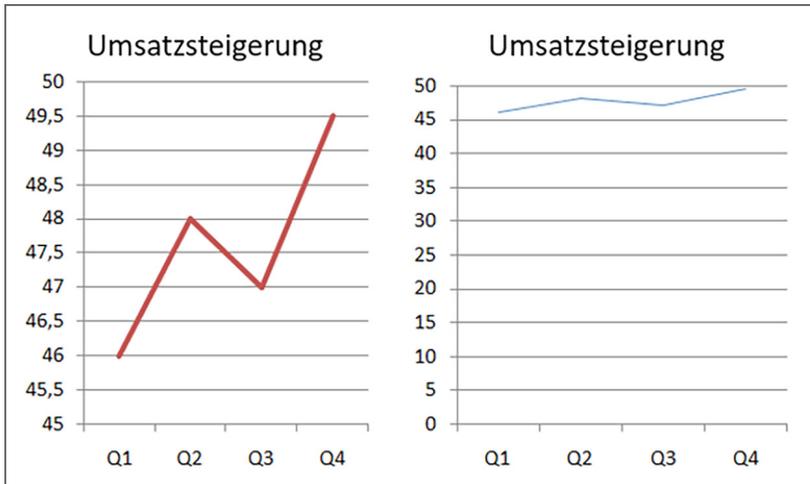


Abb. 1: Dramatisierung eines zeitlichen Trends durch Veränderung des Größenmaßstabs

Schließlich werden häufig Prozentangaben in einen falschen Bezug gesetzt. Hierzu zählt z. B. eine Aussage wie die, dass im Jahr 2018 80% der EU-Bürger*innen für die Abschaffung der Zeitumstellung gestimmt haben.¹ In Wirklichkeit wurde dieser Wert über eine Online-Umfrage ermittelt, an der insgesamt weniger als ein Prozent der EU-Bürger*innen teilnahmen, die meisten davon zudem aus dem deutschsprachigen Raum, während die Beteiligungsrate aus anderen Staaten nahe Null lag. Die 80% beziehen sich also nur auf die Teilnehmer*innen an der Umfrage, die zudem alles andere als einen repräsentativen Querschnitt der EU-Bürger*innen darstellen.

Die mangelnde intrinsische Beweiskraft der Statistik hat zur Folge, dass jedenfalls in den Sozialwissenschaften quantitative Methoden vorzugsweise zu konfirmatorischen Zwecken eingesetzt werden, d. h. zur Verifizierung bzw. Falsifizierung bestehender Hypothesen. Bei einer explorativen Verwendung (d. h. zum Zwecke einer Generierung neuer Hypothesen) ist Vorsicht geboten, da Scheinkorrelationen nie ganz ausgeschlossen werden können. Besser ist es, neue Hypothesen

¹ https://www.focus.de/wissen/mensch/medienbericht-80-prozent-der-eu-buerger-wollen-zeitumstellung-offenbar-abschaffen_id_9490607.html (aufgerufen am 11.09.2019).

entweder direkt aus einer Theorie deduktiv abzuleiten oder mittels qualitativer Verfahren (Intensivinterviews, etc.) induktiv zu generieren (→ **Qualitative Interviews**).

Quantitative Methoden dürften vor allem für diejenigen Studierenden der Japanologie attraktiv sein, die aus zeitlichen, finanziellen oder sonstigen Gründen für ihre Abschlussarbeit keinen Feldforschungsaufenthalt in Japan absolvieren können, aber dennoch gerne ein sozialwissenschaftliches Thema behandeln möchten. Darüber hinaus setzt qualitative Feldforschung in der Regel auch bestimmte *social skills* voraus (v.a. gute kommunikative Fähigkeiten), die nicht jede*r besitzt und die im Rahmen eines Studiums nur bedingt eingeübt werden können. Quantitative Forschung ist hingegen im Wesentlichen Schreibtischforschung! Wenn man selbst quantifizierbare Daten erheben möchte (etwa mittels eines standardisierten Fragebogens), statt auf bereits aufbereitete Daten im Internet zurückzugreifen, ist ein Japanaufenthalt zwar in den meisten Fällen unverzichtbar, doch ist dann der nötige Kontakt zu den Befragten selbst weit weniger intensiv und der Zeitaufwand geringer: Die Vorzüge quantitativer Methoden liegen also vor allem darin, bei relativ geringem Zeit-Kostenaufwand (es sei denn, man gibt die Durchführung einer eigenen Umfrage bei einem darauf spezialisierten Institut in Auftrag) zu allgemeingültigen (repräsentativen) und damit auch vergleichbaren Aussagen zu kommen.

Quantitative Methoden haben – wie auch qualitative Methoden – somit Stärken und Schwächen. Dies bringt es mit sich, dass sie in der jüngeren Vergangenheit vor allem jeweils dann eingesetzt wurden, wenn gesellschaftliche oder auch wissenschaftsinterne Erfordernisse mit den Stärken dieser Methoden in Übereinstimmung gebracht werden konnten. So dominierten in den meisten Sozialwissenschaften während der 1950er und 1960er Jahre quantitative Methoden, da zu jener Zeit von ideologisch höchst unterschiedlichen Positionen her (Planbarkeitsglaube; Marxismus) die Herausarbeitung ‚objektiver‘, aus sozialstatistischen Daten herauslesbarer Verhältnisse über die subjektive Sicht einzelner Personen gestellt wurde. Sozialwissenschaften wurden als exakte Wissenschaften betrachtet, die einen Beitrag zum gesellschaftlichen Fortschritt leisten sollten. Dies änderte sich ab den 1970er Jahren im Zuge des postmodernen Relativismus. Angeblich objektive gesellschaftliche Bedingungen und Kategorien

(wie Klassen oder Schichten) galten nunmehr als konstruiert, was die subjektive Sicht von Betroffenen, die nur über qualitative Verfahren zu ergründen ist, stärker in den Vordergrund rückte. In jüngerer Zeit haben quantitative Verfahren anscheinend wieder etwas an Boden zurückgewonnen, was nicht zuletzt mit der im Gefolge von Bevölkerungsschrumpfung und Neoliberalismus zunehmenden Bedeutung von Demographie und ökonomischer Ungleichheitsforschung in den Sozialwissenschaften zu tun hat, bei denen quantitative Methoden traditionell überwiegen.

Allgemeine anwendungsorientierte Literatur



- Backhaus, Klaus, Bernd Erichson, Wulff Plinke und Rolf Weiber
2018 *Multivariate Analysemethoden: Eine anwendungsorientierte Einführung*. 15. Aufl. Berlin und Heidelberg: Springer.
- Schöneck, Nadine M. und Werner Voß
2013 *Das Forschungsprojekt: Planung, Durchführung und Auswertung einer quantitativen Studie*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer.

Grundbegriffe der Statistik

Untersuchungselemente, Variablen, Indikatoren

Die Gegenstände quantitativer Analysen sind Mengen von Untersuchungselementen. **Untersuchungselemente** können je nach Fragestellung befragte Menschen oder Haushalte, geographische Einheiten wie etwa Verwaltungsbezirke, Zeiteinheiten wie etwa Jahre, Wörter, Bilder und vieles mehr sein. Aussagen über Untersuchungselemente trifft man über die Ausprägungen (Werte) bei sogenannten **Variablen** (veränderliche Merkmale; *hensū* 変数). Eine Person kann beispielsweise nach den Variablen Geschlecht, Alter oder Einkommenshöhe gekennzeichnet werden.

Variablenwerte nennt man auch **Daten**. Daten können einerseits als Individualdaten (*kobetsu dēta* 個別データ) vorliegen, d. h. für jedes einzelne Untersuchungselement sind die genauen Ausprägungen der untersuchten Variablen bekannt – dies ist der Fall, wenn man über die Originaldaten (Primärdaten) einer Erhebung verfügt. Bei Aggregatdaten (*shūkei dēta* 集計データ) hingegen wurden die Untersuchungselemente etwa von einer anderen Institution wie dem statistischen Amt eines Staates bereits zu Gruppen zusammengefasst (Altersgruppen,

Einkommensklassen, Einwohner*innenzahl von Gemeinden, etc.), weshalb man hier auch von Sekundärdaten, d. h. aus Primärdaten abgeleiteten Daten spricht. Ein Beispiel sind die veröffentlichten Ergebnisse von Volkszählungen. Das Aggregieren verbessert zwar die Übersichtlichkeit des Datenmaterials und erhöht zugleich den Datenschutz, indem die Merkmalsausprägungen bei einzelnen Individuen nicht mehr erkennbar sind. Auf der anderen Seite muss jedoch ein teilweise gravierender Informationsverlust in Kauf genommen werden. Man ist zwar auch bei Vorliegen von Originaldaten im Allgemeinen gezwungen, Daten zu aggregieren, doch entscheidet man hier selbst über die Art der Gruppenbildung. Dagegen kommt es bei der Nutzung von Sekundärdaten oft vor, dass durch die Art und Weise der (von fremden Personen) vorgenommenen Gruppierung bestimmte Fragestellungen nicht beantwortet werden können. Einfaches Beispiel: Wenn eine Bevölkerung nicht nach Geschlecht getrennt ausgewiesen wird, kann man nicht den Anteil von Männern oder Frauen in einer Bevölkerung bestimmen.

Wie bereits oben erwähnt, wird eine statistische Untersuchung zur Verifizierung oder Falsifizierung einer Hypothese vorgenommen. Die hinter einer Hypothese stehende Vorstellung muss jedoch zunächst in konkrete Zahlen übersetzt werden, mit denen sich statistisch arbeiten lässt. Diesen Schritt der Umsetzung der theoretischen Vorstellungen (Hypothesen) auf empirisch beobachtbare Äußerungen nennt man **Operationalisierung**. Soll etwa die Hypothese überprüft werden, dass der Sozialstatus von Befragten mit zunehmender Entfernung der Wohnadresse vom Zentrum sinkt, könnte man z. B. den Wert 1 einem Wohnstandort im Zentrum (in Wien z. B. die Bezirke 1–9) zuweisen, dagegen den Wert 2 für die übrigen Bezirke innerhalb und den Wert 3 für Vororte außerhalb der Stadtgrenzen verwenden.

Wenn der empirische Bezug der in der Theorie bzw. Hypothese verwendeten Begriffe nur indirekt herstellbar ist („Sozialstatus“ z. B. lässt sich als wissenschaftliches Konstrukt nicht direkt beobachten), sollte man **Indikatoren** (*shihyō* 指標) nutzen, die auf das Vorhandensein der mit dem Begriff gemeinten Sachverhalte schließen lassen. Es handelt sich bei Indikatoren somit gewissermaßen um Stellvertretervariablen. Als Indikatoren für „Sozialstatus“ beispielsweise werden in der Regel die Variablen „Höhe des monatlichen Einkommens“, „höchster formaler Bildungsabschluss“ und/oder „Art des ausgeübten Berufs“ ausgewählt.

Skalenniveaus von Variablen

Die sinnvolle Anwendung bestimmter statistischer Methoden hängt natürlich primär von den zu überprüfenden Hypothesen bzw. der Fragestellung ab, ist aber auch abhängig vom sogenannten Skalenniveau der Variablen.

Das **nominale Skalenniveau** (*meigi shakudo* 名義尺度) ist das ‚unterste‘ in der Typologie, da keine Aussagen über die Beziehungen zwischen den einzelnen Werten einer Variable getroffen werden können. Entsprechend ist das statistische Instrumentarium, das zur Analyse solcher Daten zur Anwendung kommen kann, sehr eingeschränkt. Nominalskalen dienen dazu, lediglich die Verschiedenartigkeit von Merkmalsausprägungen zum Ausdruck zu bringen. Beispiele: männlich/weiblich; ledig/verheiratet/verwitwet/geschieden; Wohnort Nordost-Japan/Südwest-Japan. In statistischen Analysen wird solchen Merkmalsausprägungen eine Zahl zugewiesen, die aber nur der Identifizierung dient und keine qualitative Bedeutung hat.

Wenn eine Rangordnung zwischen allen Kategorien nach irgendeinem Kriterium möglich ist, dann liegt eine **Ordinalskala** (*junjo shakudo* 順序尺度) vor. Jede Kategorie hat eine niedrigere oder höhere Position gegenüber einer anderen. Die Rangordnung gibt allerdings keinen Aufschluss darüber, wie groß der Unterschied zwischen zwei Rangplätzen ist.

┌ Zwei Beispiele für Ordinalskalen —————

例 | Zufriedenheitsniveau bei einer Umfrage (sehr unzufrieden (5), eher unzufrieden (4), teils-teils (3), eher zufrieden (2), sehr zufrieden (1));
| höchster Bildungsabschluss (Pflichtschulabschluss, Matura, Hochschulabschluss).

Metrischen Skalen (*keiryō shakudo* 計量尺度) liegt eine konstante Messeinheit zugrunde, sodass genaue quantitative Aussagen über den Unterschied zweier Merkmalsausprägungen möglich sind. Metrische Skalen werden weiter unterschieden in a) **Intervallskalen** (*kankaku shakudo* 間隔尺度) mit willkürlich festgesetztem Nullpunkt (z.B. Temperatur in Grad Celsius), die Aussagen über die Differenz zwischen zwei Werten zulassen, aber keine Aussage über Größenverhältnisse (10 Grad Celsius ist nicht doppelt so warm wie 5 Grad Celsius); b) **Rationalskalen** (*hishakudo* 比尺度) mit einem natürlichen (absoluten) Nullpunkt, bei denen letztere Aussage möglich ist (z.B. die Einwohner*innenzahl von

Yokohama ist doppelt so hoch wie die der Stadt Kawasaki). Diese Skala ist die am häufigsten vorkommende. Erst bei dieser Skala ist es sinnvoll, Quotienten wie z. B. Prozentwerte zu berechnen, die ihrerseits die Basis für rational skalierte Variablen bilden.

Grundgesamtheit vs. Stichprobe

Die Menge aller Untersuchungselemente, für die eine Aussage gemacht werden soll, heißt **Grundgesamtheit** (*yunibāsu* ユニバース). Das können z. B. alle Beschäftigten eines Unternehmens sein; alle Einwohner*innen Japans, die Kinder unter 18 Jahre haben; alle Präfekturen Japans; alle Jahre seit 1945; etc. Da die Zahl der Präfekturen oder auch die Zahl der Beschäftigten eines Kleinunternehmens im Allgemeinen überschaubar ist, wird man hier mit vertretbarem zeitlichen Aufwand eine Grundgesamtheit statistisch untersuchen können. Bei allen Japaner*innen mit Kindern oder den Beschäftigten in einem Großbetrieb sieht das bereits anders aus. In solchen Fällen kann man nur eine Teilmenge der Grundgesamtheit untersuchen. Dabei muss die Voraussetzung erfüllt sein, dass man von den Eigenschaften der Teilmenge auf entsprechende Eigenschaften der Grundgesamtheit schließen kann. Eine Teilmenge, die solche Schlüsse zulässt, heißt repräsentativ. Man hat für sie den Begriff der **Stichprobe** bzw. des **Samples** (*hyōhon* 標本) eingeführt.

Hier liegt ein Grundunterschied zum Vorgehen in der qualitativen Sozialforschung, wo Repräsentativität nicht erreichbar ist (hoher zeitlicher Aufwand allein für ein einziges Intensivinterview) und auch nicht angestrebt wird, da in erster Linie neue Hypothesen erzeugt werden sollen (explorativer Ansatz), die gegebenenfalls anschließend mittels eines größeren Datensets mit quantitativen Methoden zu überprüfen sind.

Eine Stichprobe ist also eine endliche Teilmenge der Grundgesamtheit, die nach bestimmten Regeln so zu entnehmen ist, dass sie die Grundgesamtheit repräsentiert. Die Repräsentativität hängt nun einerseits von dem Stichprobenumfang (der Größe der Stichprobe) und andererseits dem Stichproben-Auswahlverfahren ab.

Im Hinblick auf den Stichprobenumfang gilt das ‚Gesetz der großen Zahl‘. Danach nähern sich die Eigenschaften der Stichprobe mit wachsendem Stichprobenumfang den Eigenschaften der Grundgesamtheit. Zum Glück ist die absolute Größe der Stichprobe entscheidender als der relative Anteil der Stichprobe an der Grundgesamtheit.

Beispielsweise werden bei landesweiten Umfragen in Österreich meist rund 1000, in Japan aber auch ‚nur‘ 2000 bis 3000 Personen befragt.

— Stichproben-Auswahlverfahren —

手
法 Nur zufällige Stichproben-Auswahlverfahren (*hyōhon chūshutsuhō* 標本抽出法), bei denen jedes Element der Grundgesamtheit die gleiche Chance hat, in die Stichprobe aufgenommen zu werden, gewährleisten die Repräsentativität der Stichprobe. Zuverlässig lassen sich Zufallsstichproben mit Hilfe von Zufallszahlen ziehen, die jeder Rechner ausgeben kann. Dazu muss man vorher jedem Element der Grundgesamtheit, aus der man die Stichprobe ziehen will, eine Zahl zuweisen. Stichprobenauswahlverfahren können sehr komplex werden (und sind dann oft nur noch durch hierauf spezialisierte Institute durchzuführen), wenn man Repräsentativität anhand mehrerer Merkmale benötigt. Dies ist der wesentliche Grund, warum, wie oben bereits angedeutet, in Auftrag gegebene eigene Umfragen schnell zu teuer werden, um sie ohne eingeworbene Forschungsgelder realisieren zu können.

Statistische Fragestellungen

Im Folgenden sollen die wichtigsten statistischen Fragestellungen und die dabei verwendeten statistischen Maße und Verfahrensweisen skizzenhaft vorgestellt werden, um einen überblicksartigen Eindruck vom wissenschaftlichen Nutzen solcher Methoden zu vermitteln. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Bereich der sogenannten **Deskriptivstatistik** (*kijutsu tōkeigaku* 記述統計学), während die auf der Wahrscheinlichkeitstheorie beruhende **Inferenzstatistik** (Schätz- und Teststatistik; *suisoku tōkeigaku* 推測統計学) wegen ihres stark mathematisch-formalen Denkansatzes, zu dem erfahrungsgemäß die meisten Studierenden der Japologie nur schwer Zugang finden, lediglich randliche Erwähnung findet. Interessierte Leser*innen seien für weiterführende und anwendungsorientierte Informationen zu allen hier vorgestellten Verfahrensweisen auf die am Ende des Beitrags angeführten Werke verwiesen.

Niveau und Struktur einer Häufigkeitsverteilung

Wesentliche Charakteristika einer vorliegenden Häufigkeitsverteilung lassen sich durch jeweils eine einzige Maßzahl zum Ausdruck bringen. Hierdurch werden unterschiedliche Verteilungen von Variablen miteinander vergleichbar.

Maße der Zentraltendenz dienen dazu, die Lage der mittleren oder häufigsten Variablenwerte anzugeben. Je nach Schiefe der Vertei-

lung wird entweder der **Median** (*chūōchi* 中央値, *chūisū* 中位数) oder das **arithmetische Mittel** (*sanjutsu heikin* 算術平均) bevorzugt.

Einkommenshöhe

例 Bei der durchschnittlichen Einkommenshöhe wird meist der Median als Mittelwert berechnet, da wenigen Personen mit sehr hohem Einkommen viele Menschen mit mittlerem oder niedrigem Einkommen gegenüberstehen. Die Berechnung des arithmetischen Mittels würde hier wegen des starken Gewichtungseffekts, die die wenigen sehr hohen Einkommen ausüben, ein wenig realistisches Bild von den durchschnittlichen Einkommensverhältnissen vermitteln, d. h. der Wert läge deutlich über dem Einkommen der meisten Menschen.

Durch die Berechnung des Median, der den mittleren Wert in einer der Größe nach geordneten Datenreihe darstellt (und somit die Variablenwerte in eine obere und eine untere Hälfte teilt), wird dies vermieden.

Die Maße der Zentraltendenz geben die ‚mittlere‘ Position an, um die die Variablenwerte lokalisiert sind. Sie sagen aber nichts darüber aus, wie stark die Werte im Durchschnitt vom Mittelwert entfernt liegen. Eine Antwort darauf geben Streuungsmaße wie die **Standardabweichung** (*hyōjun hensa* 標準偏差), die die absolute Streuung misst, oder der **Variationskoeffizient** (*hen'i keisū* 変異計数), der die relative Streuung, d. h. die Streuung im Verhältnis zum Mittelwert angibt. In der folgenden Abbildung 2 sind auf der horizontalen X-Achse die Variablenwerte (meist von kleiner zu größer) abgetragen, während sich die Höhe der Kurven auf die Häufigkeit der Variablenwerte bezieht. Je größer die Streuung, desto geringer ist die Aussagekraft des Mittelwerts, weshalb bei der Charakterisierung von Verteilungen immer beide Arten von Maßen zu berechnen sind.

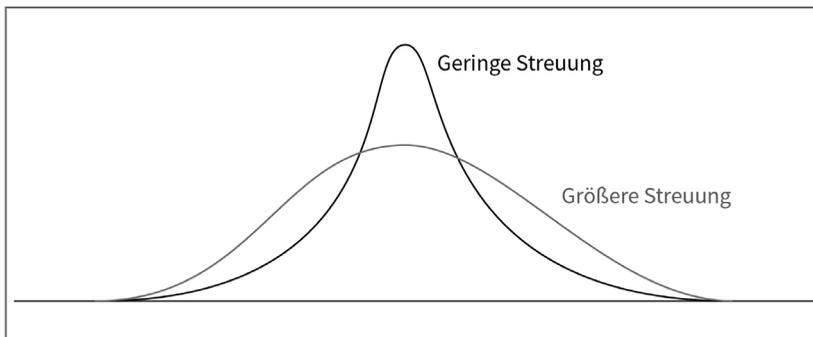


Abb. 2: Häufigkeitsverteilungen mit geringer und größerer Streuung

Bildung einer neuen, aussagekräftigeren Variable

Die Aussagekraft absoluter Zahlen ist im Allgemeinen sehr begrenzt, denn was bedeutet es schon für sich genommen, dass in einem japanischen Dorf 42 Personen in einem Alter von 65 Jahren und älter leben? Absolute Zahlen sind daher zumindest in einen Bezug zu setzen, wie das etwa bei einer Alterspyramide oder einer Zeitreihe geschieht. Im ersten Fall lassen sich so Vergleiche der Besatzstärke von bestimmten Altersgruppen mit anderen Altersgruppen des gleichen oder anderen Geschlechts anstellen; im zweiten Fall ergibt sich eine Trendlinie. Häufiger noch werden aus zwei oder mehreren ursprünglichen Variablen aussagekräftigere relative Werte gebildet, sogenannte **Verhältniszahlen**.

Verhältniszahlen sind Quotienten von statistischen Werten, d. h. zwei verschiedene absolute Zahlen werden durch Division zueinander in eine Beziehung gesetzt. So errechnet man aus dem Quotienten der 42 alten Menschen und der Zahl aller am Ort lebenden Menschen den Anteil alter Menschen, der dann mit den Anteilen in anderen Orten verglichen werden kann.

第4表 都道府県別 国籍・地域別 在留外国人												
都道府県	総数	アジア	アフガニスタン	アラブ首長国連邦	ミャンマー	パレチン	ブータン	パングラデシュ	ブルネイ	カンボジア	スリランカ	中国
総数	2,307,388	1,904,678	2,787	87	15,912	22	98	11,470	75	7,370	15,193	677,571
北海道	26,756	22,172	67	-	116	-	3	136	1	103	75	9,463
青森	4,528	3,891	6	-	13	-	-	6	-	35	2	1,264
岩手	6,054	5,591	8	-	54	-	2	14	-	8	6	2,181
宮城	18,197	16,093	23	-	89	-	16	162	-	25	85	5,882
秋田	3,731	3,196	4	2	8	-	-	5	5	32	3	1,188
山形	6,246	5,772	1	-	16	-	-	31	4	25	5	2,209
福島	11,456	10,425	19	-	142	-	-	35	1	37	39	3,602
茨城	56,153	45,704	219	1	262	1	4	492	5	448	1,496	12,383
栃木	35,924	26,393	43	-	320	-	2	376	-	89	833	6,709
群馬	48,320	29,259	50	-	400	-	1	659	-	136	365	7,162
埼玉	145,997	127,204	100	4	618	1	7	1,437	4	182	912	57,671
千葉	128,660	114,208	945	-	717	-	8	775	1	192	2,624	44,861
東京	489,538	420,452	156	51	7,930	2	12	3,609	24	484	2,051	181,670
神奈川	186,233	153,166	46	18	555	2	9	930	3	1,733	2,055	60,518
新潟	14,149	12,508	29	-	96	-	-	59	2	25	169	4,955
富山	14,464	11,196	2	-	36	-	-	102	-	38	22	4,975
石川	12,092	10,044	1	-	133	-	-	63	-	23	10	4,394
福井	19,347	16,913	7	-	79	-	-	19	-	79	5	3,978

Abb. 3: Beispieltabelle für Quotientenbildung

Quelle: Daten des japanischen Justizministeriums (Hōmushō), Zairyū gaikokujin tōkei. <https://www.e-stat.go.jp/stat-search/files?page=1&layout=datalist&toukei=00250012&tstat=000001018034&cycle=1&year=20160&month=12040606&tclass1=000001060399>

Eine einzige Tabelle bietet oft viele Möglichkeiten der Quotientenbildung, wobei man aufpassen muss, auch immer die im Hinblick auf die Fragestellung ‚richtige‘ Division durchzuführen. Oben abgebildet ist ein Ausschnitt aus einer Tabelle (Abbildung 3), die für das Jahr 2015 die Anzahl ausländischer Staatsbürger*innen nach Präfektur und Nationalität wiedergibt. Wenn man nun die fett umrandete Zahl (die Zahl der in der Präfektur Tōkyō gemeldeten chinesischen Staatsbürger*innen) durch die Zahl in der obersten Zeile derselben Spalte dividiert, erhält man den Anteil der in Tōkyō lebenden Chines*innen an allen in Japan sich aufhaltenden Chines*innen; bildet man hingegen einen Quotienten mit der am weitesten links stehenden Zahl derselben Zeile, erhält man den Anteil der in Tōkyō lebenden Chines*innen an allen sich in Tōkyō aufhaltenden Ausländer*innen. Dies hört sich trivial an, doch in der Praxis kommt es häufig zu falschen Interpretationen aufgrund falscher Bezugsetzungen.

Verhältniszahlen lassen sich wiederum in verschiedene Formen unterteilen: So geben **Gliederungszahlen** einen Anteil, d. h. eine Quote, an einer Gesamtmenge an.

└ Personengruppen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung ───────────┘

例] Anteil von Erwerbslosen an der Gesamterwerbspersonenzahl eines Landes/ einer Region (= Erwerbslosenquote); Anteil alter Menschen ab 65 Jahren an der Gesamtbevölkerung eines Landes; Anteil ausländischer Staatsbürger*innen an allen in Japan lebenden Personen.

Beziehungszahlen hingegen setzen zwei verschiedenartige, aber inhaltlich sinnvoll zusammenhängende statistische Massen in Beziehung zueinander. Oft handelt es sich um ‚Pro-Kopf‘-Quotienten. Beispiele: Einwohner*innendichte (Zahl der Einwohner*innen / Fläche in Quadratkilometer); Rohe Geburtenrate (Zahl der Geborenen / Zahl der Einwohner*innen) in Promille.

Messzahlen schließlich beschreiben, wie viel Prozent die Größe im Zähler von der Größe im Nenner beträgt. Dabei geht es um gleichartige (aber räumlich oder zeitlich unterschiedliche) Massen, wovon die eine an der anderen gemessen wird. Beispiel: Sexualproportion der Geborenen. Normalerweise kommen auf 100 weibliche etwa 105 männliche Geburten. Messzahlen sind besonders wichtig bei Zeitreihen, d. h. in der zeitlichen Entwicklung von Merkmalen. Dabei wird ein Zeitreihenwert als Basis gewählt (= meist ‚gleich 100‘ gesetzt), an dem die übrigen Zeitreihenwerte gemessen werden.

Abschätzung der Zufälligkeit bzw. Nichtzufälligkeit statistischer Befunde

Wenn man zu befragende Personen aus einer Grundgesamtheit nach dem Zufallsprinzip auswählt, kann Repräsentativität unterstellt werden, sofern die Stichprobe nicht zu klein ist. Allerdings können erneut Probleme auftreten, wenn nicht alle Personen, die angesprochen wurden, ausgefüllte Fragebögen zurückgeschickt haben, und unter diesen ‚Antwortverweiger*innen‘ eine bestimmte Personengruppe besonders stark vertreten ist (z. B. Menschen im erwerbstätigen Alter, Singles oder Erwerbslose, die vielleicht keine Zeit oder kein Interesse am Ausfüllen eines Fragebogens haben). Es ist dann eine Überprüfung der Repräsentativität der Restgruppe vor den eigentlichen statistischen Auswertungsschritten erforderlich. Hierzu werden statistische Testverfahren eingesetzt.

Zwar kann man mittels statistischer Testverfahren nicht völlig zweifelsfrei bestimmen, ob Repräsentativität besteht. Die Testverfahren erlauben es jedoch, die Risiken von Fehlentscheidungen mit Wahrscheinlichkeiten zu quantifizieren und dadurch die Chancen korrekter Entscheidungen zu erhöhen. Hierzu reicht es im Allgemeinen, die Repräsentativität anhand einiger ausgewählter Variablen zu überprüfen (mehr ist meist auch nicht möglich, denn wüsste man bereits alles über die Verteilung aller Variablen in der Grundgesamtheit, bräuhete man ja keine Stichprobe zu ziehen). Beispiel: Überprüfung, ob ein Frauenanteil von 54% aus einem Sample noch tolerierbar nahe genug am tatsächlichen Anteil in der Grundgesamtheit von 51,5% liegt, d. h. ob der höhere Frauenanteil der Stichprobe höchstwahrscheinlich noch auf Zufall beruht (dann wäre die Stichprobe in Bezug auf den Frauenanteil repräsentativ) oder ob das nicht mehr der Fall ist, womit man ein Problem hätte.

Diese Fragestellung kann man auch auf den Vergleich zweier Stichproben anwenden: Beruht beispielsweise der Unterschied zwischen 118 Todesfällen in einer Raucher*innengruppe und 94 Todesfällen in einer Nichtraucher*innengruppe noch auf Zufall oder nicht? Wahrscheinlich hofft man bei dieser Art der Anwendung eher darauf, dass die Unterschiede nicht-zufällig sind und damit ein realer Zusammenhang zwischen Rauchen und früherem Tod angenommen werden kann. Dies schließt an den zweiten wichtigen Anwendungsfall statistischer Tests an, bei dem es um die Frage geht, ob die Ähnlichkeit der Verteilung zweier oder mehrerer Variablen noch auf Zufall beruht

oder ob diese Verteilungsähnlichkeit so ausgeprägt ist, dass man einen Zusammenhang zwischen den Variablen annehmen kann. Ein fast schon triviales Beispiel wäre der Anteil der in Großstädten lebenden Menschen und der Anteil der in der Landwirtschaft tätigen Erwerbspersonen nach Gebietseinheiten, die aus nachvollziehbaren Gründen in fast allen Ländern stark negativ miteinander korreliert sind.

Ein statistischer Test dient somit ganz allgemein dazu, eine Entscheidung über die Wahrscheinlichkeit eines zufälligen oder nicht-zufälligen Zustandekommens bestimmter Ergebnisse aus statistischen Verfahren zu treffen. Auf vielen Forschungsgebieten wird ein sogenanntes **Signifikanzniveau** bzw. eine **Irrtumswahrscheinlichkeit** (*yūi suijun* 有意水準, *kikenritsu* 危険率) von 5% üblicherweise als ‚Grenzwert‘ akzeptiert (Wahrscheinlichkeit von 5% oder höher, dass das Ergebnis auf Zufall beruht). Liegt die Irrtumswahrscheinlichkeit genau auf oder unter diesem Schwellenwert, wird das Ergebnis als **statistisch signifikant** bezeichnet. Liegt Signifikanz vor, so wird angenommen, dass gemessene Unterschiede bei Maßzahlen nicht durch Zufall zustande gekommen, sondern ‚real‘ sind. Während ein solches Ergebnis bei Zusammenhangsmessungen meist durchaus erwünscht ist, hat es bei der Bestimmung der Repräsentativität eines Samples meist zur Folge, dass ein neues Sample ‚gezogen‘ werden muss.

Allerdings sagt Signifikanz nur bedingt etwas über Effektstärken aus, da Signifikanz nicht zuletzt sehr stark von der Größe des Samples oder der Grundgesamtheit abhängt. Bei einer sehr hohen Zahl von Untersuchungselementen erreichen bereits schwache Zusammenhänge zwischen zwei Variablen schnell das Signifikanzniveau. Bei einer geringen Zahl ist hingegen selbst der augenfälligste Zusammenhang oft statistisch nicht signifikant. Dies stellt beispielsweise ein großes Problem bei der Ursachenerforschung seltener Krankheiten dar.

Statistischer Zusammenhang zwischen zwei oder mehr Variablen

Die Überprüfung von Zusammenhängen zwischen Variablen ist ein Hauptbetätigungsfeld der Deskriptivstatistik; Anwendungsbeispiele sind etwa der Zusammenhang von Olivenölkonsum und der Häufigkeit von Herzinfarkten, der Zusammenhang zwischen der Höhe der Geburtenrate und dem Verstädterungsgrad, der Zusammenhang zwischen Zufriedenheit und Geschlecht, oder der Zusammenhang zwischen der Wahl einer bestimmten Partei und dem Bildungsniveau der Wähler*innen. Der

Zusammenhang zwischen der Verteilung zweier Merkmale (Variablen) kann mittels folgender Fragestellungen untersucht werden:

1. Existiert überhaupt ein Zusammenhang zwischen zwei Variablen, d.h. hängt die Ausprägung der einen Variable davon ab, welche Ausprägung die andere Variable besitzt? Es geht also nur um die Frage, ob ein statistisch signifikanter Zusammenhang besteht oder nicht. Diese Fragestellung liegt statistischen Tests wie dem **Chi-Quadrat-Test** (*kai nijō kentei* カイ二乗検定) zugrunde.
2. Welche Intensität/Stärke besitzt der Zusammenhang? Hierfür werden je nach Skalierung der Daten unterschiedliche **Korrelationskoeffizienten** (*sōkan keisū* 相関係数) berechnet. Beispiel: Wie stark hängt die Höhe der Lungenkrebsmortalität in einer Region vom dortigen Anteil der Raucher*innen ab? Im Allgemeinen liegen Korrelationsberechnungen simple Kausalhypothesen zu Grunde: Es gibt eine unabhängige Variable (auch Erklärungsvariable) sowie eine abhängige Variable, deren Verteilung mittels der unabhängigen Variable statistisch ‚erklärt‘ werden soll. Die Korrelationskoeffizienten schwanken zwischen 0 (keinerlei Zusammenhang) und 1 (identische Verteilung) und können einen negativen Wert annehmen, wenn die Werte einer Variable steigen, während die der anderen Variable abnehmen. Dies ist beispielsweise in den meisten Ländern bei dem Zusammenhang zwischen der Höhe der Geburtenrate und dem Verstädterungsgrad der Fall.
3. Welche Form bzw. Tendenz besitzt der Zusammenhang? Geht z. B. bei ansteigenden Werten der einen Variable ein starker oder ein nur schwacher Anstieg von Werten der anderen Variable einher? Wenn man dies wissen möchte, kann man die Korrelationsanalyse zur **Regressionsanalyse** (*kaiki bunseki* 回帰分析) erweitern. Korrelations- und Regressionskoeffizienten messen durchaus Unterschiedliches. Signifikanz des Zusammenhangs vorausgesetzt, ist der Regressionskoeffizient meist wichtiger. So zeigt die untenstehende Abbildung 4 links den Fall eines relativ schwachen Zusammenhangs (Wertepunkte sind relativ weit von der sog. Regressionsgerade entfernt) bei allerdings deutlicher Tendenz (Regressionsgerade steigt an), während im rechten Beispiel zwar eine sehr hohe Korrelation vorliegt, eine Tendenz aber kaum zu erkennen ist. Ein konkretes Beispiel für Letzteres ist der vor einiger Zeit von

der World Health Organisation bestätigte Zusammenhang zwischen hohem Wurst- und Schinkenkonsum und einer erhöhten Mortalität an Darmkrebs.² Hier wurde ein Zusammenhang zwar bewiesen, doch die Mortalitätsrate steigt mit zunehmendem Konsum nur geringfügig.

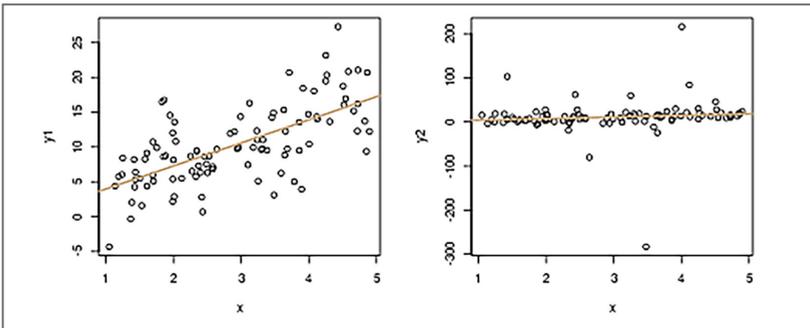


Abb. 4: Unterschiedliche Stärken und Tendenzen statistischer Zusammenhänge

4. Beeinflussen evtl. mehrere unabhängige Variablen eine abhängige Variable, und wenn ja, wie stark und mit welcher Tendenz? Hierfür gibt es die Verfahren der **multiplen Korrelations- und Regressionsanalyse** (*jūsōkan-, jūkaiki bunseki* 重相関・重回帰分析; z. B. kann man so simultan den Einfluss von Geschlecht, Alter und Einkommenshöhe auf das Zufriedenheitslevel von Personen messen).
5. Will man die Stärke eines Zusammenhangs unter Herausrechnung des Einflusses einer dritten Variable bestimmen, nutzt man das Verfahren der **partiellen Korrelation** (*hen sōkan* 偏相関). Hier wird der Einfluss einer Variable auf eine andere in sozusagen ‚reiner Form‘ dargestellt, indem der mögliche Einfluss dritter Variablen konstant gehalten, d. h. ‚kontrolliert‘ wird. Beispiel (vgl. auch die folgende Abbildung 5): Der seit den 1980er Jahren immer wieder behauptete positive Effekt hohen Rotweinkonsums auf die Höhe der Lebenserwartung verschwindet, wenn man beispielsweise berücksichtigt, dass Rotweinkonsument*innen im Durchschnitt ein höheres Bildungsniveau aufweisen als etwa Bier- oder Schnapstrinker*innen. Denn es sind mit höherem Bildungsniveau eine Reihe anderer Verhaltensweisen (z. B. geringe Raucher*innen-

² <https://www.theguardian.com/society/2015/oct/26/bacon-ham-sausages-processed-meats-cancer-risk-smoking-says-who> (aufgerufen am 11.09.2019).

quote, häufigere Inanspruchnahme von medizinischen Vorsorgeuntersuchungen) verbunden, die tatsächlich positiv auf die Lebenserwartung wirken (vgl. Kleine-Gunk 2012). Indem man also die Variable „Bildungsniveau“ konstant hält, d.h. ihren Einfluss auf die Variable „Höhe des Rotweinkonsums“ herausrechnet, verschwindet der positive Zusammenhang zwischen Weinkonsum und Lebenserwartung. Somit zeigt sich, dass es sich bei diesem Zusammenhang um eine Scheinkorrelation handelt.

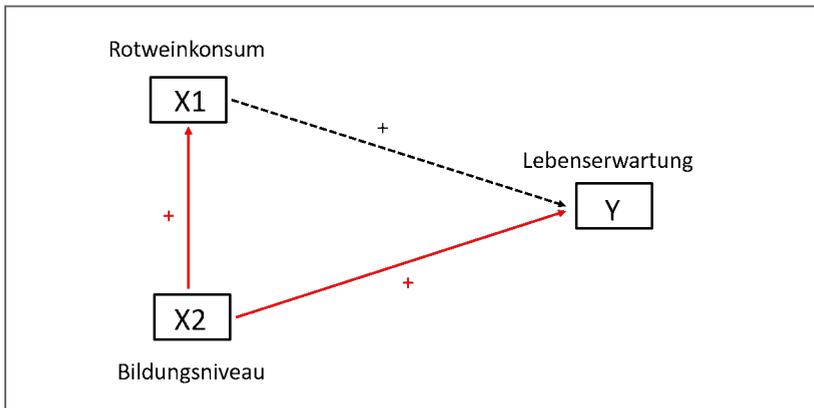


Abb. 5: Beispiel eines scheinkorrelativen Zusammenhangs

6. Wenn nun auch noch Beziehungen zwischen den unabhängigen Variablen berücksichtigt werden sollen, was durch ein sogenanntes Pfaddiagramm graphisch wiedergegeben werden kann (vgl. die folgende Abbildung 6), kommt die **Pfadanalyse** (*pasu kaiseki* パス解析) bzw. ein **Strukturgleichungsmodell** zum Einsatz. Hier macht man sich gewissermaßen die Interdependenz der einzelnen unabhängigen Variablen zunutze, um die Plausibilität komplexer (sozialwissenschaftlicher) Zusammenhänge statistisch zu überprüfen. Die im Modell enthaltenen Hypothesen sind die folgenden: Das Zufriedenheitsniveau wird unmittelbar vom Bildungsstand und der Höhe des Einkommens beeinflusst, aber es gibt zudem noch einen indirekten Effekt des Bildungsstandes, der mittels der Erhöhung des Einkommens wirkt, sowie einen Effekt, bei dem sich eine neue Beschäftigung positiv auf das Einkommen und damit indirekt auch auf das Zufriedenheitsniveau auswirkt.

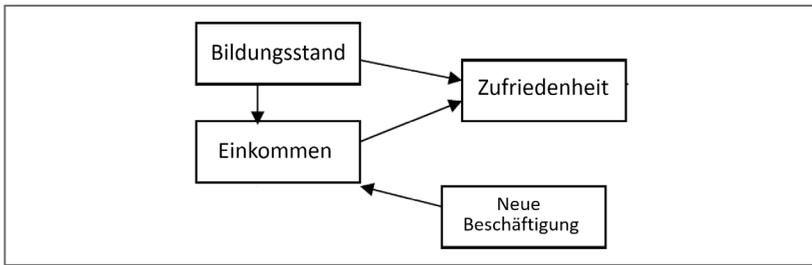


Abb. 6: Beispiel eines Pfadmodells

Gruppierung von Untersuchungselementen oder Variablen

Es geht hier um eine Klassifizierung von Beobachtungseinheiten (Elementen). Man versucht damit, Komplexität zu reduzieren, indem man die beobachteten Objekte (Befragte, Raumeinheiten, etc.) auf Grund bestimmter Eigenschaften (Ausprägung bei den Variablen) klassifiziert, d. h. jedes Element genau einem bestimmten Typ zuordnet. Das kann man natürlich oft ganz einfach mittels der Festlegung von mehr oder weniger willkürlich gewählten Schwellenwerten erreichen. Ein formaleres Verfahren stellt die **Clusteranalyse** (*kurasutā bunseki* クラスタ分析) dar. Es hat vor allem dann Vorteile, wenn viele Variablen als Kriterien für eine Gruppenbildung eingesetzt werden sollen; eine Schwellenwertbildung würde hier sehr schnell unübersichtlich. Mittels der Clusteranalyse lässt sich ermitteln, inwiefern sich Untersuchungselemente anhand der Ähnlichkeit ihrer Merkmalswerte oder inwieweit sich Variablen anhand der Ähnlichkeit ihrer Wertausprägung bei den verschiedenen Untersuchungselementen zu Gruppen zusammenfassen lassen. Solche Clusteranalysen liegen beispielsweise den Ergebnissen von Wertestudien (vgl. z. B. zu Japan Ölschleger et al. 1994) zu Grunde, wenn Befragte in „Fortschrittsorientierte“ oder „Traditionalist*innen“ unterteilt werden.

Ein weiteres Beispiel liefert die nachfolgende Tabelle 1: Hier wurden die Stadtviertel (*chōme* 丁目) des Tokyoter Stadtbezirks Kita nach ihrer Ähnlichkeit anhand von vier Variablen, die die demographische und sozioökonomische Struktur der Stadtviertel widerspiegeln, in insgesamt acht Gruppen eingeteilt. Dabei ergab sich unter anderem die Existenz einer Gruppe (Gruppe 4) mit sehr problematischen Bedingungen (Bevölkerungsrückgang, sehr hoher Altenanteil, hohe Erwerbslosenquote und sehr niedriger Anteil an Erwerbspersonen in höheren Berufen). Eine nähere Betrachtung machte dann deutlich, dass es sich

ausnahmslos um Viertel handelt, die durch einen hohen Anteil von Personen im Gemeindebau (*toei jūtaku* 都営住宅) gekennzeichnet sind.

Tab. 1: Beispielergebnis einer Clusteranalyse mit Stadtvierteln als Untersuchungselementen

Cluster	Variable			
	Bevölkerungswandel 1995–2005 (1995=100)	Anteil der Bevölkerung 65 Jahre u.ä. (2005)	Erwerbslosenrate (2005)	Anteil der Beschäftigten in freien und Verwaltungsberufen (2005)
1	271	10.4	4.2	24.5
2	151	15.8	4.0	26.6
3	111	15.8	5.3	18.5
4	86	38.7	11.3	14.0
5	106	20.1	4.6	26.9
6	116	19.4	3.8	38.2
7	99	24.1	6.4	16.6
8	105	19.8	11.5	21.2
Mittel	113	20.5	6.2	22.5

(Quelle: Eigene Berechnungen auf Basis von Volkszählungsdaten)

Anwendungen in der Japanologie (Beispiele)

- 文 Fankhauser, Peter
2017 *Sharing is caring: Self-disclosure in friendships of Japanese students and the role of relational mobility*. MA-Arb.: Universität Wien. <http://othes.univie.ac.at/45199/1/47379.pdf> (⇒ Beispiel für die Anwendung der Pfadanalyse)
- Lützelner, Ralph
2011 „Left behind in the global city: Spaces and places of ageing and shrinking in the Tokyo Metropolitan Area“, Florian Coulmas und Ralph Lützelner (Hg.): *Imploding populations in Japan and Germany: A comparison*. Leiden und Boston: Brill, 473–491. (⇒ u. a. Clusteranalyse mit Gemeinden als Untersuchungselemente)
- 2017 „The urban-rural divide in Japan: A matter of social inequality?“, David Chiavacci und Carola Hommerich (Hg.): *Social inequality in post-growth Japan: Transformation during economic and demographic stagnation*. Abingdon und New York: Routledge, 187–200. (⇒ u. a. Streuungsmaße, Quotientenbildung, Korrelationsanalyse)
- Ölschleger, Hans Dieter, Helmut Demes, Heinrich Menkhaus, Ulrich Möhwald, Annelie Ortmanns und Bettina Post-Kobayashi
1994 *Individualität und Egalität im gegenwärtigen Japan: Untersuchungen zu Wertmustern in bezug auf Familie und Arbeitswelt* (= Monographien; 7). München: iudicium. (⇒ u. a. Clusteranalyse mit Befragten als Untersuchungselemente)
- Schaede, Ulrike
2013 „Sunshine and suicides in Japan: Revisiting the relevance of economic determinants of suicide“, *Contemporary Japan* 25/2, 105–126.
(⇒ multiple Regressionsanalyse)

Wichtige japanische Statistiken im Internet

Das Angebot an japanischen amtlichen Sekundärstatistiken im Internet ist sehr reichhaltig. Um hier nicht den Überblick zu verlieren, gilt es zunächst einmal, sich grob einen solchen über die Systematik der amtlichen Statistiken zu verschaffen (vgl. Kinoshita et al. 1998: 8–11). Folgende Gliederungen sind möglich:

1. **Erhebungen** (*chōsa tōkei* 調査統計) sind meist alle drei oder fünf Jahre durchgeführte ausführliche standardisierte Befragungen;

└ Beispiele für Erhebungen —————
 例 • Volkszählung
 | • Landwirtschaftszensus

Geschäftsbereichstatistiken (*gyōmu tōkei* 業務統計): laufende Statistiken aus einem bestimmten, von einer Regierungsbehörde betreuten Aufgabenbereich, die sich zumeist auf ein Kalender- oder Fiskaljahr beziehen;

└ Beispiele für Geschäftsbereichstatistiken —————
 例 • Einreisestatistik
 | • Vitalstatistik (Geburten und Sterbefälle)
 | • Verbrechenstatistik

bearbeitete Statistiken (*kakō tōkei* 加工統計): Zusammenstellung von Indizes eines bestimmten Bereichs, berechnet aus statistischen Primärdaten.

└ Beispiele für bearbeitete Statistiken —————
 例 • Bevölkerungsprognosen
 | • Sterbetafel mit durchschnittlicher Lebenserwartung
 | • Gini-Koeffizient zur Kennzeichnung der Stärke von Einkommensungleichheit

2. Erhebungen gliedern sich wiederum in **Vollerhebungen** (*zensū chōsa* 全数調査; die Gesamtbevölkerung wird befragt wie etwa bei den Volkszählungen) und **Teilerhebungen** (*ichibu chōsa* 一部調査; Befragungen einer relativ großen repräsentativen Stichprobe; Beispiel: Wohn- und Bodenzensus).

3. **Vollständige Strukturstatistiken** (*kōzō chōsa* 構造調査) grenzen sich ab von sogenannten **Eilstatistiken** (*sokuhō tōkei* 速報統計), bei denen es sich um ausgewählte wichtige Indikatoren für den unmittelbaren (politischen) Gebrauch handelt, die oft monatlich verkündet werden, wie z. B. Erwerbslosenziffern.
4. Alle vorhergenannten Statistiken können auch als Originalstatistiken bezeichnet werden. Demgegenüber stehen dem Überblick dienende auszugsweise Zusammenstellungen von Statistiken aus unterschiedlichen Bereichen. Das klassische Beispiel hierfür ist das von Studierenden häufig konsultierte *Japan Statistical Yearbook*, das allerdings für detaillierte quantitative Untersuchungen im Allgemeinen nicht die benötigte Datenaufgliederung aufweist, so dass immer auch auf Originalstatistiken zurückgegriffen werden sollte.

Veröffentlichte japanische Statistiken weisen weiterhin die folgenden Merkmale auf:

- a. Die Publikation von statistischen Angaben über gleiche Sachverhalte durch unterschiedliche, z.T. auch dieselben Behörden kommt nicht selten vor. Hieran zeigt sich die für Japan typische **vertikale Verwaltungsstruktur** (*tatewari gyōsei* 縦割り行政) mit geringer Koordination zwischen den verschiedenen Regierungsämtern. Problematisch ist dies vor allem deshalb, weil sich teilweise die statistischen Kategoriensysteme, Datendefinitionen und Zählmethoden zwischen den einzelnen erhebenden Behörden unterscheiden.
- b. Ab etwa der Jahrhundertwende erhobene amtliche Daten befinden sich nahezu vollständig im Internet. Bei älteren Daten ist dies nur in Auszügen der Fall; ansonsten sind diese in geringerer Aufschlüsselung in Printform in Japan oder auch bestimmten, auf internationale Statistiken spezialisierten Bibliotheken in Europa erhältlich, oder es muss bei den herausgebenden Institutionen in Japan nachgefragt werden. Der Zugriff auf nicht-publizierte Daten ist in Japan – unter anderem aus Datenschutzgründen – oft schwierig bis unmöglich: Was nicht als ‚grau‘-publizierte Broschüre oder wenigstens als interne Tischvorlage in der betreffenden Behörde schon aufbereitet ist, wird selbst bei perfekter Anwendung der für Japan

notwendigen *social skills* wie der Überreichung von Mitbringseln oder des vorsichtig-diplomatischen Ansprechens seiner Wünsche nicht ausgegeben.

- c. Es besteht trotz einiger Verbesserungen in den letzten zwei Jahrzehnten weiterhin ein relativer Mangel an zugänglichen (anonymisierten) Individualdaten, der mit der Überfülle an downloadbaren Aggregatdatensätzen auffällig kontrastiert. Hierin liegt zumindest eine Ursache für den stärkeren Fokus der sozialwissenschaftlichen Japanforschung auf qualitativen (ethnographischen) Methoden, denn viele Fragestellungen der quantitativen Sozialforschung sind mit Aggregatdaten allein nicht zufriedenstellend zu beantworten (Brinton 2003).

Das wichtigste Eingangportal, um zu japanischen amtlichen Statistiken zu gelangen, stellt die Seite *e-Stat* dar (<https://www.e-stat.go.jp/en>). Ein Einstieg über diese Seite empfiehlt sich vor allem dann, wenn man nicht weiß, durch welche statistische Untersuchung die jeweils gewünschten Daten erhoben wurden. Hierzu gibt man in das Feld „Search by keyword“ ein entsprechendes Wort ein (etwa „occupation“, wenn man Daten zur beruflichen Gliederung der japanischen Erwerbsbevölkerung sucht) und wählt unter den dann angezeigten Tabellentiteln weiter aus, ggf. unter weiterer Verfeinerung der Suchbegriffe.

└ Datenformate _____
注 Häufig liegen Datentabellen nur im csv-Format vor, d.h. sie müssen erst im
意 Excel-Programm konvertiert werden, indem man über den Reiter „Daten“
| ganz links auf der Kopfleiste das Feld „aus Text“ anklickt.

Die meisten Erhebungsstatistiken inklusive der alle fünf Jahre veranstalteten **Volkszählungen** (*kokusei chōsa* 国勢調査) werden durch das **Statistics Bureau of Japan** (*Sōmushō tōkeikyoku* 総務省統計局) durchgeführt (<http://www.stat.go.jp/english/index.html>). Bei entsprechender Kenntnis der japanischen statistischen Systematik bietet der Einstieg über diese Seite oft noch einen schnelleren Weg, um an Daten zu gelangen. Die Benutzer*innenfreundlichkeit der *e-Stat*-Seite hat sich jedoch während der letzten Jahre laufend verbessert, so dass die Seite des Sōmushō als Einstiegsportal allmählich an Bedeutung verlieren dürfte.

Als Beispiel für die Statistikseite eines Ministeriums sei die Seite des japanischen **Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales** (*Kōsei rōdōshō* 厚生労働省) erwähnt (https://www.mhlw.go.jp/toukei_hakusho/toukei/index.html). Hier findet man unter anderem vitalstatistische Daten zu Geburten und Sterbefällen in hoher Aufschlüsselung nach Alter, Geschlecht, Präfektur etc. Spätestens auf dieser Organisationsebene empfiehlt es sich, jeweils die japanischsprachige Seite aufzurufen, da die englischsprachige Version meist deutlich weniger Informationen liefert.

Auch die Webseiten untergeordneter Gebietskörperschaften, d. h. der Präfekturen und Gemeinden, verfügen über Statistikrubriken. Neben Daten, die sich ebenso in *e-Stat* oder auf den o.g. Seiten nationaler Institutionen finden lassen, gibt es hier vielfach auch Links zu statistischen Daten, die von den Präfekturen oder Gemeinden selbst erhoben werden, wobei die Zahl und Aufschlüsselung solcher Statistiken stark von der Rührigkeit der betreffenden Gebietskörperschaft in statistischen Dingen abhängen.

Während es sich bei den auf den bisher genannten Seiten auffindbaren statistischen Daten ausschließlich um Aggregatdaten handelt, bietet das **Center for Social Research and Data Archives** (*Shakai chōsa dēta ākaibu kenkyū sentā* 社会調査データアーカイブ研究センター) der Universität Tōkyō mit dem SSJDA-Datenarchiv einen großen Fundus an Originaldaten (<https://csrda.iss.u-tokyo.ac.jp/en/>). Die Daten sind zwar kostenlos verfügbar, aber eine relativ bürokratische Anmelde- und Ansuchprozedur ist vorab notwendig, weshalb die Nutzung dieser Statistiken frühestens für das Stadium einer Masterarbeit empfohlen wird.

Ist man an statistischen Vergleichen zwischen Japan und anderen Staaten interessiert, empfehlen sich die Statistikportale der OECD (<https://data.oecd.org/>) bzw. der UNO (<https://unstats.un.org/home/>). Internationale Umfragen zu sozialwissenschaftlich relevanten Themen werden unter anderem durch das International Social Survey Programme (ISSP) durchgeführt. Mittlerweile nehmen hieran knapp 50 Länder einschließlich Japan, Deutschland und Österreich teil. Die Originaldaten liegen vor auf: <https://www.gesis.org/issp/home>.

Bibliographie

Brinton, Mary C.

2003 „Fact-rich, data-poor: Japan as sociologists' heaven and hell“, Theodore C. Bestor, Patricia G. Steinhoff und Victoria Lyon Bestor (Hg.): *Doing fieldwork in Japan*. Honolulu: University of Hawai'i Press, 195–213.

Kinoshita, Shigeru 木下滋, Eiji Doi 土居英二 und Hiromi Mori 森博美

1998 *Tōkei gaidobukku: Shakai, keizai* 統計ガイドブック: 社会・経済 [Statistikführer: Gesellschaft, Wirtschaft]. 2. Aufl. Tōkyō: Ōtsuki Shoten 大月書店.

Kleine-Gunk, Bernd

2012 „Editorial: Das Wissen vom Essen“, *gynäkologie + geburtshilfe* 17/2, 3.
doi.org/10.1007/s15013-012-0045-1.

INGRID GETREUER-KARGL

Qualitatives Denken und dessen historische Entwicklung

Einführung

„Meine Fragestellung möchte ich mit qualitativen Methoden bearbeiten“. Hinter dieser oft geäußerten Feststellung verbirgt sich nicht selten ein vages Verständnis dessen, was qualitative Methoden ausmacht. Was ist denn ‚qualitativ‘ an den Methoden, die verwendet werden sollen?

Beginnen wir zuerst mit dem Terminus. In der Benennung steckt der Begriff ‚Qualität‘, der im allgemeinen Sprachgebrauch üblicherweise mit ‚guter Qualität‘, also ‚qualitätsvoll‘ assoziiert wird. Um bei diesem Bild zu bleiben: Die Qualität einer Ware ist ein Kriterium für eine Kaufentscheidung, der Preis ein anderes. Dabei fällt ein Preisvergleich unverhältnismäßig leichter als ein Vergleich der Qualität, denn während der Preis durch eine eindeutige Zahl angegeben ist, verhält es sich mit der Bestimmung der Qualität komplizierter. Je nachdem, worauf das Augenmerk liegt, können unterschiedliche Faktoren herangezogen werden, wie die Langlebigkeit des Produkts, die Nachhaltigkeit der verwendeten Materialien oder die Arbeitsbedingungen bei der Herstellung. Ein Rückschluss vom Preis auf die Qualität („der Artikel ist teuer, deshalb wird er wohl qualitativ hochwertig sein“) oder umgekehrt wird zwar gerne gezogen, ist aber oft nicht zutreffend, wie Warentests regelmäßig zeigen. Für die Kaufentscheidung ist es wichtig, zu wissen, worin sich die Produkte voneinander unterscheiden und welche Unterschiede relevant sind: Was hier zählt, ist die Perspektive der Käufer*innen, wie man unschwer nachvollziehen kann.

Es bleibt also festzuhalten: Quantitative Merkmale sind leichter zu vergleichen und erheblich weniger abhängig von individuellen Käufer*innen. Qualitative Merkmale geben darüber Aufschluss, wie etwas beschaffen sein kann, wobei die Wahrnehmung der Beschaffenheit stark von der subjektiven Perspektive abhängig ist. Was heißt das umgelegt auf die qualitativen Methoden in der Wissenschaft?

- Qualitative Methoden
-
- ボ 1. Qualitative Methoden operieren nicht mit Zahlen, sondern mit analysierenden Beschreibungen und Typisierungen.
 イ 2. Wie häufig ein Typus oder einzelne Merkmale vorkommen, ist NICHT Gegenstand qualitativer Forschung.
 シ 3. Welche ‚Qualität‘ gesucht oder gefunden wird, hängt von der Perspektive des bzw. der Wissenschaftler*in ab.
 ト

Qualitative Methoden sind genau genommen ein Methodenspektrum, das sich quasi auf der einen Seite des Nullpunktes befindet, während das Methodenspektrum der quantitativen Methoden die andere Seite belegt. Zum ‚Nullpunkt‘ hin nähern sich qualitative und quantitative Methoden an; je weiter vom ‚Nullpunkt‘ entfernt, desto ausgeprägter sind die Unterschiede.

Welcher ‚Qualität‘ spüren qualitative Methoden nach? Die kürzeste Antwort könnte vielleicht „(subjektiver) Sinn“ oder „(subjektive) Bedeutung“ lauten (z. B. Lamnek/Krell 2016:42). Vereinfacht gesagt versuchen qualitative Methoden, den Sinn zu rekonstruieren, den Menschen ihren Handlungen geben, gleichgültig ob diese Sinnggebung eine individuelle oder eine kollektive sein mag.

Zusammenfassend lassen sich qualitative Zugänge mit den Worten der Soziologin Sabina Misoch wie folgt charakterisieren:

Qualitative Forschung [...] hat zum Ziel, bestimmte soziale Phänomene einer tiefen und differenzierten Analyse zu unterziehen; das Vorgehen ist dabei – in klarer Abgrenzung zu den quantitativen Zugängen – zumeist induktiv und hypothesen- und/oder theoriegenerierend. Es sollen subjektive Wirklichkeiten und subjektive Sinnkonstruktionen und Alltagstheorien untersucht, Lebenswelten von innen heraus beschrieben, individuelle Sichtweisen und Meinungen oder Motive analysiert werden. Dies alles mit dem Ziel, diese nicht nur detailliert zu beschreiben, sondern verstehend nachvollziehen zu können. Repräsentativität wird nicht im statistischen, sondern im inhaltlichen Sinne realisiert [...]. Das Subjekt wird, ohne Reduktion auf Einzelvariablen, in seiner Ganzheit betrachtet und die Daten werden in sozialen Interaktionen (mittels Kommunikation) erhoben. (Misoch 2015:1–2, Hervorhebung im Original)

Für ein Verständnis dieser Vorgehensweisen und ihrer heutigen Akzeptanz ist es hilfreich, sich mit ihrer historischen Genese vertraut zu machen.

Historische Grundlagen der qualitativen Sozialforschung

Qualitative Verfahrensweisen im Sinne von verstehender Interpretation prägten als hermeneutisches Vorgehen die Geisteswissenschaften seit ihrer Entstehung – anfangs als Interpretation der Bibel, die nicht nur das religiöse, sondern auch das gesellschaftliche Leben bestimmte. Sozialwissenschaften (historisch genauer: die Soziologie) hingegen entstanden „erst mit dem Aufkommen der Naturwissenschaft als einer rationalen, objektiven und säkularen Auseinandersetzung mit Natur und Mensch“ Ende des 18. Jahrhunderts (Richter 2016:31–32). Angesichts vielfältiger gesellschaftlicher Krisen nach der Französischen Revolution und durch die Industrialisierung suchten die frühen Soziolog*innen, unter ihnen Auguste Comte (1798–1857), der den Begriff „Soziologie“ überhaupt erst prägte, nach einer Theorie, mit der man den Krisen begegnen konnte. Wie in den Naturwissenschaften sollten auf der Basis beobachtbarer Phänomene allgemeine Gesetzmäßigkeiten aufgefunden werden (Richter 2016:43–46). Hermeneutischen Spekulationen wurde positives Denken (Positivismus) entgegengesetzt. Beachtenswert ist der Anlass für die Begründung der neuen Disziplin: Nicht mehr das Verstehen als solches war Ziel, sondern eine Handlungsorientierung, um gesellschaftlichen Krisen effektiv zu begegnen.

Stand bei Comte ursprünglich die Suche nach Gesetzmäßigkeiten, also nach Theorie, im Mittelpunkt, so bemühte sich Emile Durkheim in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Daten und Theorie zu verknüpfen. Statistische Erhebungen zu sozialen Problemen wurden zu dieser Zeit oft seitens der Verwaltung in Auftrag gegeben und blieben damit im Wesentlichen ein politisches Instrument. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts wurde diese statistische Sozialforschung in die Soziologie integriert und erhielt wissenschaftlichen Charakter (Richter 2016:64–66).

Die Entstehung der Soziologie als Disziplin ist also stark mit dem zunehmend dominanten naturwissenschaftlichen Denken und mit quantitativen empirischen Analysen verbunden, was die Dominanz quantitativer Methoden erklärt. Daneben entwickelte sich in Deutschland aber aus der Tradition der Geisteswissenschaften eine Soziologie, die versuchte, menschliches Handeln zu verstehen und dem Handeln zugrundeliegende Strukturen und Motive herauszuarbeiten (Richter 2016:154). Als Begründer dieser Verstehenden (= interpretativen) Soziologie gilt Max Weber.

Verstehende Soziologie nach Max Weber (1864–1920)

In den 1920er Jahren entwickelt sich die Verstehende Soziologie als „eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will (Weber 1980:1; zit. n. Misoch 2015:5)¹“. Das ist die ‚Qualität‘, der die qualitativen Methoden nachzuspüren versuchen. Bei dem Versuch, zu verstehen, so fordert Max Weber, sollen sich die Forscher*innen jeglicher Werturteile enthalten und stattdessen Objektivität walten lassen. Die Wertfreiheit, so der zentrale Begriff, bezieht sich darauf, dass Wissenschaft analysiert, was ist, und nicht postuliert, was sein soll (Richter 2016:155). Damit grenzt sich die Verstehende Soziologie von der Soziologie in der Nachfolge Comptes ab, die ja Krisen identifizierte und sie zu beheben suchte, also ein Werturteil fällt und einen Sollzustand zumindest implizierte. Das Postulat der Wertfreiheit wurde übrigens von der japanischen Soziologie, in der Weber eine wichtige Rolle spielt, in den 1930er und 1940er Jahren intensiv rezipiert.

Dieses deutende Verstehen-Wollen besonders auch von Ursachen steht in Konflikt zum positivistischen Denken, das bewusst darauf verzichtet, „nach ‚letzten‘ Ursachen zu suchen“ und „unnachprüfbare, abstrakte und absolute Begriffe“ ablehnt (Richter 2016:48). (Übrigens sollte sich dieser Konflikt in den 1960er Jahren im sogenannten Positivismusstreit nochmals nachhaltig entladen). Tatsächlich richtet sich Verstehende Soziologie bewusst gegen die „naturwissenschaftliche“ Soziologie, die nach Ansicht Webers soziale Phänomene mit ihren Methoden nicht tiefgründig genug analysieren kann.

Im Mittelpunkt der Verstehenden Soziologie steht der Mensch als Handelnde*r. Handeln bezeichnet nach Max Weber

menschliches Verhalten [...], wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden. ‚Soziales‘ Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder der Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist. (Weber 1980:1; zit. n. Misoch 2015:5)²

Da soziales Handeln an den Menschen und seine Begründungen für dieses Handeln gebunden ist, steht das Subjekt (und nicht Strukturen)

¹ Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr, 1980.

² siehe Fußnote 1

im Zentrum. Ziel ist das Erkennen und die Rekonstruktion der Bedeutung, die Menschen ihrem Handeln geben, also des subjektiv intendierten Sinns (Misoich 2015:5). Weber bedient sich zweier Strategien, um das zu erreichen: deutendes Verstehen und erklärendes Verstehen.

Beim deutenden Verstehen wird der subjektive Sinn rekonstruiert. So nehmen Holzfäller*innen (Webers Beispiel) die anstrengende Arbeit des Baumfällens auf sich, weil sie Heizmaterial erhalten oder Geld verdienen wollen. Damit ist die Anstrengung verstehbar. Die subjektiven Motive können die Forscher*innen aus ihren Beobachtungen oder ihrem Vorwissen erschließen (Misoich 2015:5–6).

Das erklärende Verstehen (auch: das ursächliche Erklären) geht über den subjektiven Sinn hinaus und situiert das individuelle Subjekt in einen spezifischen gesellschaftlichen und historischen Kontext. Die Holzhacker*innen könnten aus einer Familie stammen, die habituell-traditionell Holz hackt. Dann müssten den Holzhacker*innen ihre Motive nicht bewusst sein und das Verstehen (der Forscher*innen) ginge über die beobachtbaren Motive hinaus (Misoich 2015:6).

Auf Weber bezieht sich qualitative Forschung, weil handelnde Menschen im Mittelpunkt stehen, und die Forschenden dieses Handeln deutend und erklärend zu verstehen suchen.

Phänomenologische oder interpretative Soziologie nach Alfred Schütz (1899–1959)

Der in Wien geborene und in die USA emigrierte Soziologe Alfred Schütz begründete in den 1930er Jahren die phänomenologische Soziologie. Basierend auf Phänomenologie von Edmund Husserl steht die sinnlich wahrnehmbare Welt im Zentrum, also das, was mit den Sinnen unmittelbar erkennbar und erfahrbar ist. Schütz vermisste bei Weber eine genauere Definition dessen, was Sinn ausmacht und fragt danach, wie Sinn in sozialen Kontexten konstruiert und konstituiert wird.

Schütz sieht den Menschen in eine objektive Welt hineingeboren, in eine Wirklichkeit, die bereits vor seiner Geburt existiert. Jeder Mensch erlebt und versteht diese Welt individuell und konstruiert sie für sich: Das ist seine subjektive Welt. Subjektive und objektive Welt sind untrennbar miteinander verbunden und beeinflussen sich gegenseitig:

[D]ie objektive Welt ist ein Ergebnis der subjektiven Welten und der durch diese geschaffenen Strukturen und umgekehrt. Daher sind die subjektiven Welten

gesellschaftlich geformt und beeinflusst und damit soziale Konstruktionen. In diesem Sinn schlägt sich im Gesellschaftlichen das Individuelle und im Individuellen das Gesellschaftliche nieder (Misoch 2015:7).

Um zu verstehen, wie Menschen ihre Wirklichkeit konstruieren, muss vom Subjektiven ausgegangen werden. Daher nimmt Schütz die alltägliche Lebenswelt genauer in den Blick, jenen Wirklichkeitsbereich, „an dem der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt“ (Schütz/Luckmann 1979:25) und in dem er unmittelbar seine Erfahrungen macht. „Im Zentrum der phänomenologischen Soziologie stehen damit die Deskription des Wesens der Phänomene, die Subjektivität des Erlebens und die Einbettung dessen in die sogenannte Lebenswelt“ (Misoch 2015:7). Da das Subjektive immer ein Vergesellschaftetes ist, lässt sich im Subjektiven das Objektive ablesen. Damit das möglich ist, müssen die Forschenden die Phänomene „so unvoreingenommen, so genau und so vollständig wie möglich“ beschreiben (ebenda).

Phänomenologische/interpretative Soziologie ist der Grundbaustein für qualitatives Forschen, weil sie die Wirklichkeit, wie sie von handelnden Subjekten konstruiert wird, untersucht und dabei Vorkenntnisse, Vorurteile oder Theorie der Forschenden weitestgehend auszublenden versucht.

Symbolischer Interaktionismus nach Herbert Blumer (1900–1987)

Während Alfred Schütz zu begründen sucht, wie Sinn zustande kommt, versucht Herbert Blumer im Symbolischen Interaktionismus, Handeln genauer zu definieren. Herbert Blumer entwickelte in den 1960er Jahren eine mikrosoziologische Theorie, die sich auf mehrere Traditionen bezieht, nämlich auf den amerikanischen Pragmatismus, auf die phänomenologische Soziologie, auf die Chicagoer Schule der Soziologie und zentral auf Blumers Lehrer George Herbert Mead (Misoch 2015:7–8).

Blumer geht davon aus, dass menschliches Handeln differenziert werden kann in nicht-symbolische Interaktion und symbolische Interaktion. Eine nicht-symbolische Interaktion besteht in einer quasi reflexartigen Reaktion, ohne dass das Handeln, das die Reaktion hervorrief, näher interpretiert wird. Bei der symbolischen Interaktion wird das Handeln des anderen interpretiert und das eigene Handeln

erfolgt auf Basis dieser Interpretation, also der Handlungsbedeutung. Hier bezieht sich Blumer auf Mead, der das als „Gebrauch signifikanter Symbole“ bezeichnete (Misoch 2015:8).

Bedeutungen sind den Dingen oder Objekten nicht inhärent, sondern sind soziale Produkte, „die in den und durch die definierenden Aktivitäten miteinander agierender Personen hervorgebracht werden“ (Blumer 2013:67; zit. n. Misoch 2015:8)³. Bedeutung oder Sinn wird also in sozialen Interaktionen ausverhandelt und ist eine soziale Konstruktionsleistung der Subjekte. Da die Bedeutungszuweisungen ein Ergebnis sozialer Interaktionsprozesse sind, sind sie auch nicht stabil, sondern veränderbar und müssen immer wieder innerhalb sozialer Interaktionen neu verhandelt werden. Drei zentrale Prämissen liegen dem Symbolischen Interaktionismus nach Blumer zugrunde:

- └─ Zentrale Prämissen des Symbolischen Interaktionismus ───┘
- ボ
イ
ン
ト
1. Menschen handeln Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ‚Dingen‘ sind physische Gegenstände ebenso zu verstehen wie Menschen, Institutionen, Ideale, Handlungen oder Situationen.
 2. Die Bedeutung solcher Dinge geht aus der sozialen Interaktion aus, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, oder erwächst aus ihr.
 3. Diese Bedeutungen werden in einem interpretativen Prozess gehandhabt und abgeändert, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt. (Misoch 2015:9)

Der Symbolische Interaktionismus ist somit die Basis qualitativer Methoden, weil Wirklichkeit als soziale Konstruktion verstanden wird und nicht als objektive Gegebenheit (Misoch 2015:10).

Ethnomethodologie nach Harold Garfinkel (1917–2011)

In den 1950er/60er Jahren entwickelte Harold Garfinkel einen Ansatz, der zum Ziel hatte, jene Techniken empirisch zu rekonstruieren, mit denen Individuen ihre Wirklichkeit erzeugen. Das Wie der Herstellung sozialer Ordnung steht im Mittelpunkt (Misoch 2015:10–11).

Garfinkel ging dabei von der Annahme aus, dass Wirklichkeit durch einen Prozess der permanenten Sinnerzeugung kontinuierlich geschaffen werden muss. Sinnzuschreibung und Interpretation sind keine ob-

³ Blumer, George Herbert: *Symbolischer Interaktionismus. Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation*. Berlin: Suhrkamp, 2013.

jektive Realität, sondern werden andauernd geschaffen (beispielsweise als *doing gender* bei Candice West und Don Zimmerman → 文 S. 51).

Der Fokus liegt auf der Analyse der Interaktionen der handelnden Akteur*innen, durch welche diese soziale Wirklichkeiten herstellen. Subjektives Erleben, subjektive Sinn- und Weltkonstruktion werden *nicht* in den Blick genommen.

Ethnomethodologie will somit ihre Erkenntnis aus der direkten Untersuchung der Phänomene im Alltag beziehen und fragt danach, wie soziale Wirklichkeit situativ und intersubjektiv prozessual hergestellt wird. (Misoch 2015:12)

Um die Herstellung sozialer Wirklichkeit analysieren zu können, werden die basalen Routinen des Alltagslebens in den Blick genommen. Um diese basalen Routinen aufzudecken, wendet die Ethnomethodologie zwei distinkte Verfahren an: Krisenexperimente und protokollierte Alltagsgespräche. In einem Krisenexperiment wird beobachtet, wie Menschen in Situationen reagieren, in denen die normalen Regeln des Alltags verletzt, also die sozialen Konventionen missachtet werden. Dabei werden implizite Vorannahmen über Handeln in Alltagssituationen deutlich gemacht und Strategien für die Wiederherstellung der verletzten sozialen Ordnung aufgezeigt. Mit protokollierten Alltagsgesprächen wird in Form von „Konversationsanalysen“ (Misoch 2015:11) die Rolle von Sprache bei der Erzeugung und Vermittlung von Ordnungsstrukturen untersucht.

- └ Aufgaben der Ethnomethodologie —————
- ホ 1. die Untersuchung des permanenten *sense-making* in seiner sequenziellen Struktur und seinem Ablauf
 - イ 2. die unvoreingenommene Untersuchung und Beschreibung der alltagsweltlichen Verfahren der Wirklichkeitskonstruktion
 - シ 3. die Freilegung der Voraussetzungen und Logiken hinter den untersuchten sozialen Prozessen

Ethnomethodologie ist ein interpretatives Verfahren, weil der gesellschaftliche Zusammenhang nur erkennbar wird, wenn nachvollzogen werden kann, wie „sich die Gesellschaftsmitglieder ihre Sozialwelt interpretierend aneignen“ (Eickelpasch 1982:23; zit. n. Misoch 2015:12)⁴.

⁴ Eickelpasch, Rolf: „Das ethnomethodologische Programm einer ‚radikalen‘ Soziologie“, *Zeitschrift für Soziologie* 11/1, 1982:7–27.

Klassiker der qualitativen Methodenliteratur

- 文 Blumer, George Herbert
 2013 *Symbolischer Interaktionismus: Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation*. Berlin: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold
 1967 *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Mead, George Herbert
 1934 *Mind, self & society*. Chicago: University of Chicago Press.
- Schuetz, Alfred
 1953 „Common-sense and scientific interpretation of human action“, *Philosophy and Phenomenological Research* 14/1, 1–38.
- Weber, Max
 1980 *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- West, Candace und Don H. Zimmerman
 1987 „Doing Gender“, *Gender and Society* 1/2, 125–151.

Grundbausteine der qualitativen Sozialforschung

Im vorigen Abschnitt wurde dargestellt, wie sich die qualitative Sozialforschung entwickelt hat und auf welchen historischen Theorien und Sichtweisen sie basiert. In diesem Abschnitt sollen nun drei grundlegende Elemente der qualitativen Sozialforschung näher betrachtet werden, die zusammen den Kern qualitativen Forschens ausmachen: Konstruktivismus, Phänomenologie und Hermeneutik.

Konstruktivismus

Unter Konstruktivismus versteht man, sehr vereinfacht, die Annahme, dass soziale Wirklichkeit unablässig durch Individuen hergestellt wird, indem diese ihre soziale Umgebung interpretieren und diesen Interpretationen gemäß handeln. Diese Annahme steht im Gegensatz zu einer Weltsicht, nach der Wirklichkeit (z. B. soziale Strukturen) unabhängig von beobachtender Person und agierenden Menschen besteht. In extremer Überspitzung spricht die eine Weltsicht dem Menschen Handlungsfreiheit ab, weil er durch die vorgegebenen Strukturen determiniert ist, während die andere den Menschen in seiner eigenen Wirklichkeitskonstruktion isoliert sieht (biologischer Konstruktivismus), was die Schaffung von Strukturen im Sinne von intersubjektiv geteilten Realitäten kaum zulässt.

Dieses Dilemma der sozialen Determiniertheit der Menschen einerseits (Bsp.: Die Japaner*innen verhalten sich alle gruppenkonform) versus der individuellen Konstruktion von Realität andererseits wird in der Regel reflektiert und auf unterschiedliche Weise zu lösen versucht. Die Verfasser eines der Grundlagenwerke des Sozialkonstruktivismus, Peter Berger und Thomas Luckmann, erklären das damit, dass Menschen immer einer bereits sinnhaft konstruierten Wirklichkeit gegenüberstehen, diese aber weiter reproduzieren oder modifizieren müssen, damit sie weiterhin Bestand hat (Kruse 2014:29).

Die einzelnen Ansätze des Konstruktivismus teilen trotz ihrer unterschiedlichen disziplinären Herkunft Gemeinsamkeiten (Pörksen 2015: 11–14; zit. n. Lippuner 2018:14)⁵:

Grundsätze des Konstruktivismus

基礎知識

- Im Zentrum stehen nicht ontologische Was-Fragen, sondern epistemologische Wie-Fragen, was bedeutet, dass es nicht um das Wesen der Dinge geht, sondern um den Prozess und die Entstehung ihrer Erkenntnis.
- Maßgeblich ist die Orientierung am Beobachter [sic] bzw. an der erkennenden Instanz und nicht an der beobachterunabhängigen Realität.
- Die Vorstellung einer absoluten Wahrheit und einer empirischen Objektivität wird abgelehnt, weil der Beobachter [sic] nicht als unabhängig von der Erkenntnis angesehen werden kann.
- Es besteht ein Interesse an der Differenz und Pluralität möglicher bzw. wirksamer Wirklichkeitsauffassungen.
- Die Autonomie des Beobachters [sic] wird anerkannt aufgrund der Selbstregulierung, -steuerung bzw. -organisation der erkennenden Instanz.

Phänomenologie

Unter Phänomenologie versteht man die Lehre von den Erscheinungen. Die Erscheinungen (Phänomene) sollen so betrachtet werden, „wie sie sind, und nicht, wie sie aufgrund von Vorkenntnissen, Vorurteilen oder Theorien erscheinen mögen“ (Lamnek/Krell 2016:58). Sie geht zurück auf Edmund Husserl (1859–1938), der die sinnlich wahrnehmbare Welt, also das mit den Sinnen unmittelbar Erkennbare und Erfahrbare in den Mittelpunkt der Analyse stellte. Damit die Phänomene erkannt werden können, wie sie sind, wird die Methode der Reduk-

⁵ Pörksen, Bernhard: „Schlüsselwerke des Konstruktivismus: Eine Einführung“, Bernhard Pörksen (Hg.): *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*. Wiesbaden: VS, 2015:3–18.

tion angewendet: In mehreren Phasen werden alle Elemente beseitigt, die den Blick auf das Wesentliche versperren. Dabei wird alles Vorwissen über einen Gegenstand ausgeschaltet (Lamnek/Krell 2016:59).

Hier haben Japanolog*innen einen gewissen Vorteil, weil sie aufgrund ihres geringeren impliziten Kontextwissens (da sie meist nicht in Japan sozialisiert wurden) ohnedies genötigt sind, genauer wahrzunehmen; umgekehrt haben sie dann einen Nachteil bei der Interpretation.

Hermeneutik

Als Hermeneutik bezeichnet man die Lehre des Verstehens, die historisch als Auslegung religiöser (Bibel) oder rechtlicher Texte entstand. Zentraler Begriff der Hermeneutik ist das Verstehen; Hermeneutik wird auch oft als Kunstlehre des Verstehens bezeichnet, weil sie nicht wie standardisierte Verfahrensweisen der Naturwissenschaften erlernt werden kann, sondern weil der Prozess des Verstehens ein andauernder, genaugenommen nie endender Vorgang ist, der auch gewisse intuitive Elemente enthält. Mit Verstehen ist „das Erfassen von etwas als etwas Menschlichem und von dessen Bedeutung“ gemeint – Erklären hingegen ist „das Zurückführen einer Sache oder eines Vorgangs auf Ursachen oder Gründe“ (Lamnek/Krell 2016:83–84).

Wilhelm Dilthey (1833–1911), der als Begründer der Hermeneutik gilt, bezeichnet Verstehen als den „Vorgang, in welchem wir aus Zeichen, die von außen sinnlich gegeben sind, ein Inneres erkennen“ (Dilthey 1957:318; zit. n. Lamnek/Krell 2016:75)⁶: Beispielsweise entnimmt man aus dem sinnlich wahrnehmbaren Zeichen Kopfschütteln die Bedeutung bzw. den Sinn (das „Innere“) Ablehnung; man hat also das Kopfschütteln verstanden (Lamnek/Krell 2016:75). Ein Sachverhalt (wie das Kopfschütteln) ist in einen Sinnzusammenhang (beispielsweise nonverbale Kommunikation) eingeordnet, der beleuchtet und erfasst werden muss, damit man den Sachverhalt verstanden hat.

Damit ein solches Sinn-Verstehen möglich ist, bedarf es etwas Gemeinsamen zwischen den Subjekten. Dieses Gemeinsame bezeichnet Dilthey als „objektiven Geist“, denn es ist vom Subjekt abgegrenzt und es haben „die konkreten Einzelmenschen mehr oder weniger“ (Lamnek/Krell 2016:78) Anteil an ihm. Der objektive Geist, dieses Gemein-

⁶ Dilthey, Wilhelm: „Die Entstehung der Hermeneutik“, Wilhelm Dilthey (Hg.): *Gesammelte Schriften* V. 2. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1957:317–388.

same, ist nicht absolut oder unveränderlich, sondern kulturell und historisch bedingt (Lamnek/Krell 2016:78–79).

Man muss wohl von grundlegenden, also kulturübergreifenden, menschlichen Gemeinsamkeiten als Basis dafür, dass Verstehen überhaupt entwickelt werden kann, ausgehen. Der objektive Geist aber wird durch die Sozialisation der Menschen in eine bestimmte Kultur vermittelt und erlaubt ein Verstehen von Sinn in dieser Kultur in einer bestimmten Zeit. Hermeneutik will also nicht die menschliche Individualität verstehen (wie es psychologisches Verstehen zum Ziel hat), sie will andererseits auch nicht das ‚Weltganze‘ verstehen, sondern besteht in der Auslegung dauerhaft fixierter, menschlicher Lebensäußerungen in einer Kultur.

Verstehen ist somit weder von vornherein gegeben, noch kann es vollständig erreicht werden. Hier kommen zwei weitere Begriffe ins Spiel: der hermeneutische Zirkel und die hermeneutische Differenz. Der hermeneutische Zirkel bezeichnet, vereinfacht gesagt, den fortschreitenden Prozess des Verstehens. Um einen Sachverhalt (ursprünglich immer: einen ‚Text‘) zu verstehen, braucht man ein gewisses Vorverständnis. Dieses Vorverständnis ist geschichtlich (= durch den eigenen Sozialisationsprozess in einer Kultur einer bestimmten Zeit) bedingt und muss als solches erkannt werden. Durch die Auseinandersetzung mit dem Text erweitert und korrigiert man sein Vorverständnis, sodass man allmählich zu einem immer tieferen Verstehen vordringt.

└ Japanische Texte

例 Sie lesen einen japanischen Text mit einem Vorverständnis, also einer gewissen Kenntnis von *kanji*, japanischer Grammatik und Vokabular. Sie erweitern Ihr Vorverständnis, indem Sie unbekannte *kanji* und Vokabel nachschlagen, und können den Text jetzt besser verstehen. Wenn Sie diesen Text nun mit anderen ähnlichen Texten vergleichen, können Sie auch bestimmte Charakteristika ausmachen, die Sie nach weiterer Recherche auf den bzw. die Verfasser*in oder auf das Genre zurückführen. Beim nochmaligen Lesen des Textes fallen Ihnen nun weitere Bedeutungen auf, die Sie beim ersten Lesen aufgrund Ihres eingeschränkteren Verständnisses überlesen haben. Auf diese Weise tasten Sie sich an das Verstehen des Sinnes heran, den der bzw. die Verfasser*in dem Text zugrunde gelegt hat.

Allerdings kann eine völlige Übereinstimmung zwischen dem eigenen, erweiterten Textverständnis und dem Verständnis des bzw. der

Verfasser*in des Textes nicht erreicht werden: Das bezeichnet man als hermeneutische Differenz. Die hermeneutische Differenz muss folglich „als Strukturelement des hermeneutischen Verstehens betrachtet werden“ (Lamnek/Krell 2016:72). So gesehen kann kein Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben werden, durch die systematische Reflexion des eigenen Vorverständnisses und der Suche nach dem objektiven Geist ist das Verstehen aber auch nicht auf willkürliche Subjektivität beschränkt. Hermeneutik ist eine wertfreie Methode, die nicht nach absoluten Wahrheiten oder existentiellen Sinnfragen sucht, sondern ‚nur‘ versucht, den Sinn zu verstehen, der einem bestimmten Gegenstand, Handeln oder Text zugrunde liegt. Objektivität wird durch Angemessenheit einer Erkenntnis an ihren Gegenstand erzeugt.

Zwar liefert die Hermeneutik keine methodischen Instrumente, wie man zu einer objektiven Erkenntnis gelangt, doch bietet sie Regeln, mit denen ein höheres Verstehen erlangt werden kann. Diese Regeln sind Anhaltspunkte für Interpretationen und nicht etwa eine abzuhakende To-Do-Liste. Dazu zählen wie erwähnt: Bedeutung von Sachverhalten, objektiver Geist, Objektivität, hermeneutischer Zirkel und hermeneutische Differenz (Lamnek/Krell 2016:81–83).

Zusammenfassung

Der Konstruktivismus verweist auf die Unmöglichkeit, eine Realität, die den menschlichen Ordnungssystemen vorgängig ist, zu erkennen; folglich ist Wirklichkeit von handelnden Individuen konstruiert: Das Wie der Konstruktion ist zu erforschen.

Die Phänomenologie schärft den Blick für die (sinnlich wahrnehmbaren) Dinge und mahnt uns, genau hinzusehen, auf Details zu achten und vor allem zunächst einfach zu beschreiben und Wertungen, Generalisierungen, Abstrahierungen zu vermeiden: Die Beschaffenheit der Phänomene ist zu erforschen.

Die Hermeneutik betont das Sinn-Verstehen (gegenüber dem Erklären), wobei der Sinn immer ein gesellschaftlich geteilter ist, und die Wichtigkeit, die Grundlagen dieses Verstehens unablässig zu hinterfragen: Das Wie des Verstehens ist zu reflektieren.

Zentrale Prinzipien qualitativer Sozialforschung

Die zentralen Prinzipien der qualitativen Sozialforschung werden in verschiedenen Werken durchaus unterschiedlich angeführt (vgl. Lamnek/Krell 2016; Küsters 2009:19; Rosenthal 2008:39; Kruse 2014:7; Misoch 2015:35–36), doch die folgende von mir getroffene Auswahl deckt die immer wieder genannten Prinzipien ab und versucht, eine größere Trennschärfe zu erreichen:

- Zentrale Prinzipien
- a) Offenheit und Flexibilität**
- Qualitative Forschung bleibt stets offen für Unerwartetes und Neues, d. h. Hypothesen werden erst generiert und stehen am Ende des Forschungsprozesses, denn Hypothesen zu Beginn würden bereits selektieren und so Information reduzieren (vgl. Lamnek/Krell 2016:33–34; 37–38).
- b) Forschung als Kommunikation**
- Kommunikation zwischen Forschenden und Beforschten als Postulat und nicht als Störfaktor; Transparenz der einzelnen Forschungsschritte (als Form der Kommunikation mit der *scientific community*) und damit intersubjektive Nachvollziehbarkeit des Forschungsprozesses.
- c) Prozesscharakter (Prozessualität)**
- Aussagen und Verhaltensweisen der Beforschten als Momentaufnahmen in dem unablässigen Prozess der Konstruktion und Reproduktion sozialer Wirklichkeit.
- d) Indexikalität**
- Die Notwendigkeit, ein Zeichen in einen Sinnzusammenhang einzuordnen, wird nach Harold Garfinkel in Anlehnung an den Soziologen Karl Mannheim (1893–1947) als Indexikalität bezeichnet. Garfinkel zeigte in seiner Auseinandersetzung mit Sprache, dass Begriffe prinzipiell vage sind und diese Vagheit nur kontextuell und reflexiv relativiert werden kann. Welche Bedeutung ein Begriff jeweils hat, kann man nur verstehen, wenn man auch den Kontext mitbedenkt, in dem er verwendet wurde (Kruse 2014:75–88).
- e) Reflexivität**
- In der qualitativen Forschung muss der Forschungsprozess aus zwei Gründen auf allen Ebenen intensiv reflektiert werden: Erstens nehmen die Forschenden Einfluss auf das Feld, das sie untersuchen; und zweitens sind, im Unterschied zu den standardisierten methodischen Verfahren in der quantitativen Forschung, die Forschenden das zentrale Erhebungsinstrument bei der Erhebung von Daten, besonders von verbalen Daten (Lamnek/Krell 2016:36; Misoch 2015:33–34).

Gütekriterien qualitativer Forschung

Wie bei den Prinzipien qualitativer Forschung gibt es auch hinsichtlich der Gütekriterien Unterschiede. Meist werden die Gütekriterien für die quantitative Forschung zum Ausgangspunkt genommen, die dann auf ihre Anwendbarkeit und Sinnhaftigkeit für die qualitative Forschung beleuchtet werden.

Kruse (2014:58) setzt Intersubjektivität, reflektierte Subjektivität bzw. kritische Reflexion und Transparenz an die Stelle von Objektivität; Konsistenzregel und kommunikative Validierung an die Stelle von Validität und Reliabilität; und Repräsentation und qualitatives Sample an die Stelle von Repräsentativität.

Misoch (2015:231–246) versucht, die in der Literatur aufzufindenden Gütekriterien zusammenzufassen und stellt folgenden Katalog auf: Neutralität, kontrollierte Subjektivität, intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Verfahrensdokumentation und Regelgeleitetheit (statt Objektivität); Reliabilität redefiniert als Verlässlichkeit; Triangulation, kommunikative Validierung, *peer debriefing* und Authentizität (statt interner Validität); intersubjektive Nachvollziehbarkeit durch Verfahrensdokumentation, *peer debriefing* und Regelgeleitetheit; sowie Reflexion von Subjektivität.

Steinke (2004:324–331) setzt sich zuerst mit Gütekriterien allgemein auseinander, bevor sie für die qualitative Forschung folgende einmahnt: Intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Indikation des Forschungsprozesses (Gegenstandsangemessenheit), empirische Verankerung, Limitation (Grenzen des Geltungsbereichs, d. h. der Verallgemeinerbarkeit), Kohärenz, Relevanz, reflektierte Subjektivität.

Philipp Mayring (2002:104-147; zit. n. Lamnek/Krell 2016:145)⁷ postuliert sechs Gütekriterien, nämlich Verfahrensdokumentation, argumentative Interpretationsabsicherung, Regelgeleitetheit, Nähe zum Gegenstand, kommunikative Validierung und Triangulation.

Die eingängigste Darstellung findet sich bei Lamnek/Krell, die die Gütekriterien auf vier reduziert: Gültigkeit, Zuverlässigkeit, Objektivität, Repräsentativität und Generalisierbarkeit (Lamnek/Krell 2016:141–180).

Die folgende Tabelle 1 soll dabei helfen, die Gütekriterien qualitativer Forschung mit jenen (weithin bekannten) Gütekriterien quantitativer Forschung in Kontext zusetzen und Äquivalenzen zu betonen:

⁷ Mayring, Philipp: *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. München: Beltz, 2002.

Tab. 1: Gütekriterien im Vergleich

	Quantitative Forschung	Qualitative Forschung
Gültigkeit Validität	„den Grad der Genauigkeit, mit dem eine bestimmte Methode dasjenige Merkmal erfasst, das sie zu erfassen beansprucht“ (Lammek/Krell 2016:148)	Validierung, also ein Prozess mit dem Ziel der Vertrauenswürdigkeit
Zuverlässigkeit Reliabilität	Reliabilität, die die Stabilität und Genauigkeit der Messung, die Konstanz der Messbedingungen und die systematische Zuordnung von Werten bezeichnet	Intersubjektivität und Kontextgebundenheit sind wichtige Aspekte qualitativer Forschung, die dem Gütekriterium der quantitativen Forschung zuwiderlaufen. Daher kann die qualitative Forschung wenig an die Stelle der Reliabilität setzen.
Objektivität	Unter Objektivität versteht man, dass andere Wissenschaftler*innen unter denselben Bedingungen zu den gleichen empirischen Resultaten gelangen	Angesichts der Unwiederholbarkeit von z. B. Interviews (zum Zeitpunkt t), tritt in der qualitativen Forschung an deren Stelle die Forderung nach Intersubjektivität. Intersubjektivität bedeutet, vereinfacht gesagt, dass Aussagen für andere Forscher*innen plausibel sind. Um das zu erreichen, ist Transparenz von vorrangiger Bedeutung: Der Forschungsprozess muss zwecks Nachvollziehbarkeit offengelegt werden
Generalisierbarkeit Repräsentativität	begründeter Schluss von Stichproben auf Grundgesamtheiten oder von Einzelelementen auf komplexere Einheiten	an die Stelle statistischer Repräsentativität Repräsentation gesetzt, nämlich die Repräsentation von Typischem: z. B. Idealtypen, Extremtypen, Prototypen, wichtige Typen. Bei der Typisierung wird eine Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem getroffen, wobei man zum Wesentlichen durch zunehmende Abstraktion vordringt – es wird nicht, wie in der quantitativen Forschung, von Teilen auf das Ganze geschlossen. Auf diese Weise soll das Allgemeine im Besonderen gefunden werden – und nicht das Begrenzte auf das Allgemeine übertragen werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich die qualitative Forschung intensiv mit Gütekriterien auseinandersetzt, besonders auch aufgrund der anhaltenden, wenn auch deutlich abnehmenden, Kritik seitens der quantitativen Forschung. Trotz dieser Bemühungen konnten noch keine verbindlichen Gütekriterien formuliert werden. Einigkeit besteht aber hinsichtlich der Wichtigkeit folgender Punkte:

- Wichtig bei qualitativer Forschung —
- 注意
- Transparenz (im Forschungsprozess)
 - Intersubjektivität (bei Analyse oder Überprüfbarkeit der Ergebnisse)
 - Generalisierung (beispielsweise durch Typisierung)
 - Kritische Reflexion

Ethik in der qualitativen Forschung

Bei der Durchführung jeglicher empirischen Forschung sind ethische Standards einzuhalten. Das gilt in besonderem Maß für die qualitative Forschung, da hier zum einen die Forschenden zwangsläufig in engen Kontakt mit den Beforschten treten und zum anderen aufgrund der gesamtheitlichen Betrachtung von Fällen und der Bildung von Typen der Einzelfall, also konkrete Personen, viel stärker durchscheinen als in der quantitativen Forschung, wo die einzelnen Beforschten in Zahlen aufgehen.

Misoch nennt basale ethische Grundprinzipien für die seriöse Durchführung und Auswertung qualitativer Interviews (2015:18–21), die für qualitative Erhebungen insgesamt Gültigkeit haben:

- Ethische Grundprinzipien in der qualitativen Forschung —
- ボ
イ
ン
ト
1. Respekt: Respekt ist auch dann geboten, wenn er angesichts abweichenden oder gewalttätigen Verhaltens mitunter schwer aufzubringen ist.
 2. Informationspflicht: Vor der Durchführung der Datenerhebung müssen die Beteiligten über relevante Fragestellungen und Ziele aufgeklärt werden.
 3. Vertraulichkeit/Anonymität/Datenschutz: Vertraulichkeit ist immer zuzusichern und besonders bei Publikation einzuhalten; die gesetzlichen Bestimmungen (DSGVO) sind selbstverständlich einzuhalten.
 4. Einverständnis: Für die Durchführung und Aufzeichnung von Interviews ist das Einverständnis der Beteiligten einzuholen, vorzugsweise schriftlich.
 5. Freiwilligkeit der Teilnahme und Widerrufsrecht: Jede Teilnahme am Forschungsprozesses erfolgt freiwillig; die Zustimmung zur Datenverwendung kann jederzeit widerrufen werden. Hier ist insbesondere auch die Rechtsfähigkeit der Beteiligten zu beachten.
 6. Wahrung der Persönlichkeitsrechte: Die Privat- und Intimsphäre dürfen nicht verletzt werden.
 7. Schutz der Befragten: Die Forschenden haben sich aktiv um den Schutz der Befragten zu bemühen. Die Bereitschaft zur Teilnahme darf sich zu keinem Zeitpunkt nachteilig auswirken, beispielsweise als psychische Belastung durch den Aufbruch von Traumata, oder als Verlust der Arbeitsstelle.

Die ethischen Prinzipien haben immer Vorrang vor dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse.

Qualitative Methoden und die Japanologie

Als Anfang der 1990er Jahre in Wien erstmals über Methoden in der Japanologie und Sinologie reflektiert wurde (Sepp Linhart, Erich Pilz

und Reinhard Sieder (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Methoden in der Ostasienforschung*. Wien 1994 (= *Beiträge zur Japanologie*; 32), berichtete die damalige Dissertantin Anemone Platz von den Schwierigkeiten, an ihrer japanischen Gastuniversität eine qualitative soziologische Forschung durchzuführen. Diese Erfahrung wurde von anderen Teilnehmer*innen der Tagung bestätigt: das quantitative Paradigma war als normative Wissenschaftlichkeit in der japanischen Soziologie fest verankert. Seither haben qualitative Methoden in der japanischen Soziologie längst Eingang gefunden und sind in der sozialwissenschaftlichen Japanologie auch in Wien nicht mehr wegzudenken. Hier wurden schon früh linguistische und ethnographische Forschung durchgeführt, besonders bei der frühen der Aso-Forschung bediente man sich qualitativer Vorgehensweisen, um das Dorfleben zu ‚verstehen‘ (→ **Ethnographie und Teilnehmende Beobachtung**). Aber auch jüngere Forschungsprojekte, von Masterarbeiten bis Habilitation, lassen sich in dieser Tradition verorten. Viele der dabei angewendeten Methoden, die alle die wesentlichen Prinzipien qualitativen Denkens teilen, spiegeln sich im Detail in den verschiedenen qualitativ-orientierten Beiträgen dieses Bandes wider.

Für qualitative Forschung in Japan sind von den angesprochenen „Bausteinen“ und „Grundprinzipien“ einige in besonderer Weise zu beachten. Japanologisches Forschen führt mittlerweile fast unweigerlich nach Japan, und für Japanolog*innen wird ein Japanaufenthalt dabei immer zu einer Art teilnehmender Beobachtung, wenn auch meist unsystematisch und manchmal unbewusst. Daher macht es schon für ‚normale‘ Japanaufenthalte, aber selbstverständlich noch viel mehr für alle Arten qualitativer japanologischer, Sinn, sich nochmals die zentralen Prinzipien ins Gedächtnis zu rufen und sie auf japanologisches Forschen umzulegen.

Die Forderung nach Offenheit kann eher leicht erfüllt werden, wenn man in Japan forscht, da Neues und Unerwartetes sozusagen an der Tagesordnung sind und Anpassungen an die jeweilige Situation fordern. Allein das Erscheinungsbild als Nicht-Japaner*in kann die Teilnahme an sozialen Situationen erschweren – oder auch eine unbeschwertere Teilnahme erlauben, da man den gesellschaftlichen Umgangsformen weniger penibel verpflichtet ist. Jedenfalls wirkt die Macht der Gewohnheit erheblich schwächer, was beinahe zwangsweise eine größere Offenheit zur Folge hat. Mit dem Heraustreten aus dem

Vertrauten wird die Perspektive der Forschenden bereits erweitert, durch Kommunikation mit den Beforschten wird sie noch mehr relativiert. Die hierarchisierende Differenz zwischen forschendem Subjekt und beforschtem Objekt, die durch das Postulat der Kommunikation aufgehoben wird, erleben Japanolog*innen oftmals in Umkehrung: Sie sind die Unwissenden und zu Belehrenden, denen es an kultureller Kompetenz fehlt. Als ‚Außenstehende‘ sind ihnen auch eher Fragen erlaubt, die japanische Forschende aus Rücksicht auf soziale Konventionen nicht so leicht stellen können. Auch wenn das natürlich kein Freibrief im Sinne eines *anything goes* darstellt, bringt die fehlende Einbindung in (für die Beforschten) relevante soziale Netzwerke mit sich, dass manche Themenbereiche gerne Außenstehenden erläutert werden, die man Näherstehenden, etwa den Nachbar*innen vor Ort, nicht erzählen würde.

Kommunikation trägt aber auch der Prämisse der Konstruiertheit der Wirklichkeit Rechnung, denn jede Konstruktion erfolgt aus einer bestimmten Perspektive. Anders gesagt: Es ist die Perspektive, die bestimmt, was als wirklich gilt. Diese soziale Wirklichkeit wird permanent hergestellt, sie konstituiert sich über die Deutungs- und Handlungsmuster der sozialen Akteure. Japanolog*innen als forschende ‚Außenseiter*innen‘ sind nicht in gleicher Weise an der notwendigen Reproduktion und Modifikation dieses prozesshaften Geschehens (Prozessualität) beteiligt. Sie haben insbesondere nicht die Deutungshoheit dieser Muster und können keine validen ‚Alltagstheorien‘ aufstellen. Dadurch sind sie bei ihrer Aufgabe, diese Muster und Alltagstheorien sowie die daraus resultierenden sozialen Situationen zu beschreiben und zu verstehen, auf die Kommunikation mit den Beforschten angewiesen. Was allgemein als Postulat für qualitatives Forschen aufgestellt wird, präsentiert sich so für Japanolog*innen ‚im Feld‘ als selbstverständliche Notwendigkeit beim sozialen Überleben. Damit aber die oben angeführten Vorteile tatsächlich realisiert werden können, muss eine entsprechende Reflexivität gegeben sein. Es bedarf der ständigen Prüfung, wo die eigene Voreingenommenheit, die eigenen Werte, die eigene Erfahrung den Blick trüben und wo voreilig das eigene ‚Regelwerk‘ als gemeinsames vorausgesetzt wird.

Das gemeinsame Regelwerk verweist auf die Indexikalität, auf das Gebundensein von Zeichen an einen sozialen Kontext. Zeichen als wahrnehmbarer Ausdruck von Bedeutungen sind an einen Sinnzu-

sammenhang gebunden, der sich Außenstehenden nur zögerlich in seiner ganzen Komplexität erschließt. Hier sind Japanolog*innen elementar auf Kommunikation mit den von ihnen Beforschten angewiesen, ganz besonders bei der Interpretation der erhobenen Daten. Das kann durchaus zu Schwierigkeiten führen, besonders dort, wo der Japanaufenthalt primär zur Datenerhebung genutzt wird und für die eigentlich erforderliche Hand in Hand gehende Datenauswertung und Interpretation zu wenig Zeit bleibt. Wann immer möglich, sollte daher besonders berücksichtigt werden, dass bei qualitativer Forschung die Erhebung und Auswertung der Daten kein linearer, sondern ein verschränkter Prozess sind.

Die Defizite des ‚gemeinsamen Regelwerk‘, des objektiven Geistes, beim Verstehen von Sinn, werden wenigstens teilweise dadurch kompensiert, dass man Verhalten von Menschen seltener voreilig zu verstehen meint und so in der eigenen subjektiven Gebundenheit verhaftet bleibt. Japanolog*innen müssen Zweifeln nicht, wie von der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik gefordert, in den Verstehensprozess taktisch einbauen. Die „Zweifel an den Vor-Urteilen des Interpreten, Zweifel an subsumtiven Gewissheiten in Alltag und Wissenschaft und Zweifel schließlich auch an reduktionistischen Erklärungen“ (Hitzler/Honer 2013:24) sind sozusagen immer und von selbst präsent.

Einführungswerke in qualitative Methoden



Behrens, Maria und Eike Hennig
2010 „Qualitative Methoden“, Carlo Masala, Frank Sauer und Andreas Wilhelm (Hg.): *Handbuch der Internationalen Politik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 245–264.

Flick, Uwe
1995 *Qualitative Forschung: Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Abschließende Bemerkungen

Im vorliegenden Beitrag habe ich die Grundlagen der qualitativen Forschung ausführlich dargestellt und die praktischen Anwendungsmöglichkeiten nicht berücksichtigt. Grund für diese Theorielastigkeit ist die implizite und explizite Kritik, mit der qualitativ Forschende immer wieder bei der Vorstellung von Forschungsvorhaben konfrontiert sind und die zumeist auf den Prämissen der quantitativen Forschung basieren. Fragen nach Repräsentativität und nach Fallzahlen beispielsweise

se gehören zu den häufigsten überhaupt und können nur dann kompetent beantwortet werden, wenn man weiß, welche Logik hinter der Frage steht und welche Logik hinter dem eigenen Forschungsansatz steht.

Meine Ausführungen sollen aber auch sehr deutlich machen, dass man beim qualitativen Forschen zwar möglichst offen, das heißt ohne wesentliche Beeinflussung durch Theorien und ohne Hypothesen, an die empirischen Daten herangeht, dass das aber nicht heißen darf, dass man ganz ohne Theorien auszukommen vermeint. Im Gegenteil, das Postulat der Reflexivität schließt mit ein, dass man sich der theoretischen Grundlagen der qualitativen Methoden bewusst ist – und darüber hinaus selbstverständlich mit Theorien zum Forschungsgegenstand einigermaßen vertraut sein sollte.

Durch die Forderung nach Alltagsnähe bei der Datenerhebung im Gegensatz zum Expert*innenwissen, das für die Verwendung der standardisierten quantitativen Methoden Voraussetzung ist, schleicht sich manchmal die Einschätzung ein, qualitative Methoden seien ‚einfacher‘. Das mag bedingt für die Phase der Datenerhebung gelten, ganz sicher aber nicht für die Phase der Datenanalyse, die unvergleichlich komplexer sein muss als dies bei standardisierten Methoden der Fall ist. Während in der quantitativen Forschung die Fülle an Information reduziert wird, um aussagekräftige Zahlenwerte zu erhalten, muss in der qualitativen Forschung gleichermaßen reduktiv und expansiv vorgegangen werden. Die Daten werden reduziert, indem man das Unwesentliche beiseitlässt, und werden gleichzeitig expandiert, indem man das Wesentliche kontextualisiert. In einem Interview werden unwichtige Passagen (zunächst) außer Acht gelassen, zentrale Passagen hingegen auf unterschiedliche Konnotationsmöglichkeiten untersucht und mit Wissen um den vermuteten sozialen Kontext der Äußerung angereichert.

Ziel der qualitativen Forschung ist eine Verallgemeinerung in dem Sinn, dass hinter den Einzelfällen das Gemeinsame einer Gesellschaft (oder Kultur oder sozialen Entität) sichtbar wird. Im Idealfall ist das Sample so breit gestreut, dass man alle Merkmale eines Phänomens, die für die Mitglieder der sozialen Einheit bedeutsam sind, erfasst hat und so das Phänomen in seiner Komplexität und mit seinen Grenzen versteht und verständlich machen kann.

Bibliographie

- Hitzler, Ronald und Anne Honer
 2013 „Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute“, Ronald Hitzler (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer, 7–30.
- Kruse, Jan
 2014 *Qualitative Interviewforschung: Ein integrativer Ansatz*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Küstners, Yvonne
 2009 *Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lamnek, Siegfried und Claudia Krell
 2016 *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Lippuner, Florian
 2018 *Das Biografiespiel: Strukturelle Kopplungen und Transferprozesse im Rahmen adoleszenter Computerspielnutzung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Misoch, Sabina
 2015 *Qualitative Interviews*. Berlin [u. a.]: de Gruyter/Oldenbourg.
- Richter, Rudolf
 2016 *Soziologische Paradigmen: Eine Einführung in klassische und moderne Konzepte – mit Beiträgen von Karl-Michael Brunner und Teresa Kucera*. Wien: Facultas.
- Rosenthal, Gabriele
 2008 *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung*. Weinheim und München: Juventa.
- Alfred Schütz und Thomas Luckmann
 1979 *Strukturen der Lebenswelt*. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Steinke, Ines
 2004 „Gütekriterien qualitativer Forschung“, Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 319–331.

SEBASTIAN POLAK-ROTTMANN

ANTONIA MISERKA

DIONYSSIOS ASKITIS

Methodenmix

Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt¹ zu Wohlbefinden im ländlichen Japan

Im Jahr 2017 fand sich an der Japanologie Wien eine Gruppe junger Forschender verschiedener Fachbereiche zusammen und beschloss, gemeinsam der Frage nach dem Glück in ländlichen Regionen Japans nachzugehen. Dieser Artikel ist die Summe der Erfahrungen dieser Gruppe und gibt einen Einblick in die Entwicklung und Vorgehensweise interdisziplinärer Forschung.

Viele Probleme und Phänomene, die wir in der heutigen Wissenschaft zu verstehen versuchen, überschreiten die Grenzen der traditionellen Forschungsdisziplinen. Soziale Ungleichheit, die Frage zur Lebensqualität oder der Klimawandel sind nur ein paar Beispiele für Themen, die zu komplex sind, um durch eine Theorie bzw. ein Modell eines einzigen Fachbereichs oder wissenschaftlichen Paradigmas ausreichend erfasst werden zu können (Menken/Keestra 2016:13). In einem solchen Fall ist es mitunter förderlich, ein Phänomen aus verschiedenen Blickwinkeln und mit unterschiedlichen Werkzeugen zu betrachten und so gemeinsam zu einem Ergebnis zu kommen. Diese Form der Zusammenarbeit nennt man interdisziplinäre Forschung². Das bedeutet, dass – in diesem Fall – ein Team unter anderem seine Forschungsinformationen, Techniken, Daten und Konzepte teilt, um eine Antwort auf eine umfassende Forschungsfrage zu finden, die durch eine einzelne Forschungsdisziplin nicht in dieser Form geklärt hätte werden können (vgl. National Academy of Sciences 2005).

¹ Die Autor*innen sind Stipendiat*innen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DOC-team) am Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien.

² Hier wird zwischen multidisziplinärer, interdisziplinärer und transdisziplinärer Forschung unterschieden. Multidisziplinäre Forschung involviert mehrere Disziplinen, integriert diese jedoch nicht. Die Ergebnisse werden zwar verglichen, jedoch kein gemeinsamer Schluss gezogen. Bei interdisziplinärer Forschung werden sowohl die verschiedenen Methoden und Theorien der einzelnen Disziplinen als auch die Ergebnisse miteinander verbunden. Transdisziplinarität bezeichnet eine Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler*innen sowie Akteur*innen außerhalb der Wissenschafts-Community, in der außer-wissenschaftliches Wissen und Werte mit akademischem Wissen kombiniert werden (Menken/Keestra 2016:32).

Der Austausch mit Kolleginnen und Kollegen außerhalb der eigenen Disziplin hat den Vorteil, dass man einen Einblick in andere Wissensbestände, Theorien und Methoden erhält. Das Auflösen starrer Grenzen der Disziplinen und die Zusammenarbeit verschiedener Fachbereiche ermöglicht es, anwendungs- und problemlösungsorientiert zu forschen (Handke/Thio 2017:10). Da Gesellschaften immer stärker vernetzt sind und so vor allem der soziale Bereich immer komplexer wird, ist eine ganzheitliche Betrachtung gegenwärtiger Probleme und Phänomene immer wichtiger. Wie aber kann eine solche Zusammenarbeit aussehen? Wie plant man interdisziplinäre Forschung und wie setzt man sie um? Die Erstellung eines dementsprechenden Forschungsdesigns und dessen anschließende Umsetzung stellt sich manchmal als Herausforderung dar, auch wenn der erhoffte Erkenntnisgewinn viel Spannung verspricht.

Eine besondere Aufgabe ist dabei die methodische Zusammenarbeit von Vertreter*innen von Disziplinen mit teilweise komplett unterschiedlichen Wissenschaftsverständnissen. Wie eine derartige Form der Triangulation oder des *mixed methods designs* aussehen kann und wie sie im Falle dieses Forschungsprojekts geplant wurde, wird in diesem Artikel näher beleuchtet.

Wie man geeignete Mitglieder findet

Zu Beginn einer jeden interdisziplinären Arbeit steht die Rekrutierung der Teammitglieder. Ob im Zuge vorangehender gemeinsamer Gruppenarbeiten oder einfach über einer Tasse Kaffee – nicht selten findet sich ein Forschungsteam ohne großes Zutun. In manchen Fällen kommt es jedoch vor, dass für die Umsetzung eines Projektes weitere Mitglieder benötigt werden. Hierfür ist es wichtig, (1) bei der Ausschau nach Mitwirkenden darauf zu achten, dass deren **Fähigkeiten und Kompetenzen** zum Zielvorhaben beitragen können. Eine konkrete Vorstellung einer vorläufigen Fragestellung oder eines Forschungsinteresses sollte hier als Leitfaden dienen. Es ist außerdem anzuraten, (2) auf eine ausgeglichene Repräsentation der beteiligten **Disziplinen** zu achten. Ein Schwerpunkt auf einer bestimmten Disziplin oder Methode kann im weiteren Forschungsprozess zu Ungleichheiten in der Entscheidungsfindung und folglich zu Unzufriedenheit unter den einzelnen Mitwirkenden führen. (3) Da es sich bei der interdisziplinären Forschung um **Teamarbeit** handelt, ist es zudem essentiell, dass

die einzelnen Mitglieder sich dieser Tatsache bewusst und auch bereit sind, ihre eigenen Methoden und Interessen den Zielen des Gesamtprojektes unterzuordnen. (4) Im Idealfall hat man schließlich eine Gruppe von Personen gefunden, deren persönliche wie auch fachliche Kompetenzen positiv zum Forschungsprojekt beitragen. Jede Person hat durch seine oder ihre Ausbildung, Interessen und persönlichen Erfahrungen **individuelle Stärken**, die dem Team zugutekommen können. Ein gutes Forschungsteam ergänzt sich und lernt voneinander. Teamarbeit bedeutet in diesem Sinne stetiges Lernen und Lehren in der Gruppe (Handke/Thio 2017:12).

Teammitglieder fallen jedoch in der Regel nicht vom Himmel oder wachsen auf Bäumen. Interdisziplinäre Studien mit einer Kombination unterschiedlicher Methoden erfordern meist Personen mit Kompetenzen, die sich nur selten an demselben Institut finden werden. Gute Ideen lassen sich im Austausch mit Kolleg*innen beispielsweise auf einer Konferenz finden. Eine weitere nicht zu unterschätzende Informationsquelle stellen die Betreuungspersonen des Projekts dar. In den ersten Planungsschritten empfiehlt es sich daher, vermehrt Rücksprache mit potentiellen Betreuenden zu halten und bei diesen Gelegenheiten nach potenziellen Kandidat*innen für das Team zu fragen. Natürlich gibt es noch andere Möglichkeiten wie Mailinglisten, universitäre Veranstaltungen, oder studentische Events, aber nicht immer hält der Erfolg dabei gleichermaßen Einzug. Zudem soll auch angemerkt werden: Je konkreter die Vorstellung eines Forschungsprojekts ist, desto schwieriger wird es, passende Kandidat*innen dafür zu finden. Gerade bei der Formation eines Forschungsteams sollte man daher offen dafür sein, gegebenenfalls den Fokus der Forschung leicht abzuändern, um so den Kreis der Teammitglieder noch erweitern zu können. Es versteht sich von selbst, dass dies jedoch stets im Einklang mit dem zugrundeliegenden Forschungsinteresse zu erfolgen hat: Jedes Mitglied des Teams soll seine Funktion haben und darin unentbehrlich für die Beantwortung der Fragestellung sein.

Wie man die passende Forschungsfrage findet

Zu Beginn eines jeden Forschungsprojekts stehen die Themenwahl und das Ausformulieren einer Leitfrage. Dies trifft sowohl für Einzels als auch Gruppenprojekte zu, wobei zu beachten ist, dass das gewählte Projekt in der gegebenen Zeit umsetzbar sein soll und – im Fall der

interdisziplinären Forschung – von den verschiedenen Perspektiven und Disziplinen bearbeitet werden kann. Zudem sollte das gewählte Thema das Interesse der Forschenden ansprechen, zumal man sich ja längere Zeit damit beschäftigen wird. Das wichtigste Werkzeug in dieser Phase des Forschungsprozesses ist die Literaturrecherche. Sie dient dem Erweitern des eigenen Fachwissens und unterstützt bei der Findung neuer, interessanter und relevanter Themengebiete, die im Zuge eines eigenen Projekts aufgegriffen werden können.

brainstorming

手 **Brainstorming für die Themenfindung in der Gruppe**

法 Die Findung eines Themas in der Gruppe, das sowohl in den einzelnen Disziplinen erarbeitet werden kann als auch über ausreichende Überlappungen für ein Gruppenprojekt verfügt, ist kein einfaches Unterfangen. Zur Erleichterung hilft es, im Team gemeinsam Ideen zu sammeln und diskutieren (Menken/Keestra 2016:59):

1. Überlegen Sie sich eine Liste an Themen, die Sie persönlich und aus Perspektive Ihrer Disziplin interessieren und notieren Sie diese.
2. Tauschen Sie diese Liste mit Ihren Teammitgliedern aus und markieren Sie jene Themenbereiche, welche Ähnlichkeiten oder Überlappungen mit Ihren eigenen aufweisen.
3. Überlegen Sie, welche Unter-Fragen dieser Themengebiete Sie mithilfe Ihrer Disziplin beantworten könnten. Formulieren Sie vorläufige Leitfragen dazu.
4. (Wiederholen Sie Schritte 2. und 3. für alle Mitglieder.)
5. Diskutieren Sie die verschiedenen Themen und Leitfragen, die Sie in diesem Zusammenhang formuliert haben, mit Ihren Teamkolleg*innen. Wählen Sie die relevantesten und interessantesten Themenbereiche aus und diskutieren Sie diese weiter.

Derartige Brainstorming-Sessions können dabei helfen, mögliche Wissenslücken zu finden, die sich besser durch interdisziplinäre Forschung bearbeiten lassen.

Ist das gemeinsame Thema einmal gefunden, muss eine Leitfrage formuliert werden. An dieser Stelle spielt die Literaturrecherche wieder eine zentrale Rolle. Im Zuge der Lektüre der für das Forschungsthema relevanten Literatur ist es hilfreich, folgende Fragen im Hinterkopf zu bewahren (Menken/Keestra 2016:59; 69):

 in der Gruppe

- 質
問
1. Was wissen wir bereits über das Thema?
 2. Welche Aspekte sollten im Zusammenhang mit diesem Thema beachtet werden?
 3. Mit welchen anderen Themen steht dieses in Zusammenhang?
 4. Aus welchen Perspektiven können wir dieses Thema bearbeiten?
 5. Wo sind unsere Wissenslücken in Bezug zu diesem Thema – was muss noch recherchiert werden?
 6. Wie viele andere Mitglieder braucht diese Forschung sinnvollerweise?

 individuell

- 質
問
1. Welche Perspektive hat meine Disziplin auf das Thema?
 2. Auf welchen Einsichten beruht meine Perspektive?
 3. Welche Stärken und Schwächen hat meine Perspektive?
 4. Wo sind die Grenzen der Perspektive meiner Disziplin?
 5. Wo können die anderen Disziplinen der Gruppe aushelfen?

Es kann hilfreich sein, die Antworten zu diesen Fragen in Form von Mindmaps, Diagrammen oder einfachen Notizzetteln zu visualisieren. Nichts spricht dagegen, kreativ tätig zu werden – in der grafischen Auseinandersetzung mit der Thematik entstehen oft neue Ideen und vorhandene können geordnet werden.

Im Zuge dieser Phase der Literaturrecherche und des Sammels und Ordners von Ideen lässt sich schließlich eine gemeinsame (vorläufige) Forschungsfrage entwickeln. Zu Beginn kann es hilfreich sein, diese ohne Fachjargon zu formulieren: „Was macht Menschen am Land glücklich?“, „Wie leben Leute in kleinen ländlichen Dörfern miteinander?“ etc. Aus derart einfach formulierten Fragen fällt es später leichter, eine fachlich korrekte Forschungsfrage zu bilden. Die Leitfrage zu Beginn eines Projekts dient der Fokussierung des Forschungsinteresses. Ohne klar formulierte Leitfrage fällt es schwer, sich in der Fülle an wissenschaftlichen Informationen, Methoden und Theorien nicht zu verirren. Sie wird allerdings aufgrund der Wahl spezifischer Methoden und Theorien für gewöhnlich im Laufe des Forschungsprozesses angepasst, um so neue Erkenntnisse berücksichtigen zu können. Bei der Entwicklung einer Forschungsfrage, nicht nur für interdisziplinäres Forschen, ist zu beachten, dass diese folgenden Kriterien erfüllt werden (Menken/Keestra 2016:66–67):

- **Relevant:** Warum ist dieses Thema wert, untersucht zu werden? (Der Grund, warum diese Studie durchgeführt wird)
- **Verankert:** Die Forschungsfrage sollte das logisch nachvollziehbare Ergebnis der bisherigen Literaturrecherche und des theoretischen Rahmens sein. Die Ergebnisse sollten einen Beitrag für die jeweiligen Fachdisziplinen leisten.
- **Untersuchbar:** Es sollte möglich sein, die gewählte Forschungsfrage mit den verfügbaren Methoden in der vorhandenen Zeit umzusetzen.
- **Präzise:** Die Forschungsfrage sollte direkt und spezifisch sein; der Fokus sollte klar sein.

Die finale Forschungsfrage sollte alle im Team vertretenen Perspektiven gleichermaßen abdecken.

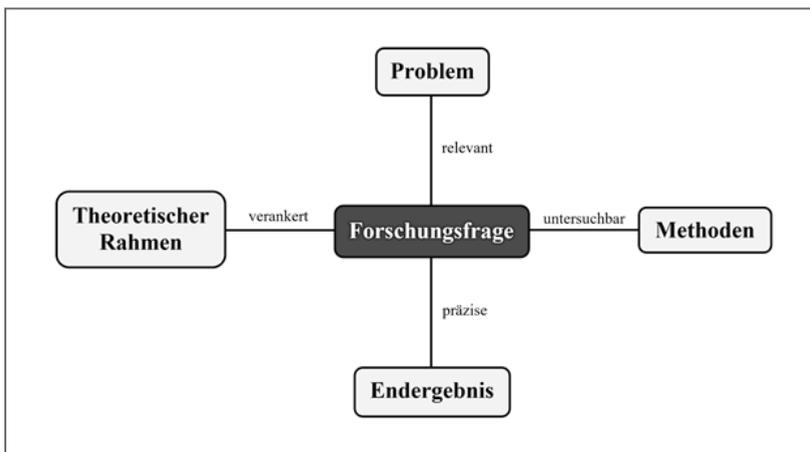


Abb 1.: Die wichtigsten Charakteristika einer Forschungsfrage (Menken/Keestra 2016:67)

Triangulation – „The Dictatorship of the research question“³ oder doch weniger pragmatisch?

Triangulation ist im Wesentlichen eine Bezeichnung für die Betrachtung eines Forschungsgegenstandes aus mehreren Perspektiven mit der Hilfe der Verknüpfung von unterschiedlichen theoretischen und methodischen Zugängen und den damit verbundenen Daten (Flick 2011:12). Im angloamerikanischen Raum wird unter diesen Zugängen

³ Diese Aussage stammt aus dem einflussreichen Werk *Mixed methodology* von Tashakkori/Teddlie 1998.

häufig *mixed methods research* (fortan MMR) verstanden; diese Tradition teilt aber mit der im deutschsprachigen Raum geläufigen Triangulation ihre zentralen Prinzipien. Unter diesen unterschiedlichen Formen des Zusammenwirkens ist nicht nur das Kombinieren von qualitativen und quantitativen Zugängen zu verstehen – wenngleich dieses aufgrund vermeintlicher Unterschiede besonders heiß diskutiert wird – sondern ebenso das Forschen mit ausschließlich unterschiedlichen qualitativen oder quantitativen Methoden.

MMR und Triangulation stellen in der heutigen Forschungspraxis in den Sozialwissenschaften ein gängiges Verfahren dar, blicken aber auf eine relativ kurze Geschichte zurück. Zwar hat es beispielsweise mit der berühmten Studie der Arbeitslosen im Marienthal von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (vgl. Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel 1975 [¹1933]) bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Forschungsarbeiten gegeben, die sich unterschiedlicher Methoden bedienen, eine explizite methodologische Diskussion wird allerdings erst seit den 1970er-Jahren geführt (Flick 2011:7). Der in dieser Hinsicht einflussreiche Soziologe Norman Denzin sieht in den darauffolgenden Jahrzehnten vorwiegend post-positivistische, also quantitativ arbeitende Forschende die Debatte dominieren, worin er durchaus Schwierigkeiten erkennt: „Persons who are less familiar with the rich traditions of qualitative inquiry are telling others with the same lack of experience how to do qualitative work“ (Denzin 2010:420). Bis in die 1980er-Jahre seien ‚Kriege‘ zwischen unterschiedlichen Forschungsparadigmen, also prinzipiellen Orientierungen innerhalb der Forschungsgemeinschaft, geführt worden, die lange Zeit eine Vermischung ihrer Zugänge ausgeschlossen haben (vgl. Denzin 2010). Im amerikanischen Raum propagieren Tashakkori und Teddlie die Herangehensweise des Pragmatismus. Dieser biete sich ihrer Meinung nach gut an, da er heiß diskutierte, schwer fassbare Konzepte wie „Wahrheit“ und „Realität“ meide und mit einer praktikablen Vorgehensweise nach dem Motto „what works“ das Mischen von unterschiedlichen Zugängen nahe lege (Tashakkori/Teddlie 1998:21, 30).

So einflussreich Tashakkori und Teddlies Ausführungen und Konzepte zu MMR auch sein mögen, unumstritten ist ihr Plädoyer für eine „what works“-Orientierung jedoch nicht, da die einzelnen Methoden spezifische Auffassungen der Wissensproduktion haben: Qualitative Interviews in ihren verschiedenen Formen (→ **Qualitative Inter-**

views) beispielsweise gehen in der Regel davon aus, dass man durch das persönliche Erfragen ein tiefergehendes Verständnis erhalten kann (→ **Qualitatives Denken und dessen historische Entwicklung**), während quantitative Sekundäranalysen versuchen, Erklärungsmuster oder gar Gesetzmäßigkeiten zu identifizieren (→ **Quantitatives Denken und statistische Analyse**). Wenn also eine qualitative Datensorte mit einer quantitativen gemeinsam analysiert werden soll, darf nicht vergessen werden, was diese Daten aussagen können und wie sie erhoben wurden: Sonst werden Äpfel mit Birnen zusammengemischt, um daraus ein Zwetschgenkompott herzustellen. Die Debatte um die Wahl der richtigen Methode formuliert Kelle treffend:

Gegen diese vor allem in der anglo-amerikanischen Debatte beliebte Sichtweise ließe sich einwenden, dass die komplexe Aufgabe (qualitatives und/oder quantitatives) Forschungshandeln zu begründen, sich nicht mit dem Verweis auf philosophische Schlagworte erledigen lässt. Die Wahl der passenden Forschungsmethode hat sich vielmehr an der Fragestellung, dem untersuchten Gegenstandsbereich und den inhaltlich-theoretischen Vorannahmen der Forschenden zu orientieren. (Kelle 2014:163–164)

Wie können also unterschiedliche Methoden sinnvoll miteinander verknüpft werden? John Creswell erkennt dabei drei generelle Strategien (Creswell 2003:16):

- **sequentielle Strategie:** Eine Methode wird durch die andere anschließend ergänzt. (Bsp.: Qualitatives Arbeiten für eine explorative Studie, worauf eine quantitative Studie für die Generalisierung der Ergebnisse durchgeführt wird.)
- **parallele Strategie:** beide Datensätze werden zugleich gesammelt
- **transformativ:** Eine theoretische Perspektive umfasst beide Studien als Rahmen. Der Ablauf der Studien kann dann sequentiell, aber auch gleichzeitig erfolgen.

Creswell spricht bei diesen Varianten vor allem den wichtigen Aspekt der einzelnen Forschungsebenen an. Eine MMR durchzuführen bedeutet nicht, lediglich die Ergebnisse der quantitativen Studie mit den Ergebnissen der qualitativen Studie im letzten Schritt zu vergleichen. Die Kommunikation zwischen den einzelnen Methoden kann durchaus in

unterschiedlichen Stadien erfolgen, wie etwa bei der Daten-Triangulation, Investigator-Triangulation, Theorien-Triangulation oder der Triangulation von Methoden (Denzin 1970; zit.n. Flick 2011:13–15)⁴.

Triangulation

注意 **Macht Triangulation meine Forschungsergebnisse sicherer und exakter?**

Hier ist Vorsicht geboten. Die unterschiedlichen Ansätze und Methoden lassen sich nicht immer einwandfrei in einem Schritt analysieren. Qualitative Daten lassen sich zwar durch computergestützte Analysen quantifizieren, doch ist ihre Erhebungsmethode eine andere als bei quantitativen Daten, weshalb bspw. eine statistische Analyse beider Datentypen in einem Schritt nicht unproblematisch ist. Stattdessen kann aber ein MMR das *Verständnis* zu einem Phänomen deutlich erhöhen (siehe auch Ritchie/Ormston 2014:41)

Je nachdem, für welche Ebene(n) man sich entscheidet, sind unterschiedliche Modelle der Triangulation für die eigene Forschung passend. Teddlie und Tashakkori heben unterschiedliche Zugänge hervor, die auch nach der Art des Sampling fragen, also inwiefern es auch bei der Fallauswahl Überschneidungen geben soll (Teddlie/Tashakkori 2010:24). Eine Überlegung könnte dabei etwa sein, ob man besondere Fälle, die bei einer quantitativen Studie festgestellt wurden, im Rahmen einer qualitativen Studie detaillierter untersuchen möchte (als sequentiell quantitativ ⇒ qualitativ). Einige zentrale Fragen bei der Erstellung des Designs sollten daher sein (vgl. Flick 2011; Brannen 2005; Kelle 2014):

- Sollen Hypothesen generiert oder überprüft werden?
- Sollen die Meinungen von Personen zu einem Thema und die damit zusammenhängenden Faktoren erforscht werden?
- Soll eine spezifische Gruppe näher beleuchtet werden oder ist das große Ganze oder sogar beides von Interesse?
- Soll den einzelnen Ansätzen und Methoden dieselbe Aufmerksamkeit zugesprochen werden?
- In welche Richtung geht die Forschung? (qualitativ ⇒ quantitativ oder umgekehrt oder verläuft die Forschung parallel?)
- Werden die Kriterien der jeweiligen Ansätze auch hinreichend erfüllt?
- In welchen Stadien sollen die Methoden kombiniert werden oder gehen sie ihre eigenen Wege?

⁴ Denzin, Norman K.: *The research act*. Chicago: Aldine, 1970.

Diese Fragen stellen nur eine Auswahl dar, die von verschiedenen Forscher*innen im Rahmen ihrer Diskussionen zu Triangulation angesprochen wurden. Dabei fällt auf, dass man sich stets im Klaren über die Beziehung der einzelnen Methoden zueinander sein sollte. Es ist manchmal mitunter sinnvoller, die Forschung hauptsächlich qualitativ durchzuführen, wenn beispielsweise das Hauptanliegen eine Erhebung unterschiedlicher Meinungen zu einem Thema darstellt. Im Gegenzug kann eine nahezu ausschließlich quantitative Studie durch eine kurze vorgelagerte qualitative Studie sinnvoll ergänzt werden, wenn es beispielsweise um die Hypothesengenerierung geht. In diesem Sinne ist der Appell in der Überschrift dieses Kapitels zu verstehen, der in der Forschungspraxis von MMR die Zentralität der Forschungsfrage hervorhebt, nach der sich letztendlich das Design orientieren soll. Im Folgenden soll anhand des seit September 2019 in Wien ansässigen DOC-teams zu subjektivem Wohlbefinden und Sozialkapital im ländlichen Japan erläutert werden, wie diese Zusammenarbeit im Detail aussehen kann.

Grundlagenliteratur zu Triangulation und *mixed methods research*



Flick, Uwe

2011 *Triangulation: Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag.

Creswell, John W.

2003 *Research design: Qualitative, quantitative and mixed methods approaches*. Thousand Oaks: Sage.

Tashakkori, Abbas und Charles Teddlie

1998 *Mixed methodology: Combining qualitative and quantitative approaches*. Thousand Oaks: Sage.

Zusammenarbeit im Forschungsprojekt „Shrinking, but Happy“

In unserem Forschungsprojekt zu „Shrinking, but Happy“ untersuchen wir zu viert den Zusammenhang von subjektivem Wohlbefinden und Sozialkapital in ländlichen Regionen mittels vier unterschiedlicher Methoden. Dabei arbeiten wir angelehnt an das parallele Triangulationsdesign nach Creswell et al. 2003 (siehe Abb. 2). Qualitative und quantitative Forschung laufen dabei gleichzeitig ab und beeinflussen die jeweiligen Prozesse, aber insbesondere die Analyse. In unserem Fall erfolgt die Triangulation auf den folgenden Ebenen:

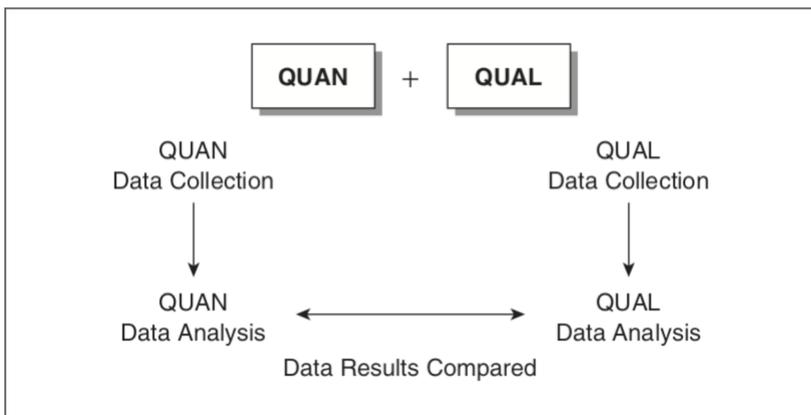


Abb. 2: *Concurrent triangulation design* (Creswell et al. 2003)

1. **Fragebogenerstellung:** Die qualitativ ablaufende Untersuchung hilft bei der Erstellung des quantitativen Fragebogens. Dabei werden im Rahmen der Feldforschung und der teilstrukturierten Leitfadenterviews Elemente identifiziert, die in den quantitativen Fragebogen aufgenommen werden sollen.
2. **Datenanalyse:** Die quantitativ erhobenen Daten werden herangezogen, um die qualitativ beobachteten Phänomene zu untermauern. Gleichmaßen können die qualitativ erhobenen Beobachtungen die quantitativ fundierten Erkenntnisse verdeutlichen.
3. **Dateninterpretation:** Sowohl qualitative als auch quantitative Verfahren werden eingesetzt, um die Forschungsfrage zu beantworten. Beide Datensätze dienen gleichberechtigt als Grundlage der Interpretation. Je nach konkreter Fragestellung können die qualitativen Daten die Perspektive erweitern und die quantitativen Daten vermutete Zusammenhänge validieren.

Im Folgenden wird im Detail auf die Triangulations-Prozesse zwischen den einzelnen Methoden eingegangen:

— Vorstellung der Mitglieder und ihrer Aufgabenbereiche —

自己紹介

Wie sehen eine mögliche Teamkonstellation und die dazugehörigen Aufgabenbereiche aus? Im Falle des DOC-teams „Shrinking, but Happy“ sieht die thematische, methodische und praktische Aufteilung der Aufgaben wie folgt aus:

Dionyssios Askitis: kommt aus der Psychologie und forscht quantitativ. Er erstellt den ersten Teil des quantitativen Fragebogens, der sich mit subjektivem Wohlbefinden und dem Einfluss von Persönlichkeit auf dieses befasst. Durch sein Fachwissen in der Psychologie hilft er dem Team beim Verständnis des ‚Glücks‘-Konzeptes. Seine Begabung in der Erstellung graphischer Elemente sowie seine geübte Ausdrucksweise auch in englischer Sprache unterstützen das Team im Aufsetzen wissenschaftlicher Publikationen.

Stefan Hundsdorfer: kommt aus der Soziologie und forscht vorwiegend quantitativ. Er erstellt den zweiten Teil des quantitativen Fragebogens, der sich mit sozialen Netzwerken – nicht zu verwechseln mit *social media* – und Sozialkapital befasst. Durch sein Fachwissen der Soziologie steht er dem Team für Fragen zu Sozialkapital und der Komplexität von Netzwerken zur Seite. Aufgrund seiner extensiven Lehrerfahrung ist er begabt darin, spontan schwierige Zusammenhänge einfach zu erklären, und somit unser Ass für gemeinsame Präsentationen.

Antonia Miserka: kommt aus der Japanologie und der japanischen Gemeindeforschung. Sie forscht qualitativ und bedient sich dabei der teilnehmenden Beobachtung. Durch ihre mehrjährige Erfahrung im Feld und der japanischen Wissenschaftsgemeinschaft hilft sie ihren Kollegen die Charakteristika der Untersuchungsregion in der gemeinsamen Forschung zu berücksichtigen. Ihre proaktive Art bringt immer wieder innovative Ideen für die Umsetzung des Projekts hervor und ermöglicht dem Team, spontan auftretende Probleme rasch zu lösen.

Sebastian Polak-Rottmann: kommt aus der Politikwissenschaft und Japanologie. Er forscht qualitativ anhand teilstrukturierter Leitfadeninterviews und Fokusgruppen. Sein Fachwissen in der Politikwissenschaft und seine Leidenschaft, wissenschaftliche Inhalte zu diskutieren, ermöglichen es ihm, komplexe theoretische Zusammenhänge zu entwirren und dem Team zu vermitteln. Durch seine zahlreichen Aufenthalte im Feld ist er lokal gut vernetzt und hilft den anderen so, vor Ort neue Kontakte zu knüpfen.

Zusammenarbeit der quantitativen Projektteile

Der interdisziplinäre Austausch auf quantitativer Ebene profitiert in erster Linie von den unterschiedlichen Analyseebenen der quantita-

tiv Forschenden. So kommen im Forschungsprojekt entsprechend der disziplinären Verortung von Hundsdorfer und Askitis in der Soziologie bzw. der Psychologie der Blick auf soziale Beziehungen (im Zuge der Erhebung von Netzwerken) sowie die Perspektive interindividueller Unterschiede (wie bspw. Persönlichkeitsfaktoren) zusammen. Damit wird hier ein wesentlicher disziplinärer Graben überbrückt. Dazu kommt die Erhebung soziodemographischer Variablen auf sozialer Ebene und möglicher Störvariablen auf individueller Ebene (z. B. Lebensereignisse). Dieser Zugewinn an Einfluss- und Kontrollvariablen auf verschiedenen Ebenen trägt bedeutend zur Stärkung der internen Validität der quantitativen Untersuchung bei. Schließlich ist von signifikanten Wechselwirkungen zwischen Persönlichkeitsmerkmalen und sozialen Beziehungen mit Wohlbefinden auszugehen, da die Zusammenhänge zwischen diesen Variablen im Einzelnen bereits wiederholt aufgezeigt werden konnten.

Auch bei der Konzeptualisierung der abhängigen Variable des subjektiven Wohlbefindens greifen Hundsdorfer und Askitis auf die teils divergenten Traditionen soziologischer und psychologischer Glücksforschung zurück. Damit wird ein breiteres Verständnis von Wohlbefinden ermöglicht. Askitis nimmt vor allem auf etablierte Wohlbefindenskonzepte von Diener (1984) sowie kulturpsychologische bzw. methodische Erweiterungen von Uchida et al. (2004) und Ponocny et al. (2016) Bezug, während sich Hundsdorfer u. a. an den sozialwissenschaftlichen Arbeiten von Veenhoven (1991) und Manzenreiter/Holthus (2017) orientiert.

Gleichzeitig findet die Datenerhebung und Auswertung für alle Konstrukte mittels eines gemeinsam entwickelten Fragebogens auf der Ebene des Individuums statt, wo den Forschenden ihre unterschiedlichen Kenntnisse in Testtheorie, Psychometrie, Netzwerkanalyse und Statistik gegenseitig zugutekommen.

Zusammenarbeit der qualitativen Projektteile

Die Triangulation qualitativer Erhebungsmethoden untereinander findet im Falle dieses Forschungsprojekts zwischen drei methodischen Zugängen statt. Fokusgruppeninterviews mit Personen ähnlicher beruflicher Ausrichtung, aber unterschiedlichen Meinungen zu Wohlbefinden sollen zunächst Sichtweisen zu dieser Thematik vorstellen, anhand derer qualitative teilstrukturierte Leitfadeninterviews mit

narrativen Episoden umgestaltet werden. Dieser Prozess begleitet den qualitativen Teil der Forschung in der Datenerhebungsphase von Polak-Rottmann und versucht eine möglichst nachvollziehbare und erfolgreiche Sammlung qualitativer Daten zu ländlichem Wohlbefinden durchzusetzen. Die Fragestellungen der Interviews sind in diesem Sinne nicht von Beginn an festgelegt, sondern werden während der Datenerhebung stets angepasst.

Ihre Gestaltung richtet sich jedoch nicht nur nach den Erfahrungen aus den Fokusgruppen, sondern vor allem auch nach der teilnehmenden Beobachtung von Miserka. Durch die Kenntnisse der sozialen Dynamiken und örtlicher Charakteristika, die nur im Zuge eines längeren Aufenthaltes im Feld erfahren werden können, können in der Durchführung der Interviews auf spezifische Besonderheiten (wie etwa den Bau eines Rinderstalles oder die Vorbereitungen zu einem Volksfest) eingegangen und konkrete Sachverhalte abgefragt werden. Auf der anderen Seite werden durch die in den Interviews generierten Informationen auch Hinweise auf mögliche relevante Ereignisse gegeben, die einer näheren Beobachtung unterzogen werden sollten.

Da sich Miserkas intensive Feldforschung, in deren Rahmen auch die teilnehmende Beobachtung stattfindet, im Wesentlichen auf einen eingeschränkten Bereich begrenzt, benötigt sie weitere Daten, um die Aussagekraft ihrer Ergebnisse zu stärken. Hier können die Interviewdaten von Polak-Rottmann Abhilfe verschaffen, da diese an unterschiedlichen Orten und verschiedenen Bereichen erhoben wurden und damit die von Miserka beobachteten Dynamiken auch in den größeren räumlichen Kontext gesetzt werden können. Bei der Kombination von unterschiedlichen Forschungsdaten spielt daher nicht nur die Methode eine wichtige Rolle, sondern ebenso müssen Überlegungen zu Ort und Zeit getätigt werden. Nur wenn die zeitlichen Abläufe gut geplant sind, kann auch eine sinnvolle Ergänzung der Daten erfolgen.

Zusammenarbeit der quantitativen und qualitativen Projektteile

Anhand des oben skizzierten ablaufenden Modells der Triangulation werden in dem Forschungsprojekt qualitative und quantitative Arbeit parallel, gleichberechtigt und in mehreren Ebenen kombiniert. Die den jeweiligen Methoden zugrundeliegenden Überlegungen zur Wissensgenerierung werden dabei insofern berücksichtigt, als dass darauf geachtet wird, dass qualitative Verfahren und deren Ergebnisse

dort eingesetzt werden, wo es um verstehende und erweiternde Perspektiven geht. Wichtige Elemente dieser Zusammenarbeit sind daher:

- explorativer Input für die Erstellung des quantitativen Fragebogens (z. B. Prätest einzelner Fragenbereiche des Fragebogens, Vorauswahl lokal salienter Wohlbefindensprädiktoren, Besonderheiten der Zielgruppendemographie)
- Erfassen von Kontextfaktoren (z. B. regionale Lebensbedingungen)
- Erfassen von Meinungen zu den untersuchten Phänomenen mit der Möglichkeit, Details nachzufragen
- Umfangreiches Erfassen eines bestimmten Phänomens bzw. Raumes und die darin stattfindenden komplexen Prozesse in ihrer Bewegung (keine statische Aufnahme)

Diese Aufgaben ergänzen so potenzielle blinde Flecken der quantitativen Kollegen, liefern aber für sich bereits ein umfassendes Bild des untersuchten Forschungsgebiets. Um jedoch über die spezifischen Zusammenhänge hinaus valide Aussagen treffen zu können, ist ein Heranziehen von quantitativ erhobenen Daten zentral. Diese erfüllen dabei folgende Funktionen:

- Erhebung von statistisch auswertbaren Daten der Region (Messbarkeit von Effekten)
- Arbeit mit länderübergreifend bewährten Erhebungsmethoden der Psychologie und Soziologie ermöglicht eine bedingte Vergleichbarkeit (mit anderen Studien, Regionen etc.)
- Zusammenhänge zwischen einzelnen Faktoren können nachvollziehbar untersucht werden (Reliabilität, Validität)
- Schaffung eines Makro-Bildes der Region durch möglichst objektiv erhobene Daten (Distanz zum Forschungsgegenstand, Anonymität), an das die qualitative Interpretation ansetzen kann

Diese wesentlichen Punkte der positiven Wirkungsbereiche der jeweiligen Zugänge ermöglichen somit, nicht nur potenzielle Zusammenhänge zu erkennen, sondern diese auch im Detail zu untersuchen und das Verständnis zu dem schwer fassbaren Konzept von Wohlbefinden im ländlichen Japan in Bezug auf soziale Beziehungen zu erhöhen.

Was ist gute Teamarbeit?

Teamarbeit ist vor allem eines: Arbeit! Wer denkt, die Arbeit in der Gruppe sei einfacher als die Arbeit allein, der täuscht sich. Alle, die im Zuge ihrer Ausbildung bereits mehr oder weniger freiwillige Mitglieder eines Gruppenprojekts waren, wissen, dass ein solches schnell in Chaos ausarten kann. Um das zu verhindern, ist es wichtig, gewisse Regeln der Zusammenarbeit zu beachten:

1. **Kommunikation:** Das Arbeiten im Team erfordert stetigen und freien Informationsaustausch und Kommunikationsfluss. Jede Information muss mit allen Mitgliedern geteilt und auch an jene übermittelt werden, die gerade nicht anwesend sind. Je größer eine Forschenden-Gruppe ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass nicht immer alle Mitglieder bei jedem Gespräch oder jeder Sitzung anwesend sind. Mangelnde Kommunikation führt zu ungleichen Informationsständen und längerfristig zu Missverständnissen und Frustration unter den Beteiligten. Hilfreich kann hier die Nutzung der Gruppenfunktion diverser sozialer Medien sein. (Achtung jedoch: Die Nutzung solcher Medien ermöglicht es den Betreibenden oftmals, Geschriebenes aufzuzeichnen und für eigene Zwecke zu nutzen. Inhaltliches sollte demnach nur persönlich oder über geschützte Seiten weitergegeben werden.)
2. **Wertschätzung und Vertrauen:** Essentiell für das Vorankommen einer gemeinsamen Forschung ist auch die Wertschätzung untereinander. Wenn verschiedene Forschungsfelder, Weltanschauungen, Vorgehensweisen und Charaktere aufeinandertreffen, kann es durchaus passieren, dass es zu Meinungsverschiedenheiten kommt. Hier hilft es nicht, auf dem eigenen Standpunkt zu beharren. Auch wenn die eigene Kompetenz oft überwältigend scheint, bringen auch andere Personen wichtige Erfahrungen und Kenntnisse mit, die zu berücksichtigen sich lohnt. Besser ist es also, auch andere Sichtweisen gelten zu lassen und nach einer Aussprache gemeinsam zu einem Ergebnis zu kommen. Interdisziplinäres Forschen bedeutet ein ständiges Hinterfragen eigener Denkmuster, die vor den anderen Mitgliedern gerechtfertigt werden müssen (Handke/Thio 2017:11).
3. **Der rote Faden:** Wie bei der Erstellung einer jeden wissenschaftlichen Arbeit, ist auch bei der Arbeit in der Gruppe der rote Faden

von großer Bedeutung. Mehr Forschende bedeutet für gewöhnlich auch mehr interessierte Personen, die sich im Labyrinth der Forschungsmöglichkeiten oder dem Wald der möglicherweise nützlichen Informationen verirren können. Es ist für jedes Team deshalb wichtig, sich regelmäßig auszutauschen und Feedback zu geben, um mögliche Umherirrende wieder auf den gemeinsamen Weg zu lotsen.

4. **Arbeitsteilung:** Die Arbeit im Team hat den Vorteil, dass man nicht alles selbst wissen und nicht alles alleine tun muss. Jede Person hat einen anderen Charakter, andere Kenntnisse sowie Fähigkeiten und Arbeitsschritte, die einem mehr oder weniger liegen. In diesem Sinne ist es zu empfehlen, die vorhandenen Ressourcen zu nutzen und mögliche Arbeitsschritte nach den Kompetenzen der einzelnen Mitglieder einzuteilen. Achtung: Niemand sollte mehr Arbeit zu erledigen haben als zumutbar ist, und niemand sollte sich aus der gemeinsamen Arbeit herausnehmen.

— Diskussionen —

注意 **Mut, nicht einer Meinung zu sein**

So sehr gegenseitiges Verständnis und Rücksichtnahme wichtig für den Forschungsprozess als Team ist, so wichtig ist es in manchen Situationen auch, einander zu widersprechen. Sie treten als Team auf und werden Ihr Projekt auch in vielen Fällen als Team präsentieren. Wenn Ihnen auffällt, dass eines der Mitglieder für Sie problematische Aussagen trifft, dann weisen Sie es bei der Vorbereitung darauf hin. Eine der Stärken der interdisziplinären Forschung ist es, dass man mögliche ‚blinde Flecken‘ sieht, die die anderen nicht erkennen können. Bevor Sie also schweigen und sich dann hinterher ärgern, (à la „das hab ich mir doch gleich gedacht“), ergreifen Sie die Initiative und diskutieren Sie einen Sachverhalt mit Ihren Kolleg*innen. Vielleicht werden ja sogar Sie selbst eines Besseren belehrt. Diese Diskussionen sollten aber nie während einer Präsentation vor Außenstehenden stattfinden – heben Sie sich diese für Ihre Gruppenbesprechungen auf.

Reflexion der Planungsphase – Herausforderungen

Der Weg von einer ersten Idee über das Zusammenfinden des Teams bis zum Verfassen des Forschungsvorhabens und dem Projektstart ist ein sehr spannender und fordernder Prozess. Dabei treten Schwierigkeiten auf, werden Netzwerke gebildet und viele Diskussionen mit Betreuerinnen und Betreuern sowie dem Fachkollegium geführt. Jedes Forschungsteam hat seine eigene Geschichte, Motivation und Zusam-

mensetzung, daher kann im Folgenden nur auf die persönlichen Erfahrungen des einen hier betrachteten Projekts eingegangen werden. Es ist aber ausdrücklich empfohlen, sich mit anderen Kolleg*innen zu vernetzen, die Ähnliches zu berichten haben, um möglichen zeitraubenden Schwierigkeiten bei der Konzeptionierung eines Vorhabens vorzubeugen.

Die Planung eines Projekts ist mit vielen Diskussionen und Besprechungen verbunden. Bei diesem Schritt kommt es immer wieder vor, dass die ursprüngliche Forschungsfrage umgestaltet und die einzelnen Zugänge geschärft werden müssen. Im Falle des hier skizzierten Vorhabens beispielsweise wurde zunächst ein Ländervergleich mit Österreich angestrebt, der aber aufgrund der zu hohen methodischen Herausforderungen zugunsten der tiefergehenden Analyse eines Fallbeispiels aufgegeben wurde. Diese Entscheidung fiel den meisten Beteiligten nicht leicht und veränderte das Design erheblich. Dennoch stellte sich dieser Entschluss als richtig dar, zumal erst nach dieser Änderung Fördermittel erfolgreich eingeworben werden konnten. Das bedeutet in Wesentlichen, dass man besonders in den ersten Stadien der Planung bereit sein muss, das Forschungsvorhaben immer wieder zu konkretisieren und dabei den eigenen Fokus anzupassen – mangelnde Flexibilität ist bei diesen Schritten schlichtweg ein Hindernis. Im Idealfall tüfelt man aber als Team am Forschungsdesign, weshalb in manchen Situationen die ein oder andere Idee einer Kollegin oder eines Kollegen hilfreich sein kann.

Unsicherheiten entstehen zudem auch bei der Frage der eigenen Forschungsleistung für das Gesamtprojekt. Nicht selten kommt es beim Austausch mit dem Team zu dem Punkt, wo man sich nicht mehr so ganz sicher ist, was genau eigentlich der eigene Ansatz leistet. So ärgerlich diese Überlegungen zwischendurch sein mögen, so wichtig sind sie für die Gestaltung des Vorhabens. Immer wieder sollte die eigene Rolle im Ganzen reflektiert werden, denn nur so können Lücken in der Argumentation des Projekts identifiziert und ausgebessert werden. An manchen Stellen ist es außerdem klug, sich auf die Expertise der anderen Teammitglieder zu verlassen. Viele Fragen, die sich um den Glücksbegriff drehten, konnten im Rahmen mehrerer Diskussionen mit dem Teammitglied Askitis geklärt werden. Unklarheiten bezüglich des Begriffes des Sozialkapitals konnte Kollege Hundsdorfer aus dem Weg räumen.

Das Ziel, als Forschungsteam zu arbeiten, war in diesem Fall auch unmittelbar mit der Frage der Finanzierung verbunden. Das Ansuchen um Fördermittel bedarf eines klaren Vorhabens und einer nachvollziehbaren Strategie. Einen dementsprechenden Förderantrag zu schreiben ist zunächst nicht einfach, da die Fertigkeiten dafür meist nicht im Studium erlernt werden. Hier empfiehlt es sich, erfahrene Kolleg*innen um Rat zu fragen und oftmals Kritik zu erbitten. Mitunter kommt es auch nicht selten vor, dass ein Antrag nicht beim ersten Mal erfolgreich ist – wie es auch beim vorliegenden Projekt der Fall war – und der Schritt zu einer Wiedereinreichung bedacht werden muss. Wenig Arbeit ist ein erneutes Ansuchen nicht, auch wenn bereits viel Forschung in das Projekt gesteckt wurde. Dennoch können die Erfahrungen, die man beim ersten Anlauf gesammelt hat, wichtige Ideen zur Verbesserung liefern, um so bei einem weiteren Versuch erfolgreich sein zu können. Für dieses Forschungsprojekt trifft dies mit Sicherheit zu, aber auch das war mit einigen Schritten verbunden, die diesen Prozess unterstützt haben und im Folgenden näher beleuchtet werden sollen.

Hilfreiche Schritte bei der Planung

Kommt man mit der eigenen Arbeit nicht mehr voran oder ist sich unsicher, welche Richtung man einschlagen sollte, hilft das Einholen von neuen Sichtweisen und Meinungen. Der Austausch innerhalb des Teams ist essentiell und ein wesentlicher Bestandteil der interdisziplinären Forschung, jedoch macht dieser die Notwendigkeit von Kritik seitens Expert*innen oder Lai*innen nicht wett. Je öfter man das eigene Forschungsprojekt, die Fragestellung, Umsetzung und Vernetzung der einzelnen Teammitglieder vor anderen vorstellen, erklären und rechtfertigen muss, desto klarer wird, was man eigentlich machen bzw. machen möchte. Konstruktive Kritik ist wesentlich für das Vorantreiben eines Forschungsprojekts!

Sucht man nach neuen Einsichten in die eigene Forschung innerhalb der Wissenschaftsgemeinschaft, ist die Teilnahme an Konferenzen oder Workshops ratsam. Diese bietet dem Team (1) die Möglichkeit, das eigene Projekt vor neuem Publikum vorzustellen. Bereits in der Vorbereitung für eine öffentliche Präsentation muss das Team die einzelnen Bereiche der Präsentation diskutieren, ausformulieren sowie strukturieren und lernt so, die eigene Umsetzung und Ziele klar

zu vermitteln. (2) Zudem bietet die Vorstellung der Forschung vor einem Fachpublikum die Möglichkeit des Austauschs mit dem Fachkollegium, das wiederum verschiedene Erfahrungen und Wissensstände in die Diskussion des Themas einbringt und so neue Wege aufzeigen kann.

— *elevator pitch* —

用 Zur Übung eines Gesprächs außerhalb des wissenschaftlichen Rahmens, aber auch bei Konferenzen, ist es hilfreich, sich ein Gespräch im Aufzug (*elevator pitch*) vorzustellen. Schaffen Sie es, die Kernpunkte Ihrer Forschung – Thema, Fragestellung, Methodik, Umsetzung, evtl. Ergebnisse – in der kurzen Zeit einer Fahrt mit einem Lift, in wenigen Sätzen klar und verständlich zu vermitteln?

Zu guter Letzt ist auch das Miteinbeziehen von Personen ohne spezifischen Bezug zur Wissenschaft wichtig, da Forschende manchmal dazu neigen, innerhalb der Grenzen ihrer Disziplin zu denken. Gerade in den Sozialwissenschaften ist dieser Bezug jedoch essentiell und sollte nicht vergessen werden. In der Diskussion mit Personen, die nichts mit den Vorgängen an Universitäten zu tun haben, lernt man, die eigene Forschung präzise und unkompliziert darzustellen und verstrickte Zusammenhänge einfach zu vermitteln. Personen außerhalb des universitären Kontexts sind nicht von den Gedankenmustern der Wissenschaft eingeschränkt und vermögen dadurch, alternative Ideen und Denkweisen aufzuzeigen.

Rolle der Betreuer*innen sowie deren Unterstützung

Je nach Forschungsprojekt kann die Teamzusammensetzung variieren; da es sich aber in unserem Fall um ein Doktoratsstipendium handelt, möchten wir an dieser Stelle auf die Rolle der betreuenden Personen hinweisen. Diese sind in der Regel der Schlüssel zu einer erfolgreichen Vernetzung und Verbreitung des eigenen Projekts. Es empfiehlt sich sehr stark, die Betreuerin oder den Betreuer des Vertrauens zu fragen, ob nicht eine relevante Person für die Forschung im Rahmen eines Vortrags, Workshops oder dergleichen eingeladen werden kann. Je besser im Vorhinein mit anderen erfahrenen Wissenschaftler*innen diskutiert wird, desto höher sind am Ende die Chancen, dass das eigene Projekt erfolgreich durchgeführt werden kann. Oft forscht auch die eigene Betreuungsperson in einem ähnlichen Forschungsfeld und

hat daher ebenfalls Interesse daran, dass eine Reihe an Personen zu einem Dialog eingeladen werden. Unter Umständen bietet sich sogar die Möglichkeit eines Workshops – in unserem Fall hat dies dem Projekt unschätzbar wichtigen Input geliefert. Dabei konnten wir kurz vor dem Hearing für unsere Fördergelder Expertinnen und Experten aus unseren Fachrichtungen an die Universität einladen und detaillierte Fragen zur Methodik klären.

Für Japanolog*innen ist zudem die Vernetzung mit der japanischen Seite der Wissenschaft nicht zu unterschätzen. Da insbesondere im Falle einer sozialwissenschaftlichen Studie zu Japan häufig ein Aufenthalt in Japan erforderlich ist, ist es unerlässlich, dass vor Ort eine Institution auch für Unterstützung sorgt. Ein Abklären mit der Betreuungsperson über die Möglichkeit der Kooperation von Institutionen in Japan ist zentral für das Forschungsdesign. Es ist nicht ratsam, davon auszugehen, dass sich alle Türen von selbst öffnen werden, wenn man erst einmal dort ist. Vielmehr sollte man auf bestehende Netzwerke zurückgreifen, sofern diese vorhanden sind. Im Falle spärlicher Verbindungen sollte versucht werden – auch über die Betreuungsperson – erste Kontakte nach Japan zu etablieren.

Abschließende Worte

Die Forschung als Team benötigt viel Planung und Organisation – dafür können aber schlussendlich weitaus komplexere Forschungsfragen beantwortet werden als wenn jede Person für sich alleine forschen würde. Dies gelingt aber nur, wenn die richtigen Teammitglieder auch das erforschen, was für das Projekt notwendig ist, wenn die Vernetzung mit den Betreuungspersonen und anderen Wissenschaftler*innen gelingt, die methodische Zusammenarbeit gut ineinandergreift und alle Mitglieder gleichermaßen überzeugt von dem Vorhaben sind. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, kann man sich auf spannende und forschungsintensive Jahre einstellen, die den eigenen theoretischen aber auch persönlichen Horizont erweitern werden.

Bibliographie

- Brannen, Julia
2005 „Mixing methods: The entry of qualitative and quantitative approaches into the research process“, *International Journal of Social Research Methodology* 8/3, 173–184.
- Creswell, John W.
2003 *Research design: Qualitative, quantitative and mixed methods approaches*. Thousand Oaks: Sage.
- Creswell, John W., Vicki L. Plano Clark, Michelle L. Gutmann und William E. Hanson
2003 „Advanced mixed methods research designs“, Abbas Tashakkori und Charles Teddlie (Hg.): *Handbook of mixed methods in social and behavioral research*. Thousand Oaks: Sage, 209–240.
- Denzin, Norman K.
2010 „Moments, mixed methods, and paradigm dialogs“, *Qualitative Inquiry* 16/6, 419–427.
- Diener, Ed
1984 „Subjective Well-Being“, *Psychological Bulletin* 95/3, 542–575.
- Flick, Uwe
2011 *Triangulation: eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Handke, Volker und Sie Liang Thio
2017 *Handbuch zur inter- und transdisziplinären Integration von Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften in Forschungsprojekte der Wiener Fachhochschulen*. PDF e-book. Wien: Magistrat 23 der Stadt Wien. <https://www.wien.gv.at/forschung/pdf/2017-gsk-handbuch.pdf> (02.10.2019).
- Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel
1975 *Die Arbeitslosen von Marienthal: ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp [1933].
- Kelle, Udo
2014 „Mixed methods“, Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer, 153–166.
- Manzenreiter, Wolfram und Barbara Holthus
2017 „Happiness as balancing act between agency and social structure“, Wolfram Manzenreiter und Barbara Holthus (Hg.): *Happiness and the good life in Japan*. London: Routledge, 243–255.
- Menken, Steph und Machiel Keestra (Hg.)
2016 *An introduction to interdisciplinary research*. Amsterdam: Amsterdam University Press B.V.
- National Academy of Sciences
2005 *Facilitating interdisciplinary research*. Washington: The National Academies Press.
- Ponocny, Ivo, Christian Weismayer, Bernadette Stross und Stefan G. Dressler
2016 „Are most people happy? Exploring the meaning of subjective well-being ratings“, *Journal of Happiness Studies* 17, 2635–2653.

- Ritchie, Jane und Rachel Ormston
2014 „The applications of qualitative methods to social research“, Jane Ritchie, Jane Lewis, Carol McNaughton Nicholis und Rachel Ormston (Hg.): *Qualitative research practice: A guide for social science students and researchers*. Thousand Oaks: Sage, 27–46.
- Tashakkori, Abbas und Charles Teddlie
1998 *Mixed methodology: combining qualitative and quantitative approaches*. Thousand Oaks: Sage.
- Teddlie, Charles und Abbas Tashakkori
2010 „Overview of contemporary issues in mixed methods research“, Abbas Tashakkori und Charles Teddlie (Hg.): *Handbook of mixed methods in social & behavioural research*. Thousand Oaks: Sage. 1–41.
- Uchida, Yukiko, Vinai Norasakkunkit und Shinobu Kitayama
2004 „Cultural construction of happiness: Theory and empirical evidence“, *Journal of Happiness Studies* 5, 223–239.
- Veenhoven, Ruut
1991 „Is happiness relative?“, *Social Indicators Research* 24, 1–34.

Menschen und Meinungen

WOLFRAM MANZENREITER

„Same same but different“ Ethnografie und Teilnehmende Beobachtung

Prolog

Als ich mich erstmals zur Forschung im Feld einfand, hatte ich ohne jegliche formale Schulung ehrlich gesagt keine Ahnung, was ich eigentlich tun musste. Ich war im letzten Jahr meines Diplomstudiums und zum ersten Mal in meinem Leben in Japan. Dass ich mich in meiner Forschung mit dem weit verbreiteten Freizeitvergnügen des Automatenglückspiels beschäftigen wollte, hatte ich erst kurz zuvor beschlossen, ebenfalls ohne genau zu wissen, worauf ich mich dabei einlassen würde. In jenen Tagen vor dem Internet-Zeitalter wusste ich lediglich, dass der Pachinko-Markt und damit die Nachfrage und also auch die Praxis unglaublich groß und verbreitet sein mussten. Aber wissenschaftliche Publikationen dazu auf Englisch oder Deutsch waren in einer ersten Literaturrecherche nicht zu finden gewesen; sozial- und kulturwissenschaftliche Studien zum Automatenspiel existierten kaum, waren mehr psychologisierender Art und gaben keine Hinweise zum konkreten Studium der Praxis. Tatsächlich wusste ich nichts über die Optik der Pachinko-Automaten, das Design und die Ausstattung der Spielhallen, geschweige denn über Spielregeln inklusive der sozialen und kulturellen Gebrauchs- und Verhaltensregeln.

Visuell erschloss sich mir das Phänomen jedoch schnell: Bereits nach nur wenigen Stunden in Tōkyō und einigen Schritten um den Bahnhof von Ueno gaben mir die Anzahl und Größe der dort zu findenden Spielsalons eine Ahnung davon, warum die Pro-Kopf-Dichte von Spielautomaten in ganz Japan um einiges höher sein sollte als selbst in Glücksspiel-Hochburgen wie Las Vegas oder Macao. Von den Spieler*innen sah ich lediglich die Unterkörper durch die mit Sichtblenden abgedichteten Glaswände der futuristisch anmutenden Spielhallen. Gelegentlich, wenn sich die Glastür öffnete, um Besucher*innen rein- oder rauszulassen, konnte ich einen Blick auf die Körper der Spielenden werfen, die in langen Reihen nebeneinander vor bunt

blinkenden Automaten saßen und mit starrem Blick die Action hinter der Glasabdeckung der Geräte vor ihnen verfolgten. Gleichzeitig drängten sich eine dichte Rauchwolke und eine akustische Kakophonie nach draußen: Zu dem ohrenbetäubenden Gerassel von durch ein Nagellabyrinth fallenden Metallkugeln kamen die elektronischen Geräusche der Automaten, die von dem triumphalen Sound der Hintergrundmusik und gelegentlichen Lautsprecheransagen überdeckt wurden.

Wie um alles in der Welt soll man in diesem Inferno Forschung betreiben können? Ich war zutiefst verunsichert. Und daran sollte sich auch nichts ändern, als meine Versuche, das zu tun, was alle tun, schon daran scheiterten, dass ich keine Ahnung hatte, wo ich mich hinbegeben sollte, welcher Automat wie zu spielen war, oder wie man überhaupt an Spielkugeln herankommen konnte. Niemand war da, der mich einlud, neben ihm Platz zu nehmen; meinen hilfesuchenden Blicken wichen alle aus, und meine vorsichtigen Fragen beim Personal brachten Antworten hervor, die ich in dem Lärm auch beim zweiten oder dritten Mal Nachfragen nicht verstand. Die Kugeln, die ich mit Hilfe der emsig hin- und herlaufenden Angestellten gegen ein paar 1000-Yen-Scheine bei einem Automaten eintauschen konnte, waren schneller weg, als Bashō für die Komposition eines Haiku-Gedichts benötigt hätte. In kürzester Zeit hatte ich nicht nur mein Tagesbudget verloren, sondern auch den Ernst des Spiels erkannt. Für mich stand in dem Moment alles auf der Kippe: Wie sollte ich meinem Ziel nahekomen, wenn ich weder Beobachtungen anstellen noch Informant*innen gewinnen und Gespräche führen konnte?

Dass Verunsicherung ein charakteristisches Begleitphänomen der Feldforschung ist, habe ich seither immer wieder erlebt, wenn auch mit zunehmend geringer ausfallenden Fundamentalängsten. Feldforschung erlernte ich erst im Laufe der Zeit – nicht durch die Lektüre, mit der ich mich eher schlecht als recht vorbereitet hatte, sondern indem ich das tat, was Feldforschung ausmacht: beobachten, Fragen stellen, zuhören, Eindrücke und Informationen verstetigen, Notizen ordnen und analysieren. Frühe Werke der Ethnografie vermitteln einem die Befähigung zur Feldforschung wie ein künstlerisches Talent, das man hat oder nicht. Selbst ein dezidiertes Lehrbuch wie die *Einführung in die interaktionistische Ethnographie: Soziologie im Außendienst* von Dellwing und Prus (2012) konzipiert Ethnografie als „Feldabenteuer“, das methodisch nicht durch „Regeln und Vorgaben“ zu

vermitteln ist und wie Kunst eben von den Forschenden und deren Einstellungen geprägt wird. Ich würde die ethnografische Forschung eher mit einem Handwerk vergleichen, in dem man wie ein Lehrling ausgebildet werden kann und durch wiederholte Praxis, quasi die Gesell*innenarbeit, allmählich zur Meister*innenschaft kommt. Das ist die gute Nachricht. Die weniger gute: Kein Feld ist wie ein zweites, und da jeder Forschungsprozess in einem ständigen Austausch zwischen Forschenden, Feld, Analyse und Interpretation stattfindet, gibt es keine richtige Vorgangsweise – aber viele falsche.

Dieses Kapitel ist eine Einführung in die ethnografische Feldforschung, in der ich kurz jeweils ihre theoretischen Grundlagen, praktischen Anforderungen, spezifischen Stärken, Probleme und Grenzen darstellen werde. Ich bewege mich dafür zwischen meinen eigenen Erfahrungen und den Erkenntnissen aus dem umfangreichen Schrifttum der Anthropologie Japans hin und her. Gute Überblicke zu Geschichte und Anliegen der ethnografischen Japanforschung finden sich in Kelly 1991 und Robertson 2005. Der erste Teil ist konzeptionellen Fragen gewidmet, der zweite dagegen praktischen Aspekten der Feldforschung. Abgeschlossen wird das Kapitel mit einigen Tipps für das Selbststudium der Feldforschung.

Ethnografie, Feldforschung, teilnehmende Beobachtung

Was also ist eigentlich Ethnografie? Ethnografie wird häufig mit Feldforschung als das Forschungsprogramm, in dem Beobachtung das zentrale methodische Vorgehen darstellt, gleichgesetzt. Damit eignet sich die teilnehmende Beobachtung vor allem für die Erforschung von Kulturen ohne schriftsprachliche Tradition, über die man nur im direkten Kontakt Zugang finden kann und Bedeutung sich über Beobachtung erschließen lässt. Bronislaw Malinowski, der in der Südsee in den ausbrechenden Weltkrieg zwischen den europäischen Kolonialmächten verwickelt und eher unfreiwillig zum Pionier der systematischen Feldforschung wurde, definierte mit seiner Erforschung der Trobriand-Inseln das klassische Anliegen jeglicher Ethnografie, nämlich „die Sichtweise des Eingeborenen zu erfassen, seine Beziehung zum Leben, seine Sicht der Welt zum Leben zu erwecken“ (Malinowski 1922:25). Feldforschung ist ein essenzieller Bestandteil der Ethnografie als „Forschungsprozess, in dem der Anthropologe das Alltagsleben einer anderen Kultur aus nächster Nähe beobachtet, aufzeichnet und

an ihr teilnimmt – eine Erfahrung, die als Methode der Feldforschung bezeichnet wird – und dann in detaillierter Beschreibung Erzählungen über diese Kultur verfasst“ (Marcus/Fischer 1986). Der Kulturbegriff folgt damit dem ethnologischen Verständnis als „komplexes Ganzes, das Wissen, Glauben, Kunst, Moral, Recht, Brauchtum und alle anderen Fähigkeiten und Gewohnheiten beinhaltet, die der Mensch als Mitglied der Gesellschaft erworben hat“ (Tylor 1871). Bezog sich der Arbeitsauftrag der Feldforschung ursprünglich auf die Auseinandersetzung mit ursprünglichen Stammesgemeinschaften, so hat sich dieser längst auf die Erkundung spezifischer Sozialmilieus und Subkulturen in den Metropolen hochindustrialisierter Gesellschaften sowie in den Cyberspace ausgeweitet.

Die erste Ethnografie zu Japan, die dieser frühen Definition entsprach, stammt von John F. Embree, der 1935/36 mit seiner Frau Ella Lury Wiswell zwölf Monate auf Kyūshū verbrachte, um in Sue-*mura* die Sozialorganisation des japanischen Dorfes zu erkunden (vgl. Embree 1939; Smith/Wiswell 1982). Embrees Forschung wie auch die der Dorfstudien aus den 1950er Jahren waren von den Grundannahmen und dem Arbeitsprogramm des Strukturfunktionalismus geprägt. Nachbarschaftsgruppen, Dorfversammlungen, Brauchtum, Arbeitsteilung und andere Institutionen des Soziallebens wurden als Strukturkomponenten gelesen, die analog zu biologischen Systemen ganzheitlich vom Organismus einer Kultur durchzogen sind. Um die „Welt in einer Nusschale“ zu beobachten, suchten amerikanische Wissenschaftler Dorfgemeinden wie „Takashima“ (vgl. Norbeck 1954), „Matsunagi“ und „Kurusu“ (vgl. Cornell/Smith 1956) oder „Niike“ (vgl. Beardsley et al. 1959) auf.

Eng umrissene Siedlungen und Nachbarschaften erregen bis in die Gegenwart hinein als Mikrokosmos einer Gemeinschaft die Aufmerksamkeit von Feldforscher*innen. Nur hat sich der Anspruch, von der Einzelbeobachtung auf die Gesellschaft zu verallgemeinern, signifikant verändert. Wie eng die Grenzen der Generalisierbarkeit gesteckt sind, vermittelt schon die Vielfalt an Lokalkulturen und Variabilität von gesellschaftlichen Institutionen, wie sie in der Feldforschung zu Tage getreten sind. Zudem wurde mit dem Aufkommen von alternativen theoretischen Entwicklungen das holistische Verhältnis von Kultur und Institutionen aufgebrochen. Vor allem der Interaktionismus (vgl. Goffman 1959), die symbolische Anthropologie (vgl. Turner

1974) und die interpretative Ethnografie (vgl. Geertz 1973) führten zu neuen Fragestellungen, die das Augenmerk verstärkt auf *agency*, das handelnde Individuum, Konstruktionen und die Bedeutung von Praxisformen und Diskursen gelegt haben. Die Trendwende hin zur Hermeneutik bedeutete auch eine Krise der Repräsentation: Die Beschreibung im ethnografischen Text aus der Feder der Beobachtenden wird nicht mehr als die Repräsentanz der Wirklichkeit anerkannt, sondern als eine Sinnzuschreibung verstanden, die sich in der Auseinandersetzung mit anderen Personen, die dieser Welt angehören, ergeben hat. Beobachter*innen wie auch Bewohner*innen des Feldes haben als Menschen die grundlegende Fähigkeit, die Bedeutung in der Welt zu erfassen; nur basieren die Sinnzuschreibungen von Beobachter*innen und Bewohner*innen auf unterschiedlichen Deutungsebenen. Hauptteil der ethnografischen Beschreibungen waren damit nicht länger konkrete Verhaltensweisen, sondern die darin enthaltenen Bedeutungsstrukturen.

Exotik, Schriftlosigkeit und geografische Distanz sind kein Musskriterium für eine Auseinandersetzung mit einer ‚anderen Kultur‘, die es zu verstehen gilt. Der Großteil der ethnografischen Forschung findet längst nicht mehr unter den kolonialistischen Bedingungen des 19. und 20. Jahrhunderts statt. Was Raymond Williams 1958 als „a whole way of life“ (xvi) bezeichnet hat, stellte und stellt Feldforscher*innen in japanischen Bergbauern- und Küstendörfern (vgl. Cornell/Smith 1954) ebenso vor Rätsel wie in den mehr oder weniger vertrauten Terrains von Motorradgangs (vgl. Satō 1989), japanischen Universitäten (vgl. etwa Poole 2010), multinationalen Konzernen (vgl. Sedgwick 2007), Nachtclubs (vgl. Allison 1994), Baustellen (vgl. Fowler 1996), Werkstätten und Arbeitsplätzen aller Art (vgl. Cole 1971; Kondo 1990; Roberston 1998), Fitnessclubs (vgl. Spielvogel 2003) und Sportkletterhallen (vgl. Manzenreiter 2013). Schwerder (1996) verlangt als Mindestanforderung, dass wahre ethnografische Feldforschung sich auf etwas beziehen muss, was irgendwie als ‚Kultur‘ verstanden werden kann. Dass dies viel mehr sein als bloß das ‚komplexe Ganze‘ einer Stammes- oder Nationalkultur, zeichnete sich bereits im Umfeld der parallelen Entwicklung von Kulturanthropologie und Stadtethnologie an der Universität Chicago ab. Zum einen entwickelten die Gründerpersönlichkeiten der Stadtforschung Robert Park und Ernest Burgess in den 1920er Jahren aus mikrosoziologischen Ansätzen eine ökologische Theorie

der Stadt, die räumliche Anordnungen mit Nachbarschaften und ortsspezifischen Verhaltensweisen und Phänomenen in Einklang brachte; zum anderen entstand nur unwesentlich später unter Robert Redfield ein neues Betätigungsfeld für die Anthropologie, das auch bäuerliche Gemeinschaften in Zivilisationen mit schriftsprachlicher Tradition (in Abgrenzung zu schriftlosen, urtümlichen Kulturen) einbezog (vgl. Manzenreiter 2016). Zu Recht unterscheidet man zwischen makroethnografischen und mikroethnografischen Analysen: Bei ersteren fällt der Blick der Beobachtenden auf eine ganze Kultur und bei letzteren auf die individuellen Interessen und institutionellen Bedingungen, die das Feld bestimmen. Man vergleiche etwa die unterschiedlichen Erklärungsansätze bei Norbeck 1954 zur Kultur der japanischen Fischereigemeinden und Bernstein 1983 für das Leben der Frauen am Land in Japan.

Aber eigentlich geht es bei der Definition von Ethnografie als Auseinandersetzung mit etwas Kulturellem um die doppelte Beziehung, in der sich der oder die Forschende zur Kultur befindet: „Ethnography entails both (a) the way we study culture and (b) the interpretive framework that ethnographers impose on what they study“ (Wolcott 1995:81). Man beschäftigt sich auf spezifische Art und Weise mit der Erforschung von Kultur und verwendet gleichzeitig Kultur als Erklärungsansatz, mit dem einzelne Bestandteile (das können materielle Objekte wie eine Teeschale, aber auch sprachliche Äußerungen wie „*itadakimasu*“, Verhaltensregeln oder körperliche Bewegungsformen wie die Abfolge von Verbeugungen und Handreichungen bei der Teezeremonie sein) auf ein Ganzes bezogen werden (vgl. Wolcott 1987). Ethnografie führt letztlich dazu, so Goodenough (1976), einer Gruppe von Menschen eine Theorie des kollektiven Verhaltens zuzuordnen (vgl. Goodenough 1976:5). Breidenstein et al. (2013:31–36) verstehen Ethnografie als „Gegenstandsbestimmung“ von Praktiken, die sich dem oder der teilnehmenden Beobachter*in im Feld erschließen, und das Ziel verfolgen, Soziales zu versprachlichen. „What’s going on here?“, ist die archetypische Fragestellung zu Beginn einer jeden Feldforschung. Ethnografisch wird sie, wenn durch das Wechselspiel von *going native* und *coming home* (Breidenstein et al. 2013:42) in einem rekursiven oder spiralförmigen Forschungsdesign schlussendlich erklärbar wird, was die Menschen, die man beforscht, wissen müssen, um das zu verstehen, was sie machen.

Im Unterschied zu den Mikrotheorien, mit denen wir alle Situationen erfassen und unser Handeln darauf abstimmen, strebt die Ethnografie eine umfassende Theorie an, die über das individuelle und unausgesprochene Wissen hinweg geht: Im Formulieren einer kollektiven Theorie wird nicht nur das Offensichtliche offensichtlich gemacht (was etwa dem auf der Hand Liegenden entsprechen würde), sondern auch das Familiäre verfremdet, indem die dahinter liegenden und oftmals auch nicht bewussten oder gar bekannten Zusammenhänge erklärt werden (vgl. Erickson 1984). Stereotypisierung steht am Anfang des schwierigen Prozesses, von der Beobachtung eines Falls auf ein Generalisierungsniveau wie Kultur zu gelangen.

Teilnehmen und Beobachten

Feldforschung ohne das Ziel, kulturelle Äußerungen zu erfassen und soziale Phänomene mit Kultur zu erklären, ist prinzipiell möglich, wie etwa in der Geographie, aber sie ist keine Ethnografie. Teilnehmende Beobachtung ist in der Regel das methodische Herzstück der auf Feldforschung basierten Ethnografie, aber sie ist keine Voraussetzung, und vor allem nicht die einzige Methode, die zur Erforschung eines Feldes zur Verfügung steht. Als ich mit meinen Studierenden im Sommer 2018 in Kyūshū den Zusammenhängen zwischen sozialer Partizipation und Lebensglück nachging, verwendeten wir einen von den Dorfleuten auszufüllenden Fragebogen, der zum Teil auf Informationen aus teilstrukturierten Interviews fußte, die ich im Winter mit einer Kollegin gemeinsam durchgeführt hatte, aber auch Fragen beinhaltete, die aus anderen Untersuchungen zum Wohlbefinden in Kumamoto oder zu sozialen Netzwerken in japanischen Gemeinschaften stammten. Zudem kartografierten wir die Siedlung und ihre Nachbarschaftsgruppen, fotografierten alle Häuser und identifizierten die Besitzer*innen der Gebäude. Wir halfen der Dorfbevölkerung bei der Reinigung der Wege, öffentlicher Flächen und der Schreinumgebung für das bevorstehende *matsuri*. Wir saßen am Abend dabei, als die jungen Männer die seit Jahrhunderten nur in mündlicher Tradition überlieferten Gesänge für den Festtagsumzug einstudierten. Dabei stellten wir fest, wie unterschiedlich diese in verschiedenen Siedlungen intoniert werden und wie wichtig der soziale Aspekt dieser kulturellen Praktiken ist (vgl. Manzenreiter/Miserka 2019). Bei früheren Aufenthalten

lernte ich, mit welchen Maßnahmen die Hochweiden am Ende des Winters für die neue Wachstumsperiode vorzubereiten sind und wie man sich und den Wald vor den Gefahren der Brandrodung schützt. Beide Tätigkeiten erfordern mehr (*wo*)*manpower*, als das von Abwanderung und Alterung gekennzeichnete Land alleine aufzubringen vermag, und beides ist nicht nur harte Arbeit, sondern auch extrem risikant und in manchen Fällen auch mit Todesopfern verbunden; warum Freiwilligenarbeit in vielen Bereichen der traditionellen Selbstorganisation nur von Kernmitgliedern der Gemeinde, aber nicht von temporär oder peripher ansässigen Personen geschätzt wird, erschloss sich nicht beim ersten Mal, sondern erst im Laufe der aufeinanderfolgenden Feldaufenthalte und durch den Vergleich der Beobachtungen.

Wie jede qualitative Methode bietet sich die teilnehmende Beobachtung vor allem dann an, wenn die Frage des Verstehens im Vordergrund steht. Aus der Literatur weiß man, dass die Teilnahme an traditionellen Praktiken für die Aufrechterhaltung des Gemeinschaftslebens von großer Bedeutung ist; aber wie das Singen von archaisch wirkenden Liedern genau abläuft, welche Konsequenz die Praxis für die egalitäre Ausrichtung der sozialen Struktur im Dorf sowie die Grenzziehung zwischen Nachbargemeinden oder Neubewohner*innen hat, und wie sie mit dem Verhältnis zwischen den Generationen und der normativen Geschlechterordnung zusammenhängt, erschließt sich einem erst in der Beobachtung über einen längeren Zeitraum hinweg.

Im Gegensatz zu klar reaktiven Verfahren wie der Befragung vermag die teilnehmende Beobachtung auch dort weiterzuhelfen, wo streng formalisierte Vorgehensweisen das Feld unzureichend erfassen und gar verzerrende Auswirkungen haben würden, oder wo offensichtliche Widersprüche zwischen dem beobachteten Verhalten und der Erklärung durch die Beobachteten tiefergehende Analysen verlangen. Beobachtung mit mehr oder weniger direkter Teilnahme bietet sich überall an, wo es darum geht, in einem Forschungsfeld, dessen distinktive Merkmale sich sozial und räumlich konstituieren, feldspezifische Sinnzusammenhänge anhand sozialer Praktiken, kultureller Objektivierungen oder symbolischer Äußerungen sichtbar zu machen. Und da man als Feldforscher*in in die unmittelbare Nähe von dem zu kommen sucht, was einen interessiert, bietet sich die Methode für alle Gegenstandsbereiche an, die von hoher Komplexität sind und aus der Ferne nicht adäquat erklärt werden können. Das gilt auch

und vor allem für soziale Gruppen und Praxisfelder am Rande der Gesellschaft, wie etwa Japans unsichtbare Minorität der *burakumin* (vgl. Bondy 2015), die koreanischstämmige *zainichi*-Minderheit (vgl. Fukuoka 2000), deren Erfahrungen von Stigmatisierung und Ausgrenzung sensible Themen darstellen, aber auch solche jenseits der Legalität, die man nicht mit einem Fragebogen erreichen kann (vgl. etwa Herbert 2003 zu Yakuza und Tagelöhner*innen oder Mathews 2011 zu transnationalen Kleinhändler*innen, Schmuggler*innen, Glücksritter*innen und Visaüberzieher*innen in Hongkong) oder die aufgrund ihrer Exklusivität eine nach außen abgeschottete Existenz führen, wie Celebrities, Superreiche oder der japanische Adel, dessen Lebensstil und Selbstverständnis Lebra (1993) erforscht hat.

Ursprünglich wurde die teilnehmende Beobachtung als zentraler Kern der Feldforschung exklusiv mit ethnologischer und soziologischer Forschung assoziiert, aber mittlerweile ist sie in viele andere, vor allem sozialwissenschaftliche Disziplinen, etwa in Erziehungs-, Pflege-, Politik- und Betriebswirtschaftswissenschaften, aufgenommen worden. Durch die Verbreitung des Forschungsansatzes hat sich das Verständnis von Feldforschung allerdings bis an die Grenzen der Beliebigkeit erweitert: Nicht selten hört man, dass Wissenschaftler*innen auf Feldforschung in Japan waren und dabei Sekundärliteratur aus den Beständen der japanischen Nationalbibliothek ausgehoben haben. Das gilt nicht nur in einem strengeren Sinne nicht mehr als Feldforschung. Natürlich kann die Kokkai toshokan in Kasumigaseki als Feld für ein ethnografisches Forschungsprojekt dienen, etwa wenn es um das Nutzer*innenverhalten oder die Mitarbeiter*innenschulung geht. Aber eine Reise in ein Archiv (→ **Archive**) und die Suche nach Forschungsliteratur dienen weder der Teilnahme noch der Beobachtung.

Nicht jede Beobachtung ist mit Teilnahme verbunden und nicht jede Teilnahme dient dem Zweck der Beobachtung. Gavin Whitelaws Beobachtung der Welt der *konbini* beschränkte sich nicht auf seine Teilnahme als Stammkunde in den allgegenwärtigen, rund um die Uhr geöffneten Mini-Supermärkten. Für ein umfassenderes Verständnis war es unumgänglich, auf die andere Seite zu wechseln und als Angestellter in einem Convenience Store anzuheuern (vgl. Whitelaw 2018). Im Gegensatz dazu ist Teilnahme in Tom Gills Ethnografie der Obdachlosigkeit in Japan ein weniger relevanter Teil des Forschungsprogramms gewesen als verschiedene Formen der Beobachtung und

des Interviews (vgl. Gill 2005). Am besten stellt man sich teilnehmende Beobachtung als ein Kontinuum von zwei parallel stattfindenden Handlungsformen des Teilnehmens und der Beobachtung vor. Das Resultat ist irgendwo zwischen Nicht-Teilnahme, bei der man nur beobachtet, und passiver, moderater und aktiver bis hin zu völliger Teilnahme angelegt, bei der man komplett in der Tätigkeit aufgeht. Schließlich ist man als Beobachtende*r nur begrenzt in der Lage teilzunehmen, während die vollständigste Form der Teilnahme es praktisch unmöglich macht, gleichzeitige Beobachtungen anzustellen, geschweige denn diese noch festzuhalten. Unterschiedliche Formen der Mitgliedschaft im Feld gehen mit der jeweils möglichen Form der teilnehmenden Beobachtung einher – allerdings ist die soziale Integration nicht die einzige Voraussetzung: Andere entspringen der Forschungsfrage, der spezifischen Beobachtungssituation, aber auch Fragen von Moral und Ethik.

Was die Teilnahme angeht, kann Beobachtung passiver oder aktiver Natur sein, und das hängt häufig von den Umständen des Feldes ab: Manchmal wird man explizit eingeladen teilzunehmen, manchmal implizit an den Rand geschoben, und oftmals sind die Rollenbedingungen so spezifiziert, dass der oder die Forschende für eine volle Teilnahme nicht in Frage kommt. Die Beobachtung kann direkt oder indirekt ablaufen. Was sich vor den eigenen Augen abspielt, kann direkt beobachtet werden, indirekt das, was man auf Filmaufnahmen sieht. Kameras stehen ebenso wie der oder die Forschende selbst unter Generalverdacht, Verfremdungseffekte im Feld auszulösen. Der Vorteil von Filmaufnahmen besteht jedoch in der Überwindung der Flüchtigkeit des Moments: Was einmal auf Band ist, kann man immer wieder ansehen oder anhören und damit Details entdecken, die einem beim einmaligen Erleben entgangen wären. Ob man eine Kamera einsetzen will oder nicht, hängt vom konkreten Forschungsinteresse ebenso ab wie von der Situation: Nicht immer ist es angebracht, ‚mit der Kamera auf die Action draufzuhalten‘! Aus ethischen und moralischen Gründen empfiehlt es sich manchmal, auf audiovisuelle Aufzeichnungen zu verzichten. Verläuft die Kameraaufnahme statisch, hat man eventuell noch den Blick frei für Prozesse, die sich abseits des Fokus abspielen. Ist man jedoch gezwungen, mit dem Objektiv der Handlung zu folgen, ist man praktisch blind für Abläufe jenseits des Bildausschnitts. Daher eignet sich die Kamera auch besser für strukturiertes als für offenes

Beobachten: Teilnehmer*innen der Aso Summer Field School 2018 erhielten zum Beispiel jeweils klar definierte Aufgaben, auf die sie sich bei der Beobachtung konzentrieren und die sie zu unterschiedlichen Zeitpunkten durchführen sollten. Ging es zunächst um die Erfassung der Gebäudeinfrastruktur, so waren in einem weiteren Schritt die Nutzung der Gebäude und die Bewegung der Personen im Raum zu beobachten; bei den Shintō-Festen wurden die Forscher*innen auf unterschiedliche Teilnehmer*innengruppen angesetzt, über die sie so viel wie möglich erfahren sollten. Diese Form der Strukturierung ist noch relativ offen; je konkreter die Schablone, mit der die Beobachtung stattfindet, desto strukturierter ist sie und desto einfacher sind auch die Vergleiche, die man aus Beobachtungen an unterschiedlichen Stellen ziehen kann.

└─ Formen der Beobachtung in der Feldforschung ───────────────────

手 法	Beobachter*innenrollen	Formen der Beobachtung
	Vollständige Teilnahme (aktive Teilnahme und passive Beobachtung)	Offene und verdeckte Beobachtung
	Teilnehmende Beobachtung (aktive Teilnahme und aktive Beobachtung)	Direkte und indirekte Beobachtung
	Vollständige Beobachtung (passive Teilnahme (vor Ort sein) und aktiv Beobachtung)	Offene und strukturierte Beobachtung

Strukturierte Beobachtung kann auch die Verwendung von Beobachtungsbögen einbeziehen, in die z. B. Zahlen über die Anwesenden, ihr Geschlecht und ihr vermutetes Alter eingetragen werden. Man kann abhaken, ob bestimmte Gegenstände zum Einsatz kommen, die Zeit notieren, zu der ein bestimmter Lärmpegel erreicht wurde, oder was auch immer im Vorfeld der Beobachtung in der Form von geschlossenen Kategorien oder offenen Fragen als wissenswert definiert wurde. Schließlich kann Forschung auch offen oder verdeckt ablaufen: In meiner Forschung unter Glücksspieler*innen auf den Radrennbahnen Japans laufe ich nicht mit einem Schild um den Hals herum, das mich als Forscher identifiziert, und auch bei Gesprächen identifiziere ich mich erst dann, wenn mein Gegenüber ein Interesse an meiner Motivation, sich auf der Rennbahn herumzutreiben, an den Tag legt: Auch hier hat es sich als vorteilhaft herausgestellt, ein wenig vom Fach zu verstehen, die grundlegenden Ausdrücke zu beherrschen

und mit der eigenen Teilnahme am Wettgeschehen offiziell Mitglied der temporären und äußerst fluiden sozialen Gruppierung der Sport-Gambler*innen zu werden.

Verdeckte Feldforschung kann in Extremsituationen die einzige Möglichkeit sein, Zugang zum Feld zu finden, etwa wenn die Informant*innen allen Grund zur Sorge haben, ausspioniert zu werden oder in Konflikte mit dem Gesetz oder konkurrierenden Akteur*innen zu kommen. Sich auf Dauer bedeckt zu halten oder eine aufgesetzte Identität durchzuziehen ist aber nicht nur extrem mühsam und riskant (was, wenn man auffliegt und das aufwändig erworbene Vertrauen plötzlich wertlos wird?), sondern auch ethisch zu hinterfragen. Derzeit wird, ausgehend von den Universitäten im angloamerikanischen Raum, auch in Europa der respektvolle Umgang mit Informant*innen und Informant*innenwissen zunehmend formalisiert: Transparenz bedeutet im Kontext der aktuellen akademischen politischen Korrektheit, gleichermaßen gegenüber den Informant*innen wie auch den Universitäten, Geldgeber*innen, Forschungsförderungsinstitutionen und der akademischen Welt die Karten offen auf den Tisch zu legen. Vor diesem Hintergrund sollte nun standardisiert mit Einverständniserklärungen, möglichst in schriftlicher Form, dokumentiert werden, was man mit den Daten vorhat, wo sie herkommen und dass man auch die Informant*innen über diese Punkte aufgeklärt hat.

Auch hier liegt es auf der Hand, dass ein formalistisches Beharren auf das Einhalten dieser Vorschriften oft weder möglich noch wünschenswert ist, etwa wenn es um Forschung im rechtsfreien oder rechtslosen Raum geht, oder unter politischen Dissident*innen, deren persönliche Sicherheit nur durch strikteste Anonymität, nicht aber durch das Unterzeichnen von Dokumenten gewährleistet werden kann. Natürlich kann man – und vielleicht sollte man auch – das Einverständnis der Informant*innen und gleichzeitig eine Überprüfung der Interpretation von Aussagen oder Situationen wo eben möglich einholen. Praktischerweise kann man diesen methodischen Schritt zur externen Validierung von Analyseergebnissen mit einer schriftlichen oder mündlichen Einverständniserklärung zur Verwendung der Informationen für Zwecke der Lehre und Forschung verbinden.

Beobachter*innen sind in der teilnehmenden Beobachtung häufig in einer ähnlichen Position wie Stalker*innen, die bei der Verfolgung des Objekts ihrer Begierde nicht lockerlassen. Stets ist man dabei,

versucht so nahe wie möglich zu sein, um genau zu sehen, was vorgeht, und mit Fotos und Filmaufnahmen die Handlung und die Handelnden zu dokumentieren. Nur wer nah genug dran ist, kann auch Gespräche verfolgen oder Interaktionen aufnehmen, in die man selbst womöglich gar nicht involviert ist. Dass man sich dabei nicht immer beliebt macht, liegt auf der Hand. Um solchen Spannungen zu entkommen, bedarf es Zeit und Selbstvertrauen: Zeit, in der man lernt, sich anzupassen und eine Position zu finden, in der man unsichtbar wird oder nicht als Störfaktor wahrgenommen wird; Vertrauen, dass man irgendwann durch die im Laufe der Zeit erlernten Fähigkeiten und Kenntnisse eine Rolle finden kann, die von allen Seiten geschätzt oder zumindest akzeptiert wird. Feldforschung ist ein Akt der Enkulturation, in der man die kulturellen Selbstverständlichkeiten schrittweise zu verstehen lernt.

Lernen ist Bestandteil eines Forschungsprozesses, der sich zyklisch organisiert: Im Laufe der Zeit wird das intuitive Verständnis von Daten ermöglicht, die Fremdheitserfahrung verliert an Gewicht, und es eröffnen sich neue Wege, neue Optionen, neue Rollenmöglichkeiten, und neue Fragen. Zum Aufgehen im Feld gehört auch, eine neue Sprache zu erlernen, die einen in die Lage versetzt, verbal wie auch nonverbal mit dem Feld zu kommunizieren. Das ist oft auch dann noch der Fall, wenn man bereits über ein hohes Sprachniveau verfügt: Alle speziellen Welten, in die sich die Feldforschenden hineinbewegen, verfügen über ein Spezialvokabular, eigene Ausdrucksformen und Sprechweisen. Je mehr man sich bemüht, diese zu verstehen, sich einzuprägen und bei nächster Gelegenheit auch aktiv anzubringen, umso besser, und umso schneller wird sich das Gefühl einstellen, wieder Distanz abgebaut und wieder einen Schritt weiter in Richtung Aufnahme und Akzeptanz gemacht zu haben. In der Praxis ist das Sprechen der Sprache des Feldes die einfachste Tätigkeit, mit der man das ernsthafteste Interesse und Bemühen, von den Informant*innen lernen zu wollen, täglich unter Beweis stellen kann. Dabei geht es nicht um Authentizität, sondern um die Haltung. Das positive Feedback wird nicht lange auf sich warten lassen und ist eine ermutigende Bestätigung dafür, sich auf dem richtigen Weg ins Feld hinein zu befinden.

Prozesse und Stadien der Feldforschung

Teilnehmende Beobachtung ist nichts für Ungeduldige. Was wirklich viel Zeit verlangt, ist nicht unbedingt der Feldaufenthalt, auch wenn dieser ganz schön zeitaufwendig ausfallen kann. Ob ein Feld in einem Jahr erschlossen ist oder nicht, hängt sowohl von der Fragestellung als auch der Vorbereitung und natürlich der Erfahrung der Forschenden ab. Ein Jahr ist der Goldstandard – eine unausgesprochene Übereinkunft in der ethnologischen Community für einen ernstzunehmenden Forschungsaufenthalt. Mit diesem Zeitraum ist man in der Lage, wie Ishioka Tomonori es in einem Box-Camp in Manila war, einen vollen Jahreszyklus lang am sozialen Prozess vor Ort teilzunehmen und diesen in die Beobachtung hineinfließen zu lassen. Ishioka lebte und boxte ein Jahr lang in einem Trainingscamp für philippinische Boxer: Nach diesem Jahr wusste er, wie die philippinischen Kombattant*innen, deren Überlebensstrategie und Ausweg aus der Armut darin besteht, gegen japanische Boxer verheizt zu werden, Sinn aus der sportlichen Niederlage ziehen, indem sie deren Nachteile gegen die finanzielle Entlohnung abwägen (vgl. Ishioka 2012). Manche Projekte nehmen mehr Zeit in Anspruch: Takahashi Hidesato etwa folgte über mehr als zehn Jahre einem Fanklub der Hiroshima Carps durch die unterschiedlichsten Baseball-Arenen und lernte sogar ein Musikinstrument, um in die Band der Fans aufgenommen werden zu können (vgl. Takahashi 2011). Andere Forscher*innen sind nach kürzerer Zeit im Besitz ausreichender Datenmengen, wie etwa Embree, der 1938 bis 1939 gerade einmal neun oder zehn Monate in *Sue-mura* verbrachte. Bei weiteren Projekten macht es keinen Sinn, die teilnehmende Beobachtung über einen Jahreszeitraum durchzuführen, vor allem wenn die Forschung multilokal ist und Teilnahme an verschiedenen Orten stattfindet, wie im Fall von Theodore Bestors Ethnografie des Fischhandels, dessen Verzweigung er vom Fischmarkt Tsukiji in Tōkyō ausgehend über den ganzen Globus verfolgte (vgl. Bestor 2004).

Wie lange die Feldforschung dauert, hängt letztlich vom Anliegen, der Fragestellung und der sich daraus ableitenden Frage ab, wie tief man für eine zufriedenstellende Antwort ins Feld hineingelangen muss. Manche Felder sind extrem komplex, zu anderen wiederum lässt sich der Zugang nur schwer erschließen. Je nach Projekthalt und -aufbau, Bedingungen im Feld und der gewählten Methodik lässt sich aber auch in wesentlich kürzeren Zeiträumen Feldforschung

erfolgreich durchführen. Nicht zu unterschätzen ist schließlich die Persönlichkeit der Forschenden, denn nicht jedem Menschen liegt es, unter widrigen Umständen den eigenen Alltag neu aufzubauen und immer wieder den Kontakt mit Fremden aufzusuchen, die vielleicht wenig aufgeschlossen für das Anliegen der Forschung sind. Andere sind dagegen Naturtalente, die für die Feldforschung geboren zu sein scheinen und mit der richtigen Mischung aus Selbstvertrauen und Einfühlsamkeit die notwendige Hartnäckigkeit an den Tag zu legen wissen, wenn es nötig ist, und mit der größten Zurückhaltung agieren, wenn es angebracht ist. Wie bei allen anderen Handlungen gibt es auch in der Feldforschung von allem immer ein Zuviel und ein Zuwenig, aber der Raum dazwischen ist relativ weit gespannt und bietet vielerlei Platz für Experimentieren und Entwicklung.

Der Forschungsprozess beginnt schon im Vorfeld des Feldeinstiegs. Planung und Vorbereitung sind immer wichtig. Sie gewinnen aber an Bedeutung, wenn der Zeitraum für den Feldaufenthalt eher kurz ausfällt und die Methodik daher eher strukturiert als offen ausgerichtet sein sollte. Vor allem wird man die Zeit gut nutzen, um sich den Zugang zum Feld zu ermöglichen oder zu erleichtern. Dazu gehört z. B. einen Text zu verfassen, in dem man das Vorhaben ebenso wie sich selbst vorstellt (Foto nicht vergessen!) – alles möglichst knapp und in lockerer Form gestaltet (siehe Abb. 2). Oder man überlegt sich, was man vor Ort über sich selbst preisgeben will und was man auf die sicher kommende Frage, warum man da ist, antworten wird: Wie sehr will man sich als Forschende*r deklarieren, und bis zu welcher analytischen oder theoriegeleiteten Ebene will man das Forschungsinteresse erklären? Häufig kann man auch ein offizielles Schreiben gut gebrauchen, das vom Institutsvorstand oder sogar von noch weiter oben kommen und auf offiziellem Briefpapier mit Stempel versehen sein sollte. Solche Empfehlungs- oder Begleitschreiben führen die zumeist unbekanntenen Forscher*innen oder den akademischen Nachwuchs formell und offiziell bei Forscher*innen in der Zielregion, bei Partnerinstitutionen oder der lokalen Verwaltung ein und können deren Unterstützung mobilisieren.

Im Internet-Zeitalter, so heißt es, sind alle Menschen über maximal sechs oder sieben Kontaktpunkte miteinander vernetzt – es ist also nicht unmöglich, dass sich auch im engeren Umfeld jemand finden lässt, der einen mit den richtigen Personen in Kontakt bringen

2016年9月 ウィーン大学阿蘇調査団



マンツェンライター・ヴォルフラム
ウィーン大学
東アジア研究所
教授 (52歳)
通称: トム
専門分野:
社会・文化人類学

私は特に体と遊びの文化について研究してきました。若い時からスポーツや体育運動に引き付けられ、その理由は、東京五輪の年になされたからであるかもしれません。山でも海でも大自然に体を動かすことが大好きですが、鳥アレルギーなので農山村の方が漁村よりも調査に適しているかもしれません。阿蘇地方の調査では農山村における共同のあり方と村人のつながりについての知識と理解を深めたいと思います。



ホルトス・バーバラ
ウィーン大学
東アジア研究所
准教授
通称: バーバラ
専門分野:
社会学

生まれ育ちはドイツで、10年間アメリカ、1年間大阪、6年間東京に滞在し、3年前から2歳の息子と二人でオーストリアに住んでいます。専門分野は親の満足度、6歳未満の子どもの家庭の役割や特異児童の問題、働くママの仕事と育児などです。私生活では愛犬との散歩、息子と一緒にゲームをしたり、読書(特に日本の女性雑誌)が一番幸せな時です。日本の縁者が大好きです。

2016年 ウィーン大学阿蘇調査団についてのご案内

この度の地震と大雨による甚大な被害、お見舞い申し上げます。ウィーン大学日本学研究所は1968年から阿蘇地方、とりわけ、萩の藩と西手野地区の農村調査を行いました。ウィーン大学が創立600年の記念に1965年(昭和40年)、私達の日本文化研究所が設立され、その最初の研究が阿蘇地方の研究でした。

西手野の皆様には、当時お世話になりましたヨーゼフ・クラウナー氏やエーリッヒ・パウアー氏を覚えていらっしゃる方もいらっしゃると思います。

当時の阿蘇研究は、その後の欧州における日本研究の発展において大きな役割を果たしました。即ち、阿蘇研究の成果は、欧州の日本研究者の目が文学や文獻的な日本研究から現代日本社会の研究へ転換させた重要な要因であったと言えます。

今から二年前、ウィーン大学の創立650周年が記念され、我々の日本学研究所も設立50周年を迎えました。その一環で、日本学研究所では阿蘇研究を再びよみがえらせる動きがあり、去年の夏から熊本県庁、阿蘇市役場を始め、熊本大学の研究者とも親密な関係を結んできました。

そこで、この度は、9月中旬の16日から22日まで西手野に訪問し、皆様にご挨拶するとともに、再び調査を始めたたいと存じております。調査では熊本大学やウィーン大学の学生や教員によるサポートもあり、言葉上の問題は生じません。具体的には家族構成や社会生活、とりわけ、皆様の日常における関わりあいや助け合いについて聞き取り調査を行いたいと考えております。任意で同封いたしました家族構成の調査票に記入いただけましたら大変助かります。無論、プライバシー保護のため個人的なデータは一切公開いたしません。データは50年前のものとともに、半世紀に渡る集落の社会的変化を詳細に分析ができ、国際的にも大変稀な日本地方研究の資料となります。

お忙しい中、西手野の皆様のご協力をどうかよろしくお願いいたします。

ウィーン大学第二次阿蘇調査団代表
マンツェンライター・ヴォルフラム



リュツェラー・ラルフ
ウィーン大学
東アジア研究所
准教授 (55歳)
通称: ドック
専門分野:
人口地理学

子供の頃から地図が大好きで、地理学を専門分野にしました。特に人間の死や出生の地域差、住居の移動などに興味があります。阿蘇地方では、人とのつながり、すなわち、社会ネットワークの空間的な部分に注目しています。

オーストリアに住んでいるドイツ人ですが、お尻は背手です。でも、海の家は大好きです。ちなみに、海の家は日本を研究地域に選んだ理由の一つです。



グェルヘルム・ヨハネス
ウィーン大学
東アジア研究所
講師 (45歳)
通称: ヨハネ
専門分野:
民俗学、民族学

東京に生まれ、仙台で育った日本人の母とドイツ人の父の「ハーブ」です。大学は主にドイツのボン大学で学び、指導教官は50年前の阿蘇調査に参加していたクラウナー先生でした。専門は東北の沿岸地域や山間地域の日常生活と人と自然や開地のモノとの関わり方です。阿蘇地方では特に地元社会の半世紀に渡る共同体の家に興味があります。ウィーン大学では「ASO2.0」と言うゼミを担当しています。日本での生活が長いのですが、納豆、梅干し、シソは今も馴染めません。

Abb. 1: Einführungsschreiben der ersten Forschungsgruppe Aso 2.0 (Vorderseite)

kann. Zum Beispiel haben die meisten Professor*innen über Jahre und Jahrzehnte hinweg bei Konferenzen Kolleg*innen aus allen möglichen Fachrichtungen kennengelernt, die von ihrer inhaltlichen Spezialisierung oder vom Standort ihrer Universitäten her in der Lage sein könnten, für Neueinsteiger*innen die richtigen Fäden zu ziehen. Und wenn das nicht der Fall ist, dann kennen sie mit Sicherheit die richtigen Leute. Es empfiehlt sich auch, den Professor*innen gegenüber hartnäckig zu bleiben: Die Faustregel Nummer 1 lautet, dass Feldforschung Spaß machen soll, und daher macht es keinen Sinn, sich den Einstieg unnötig zu erschweren. Stattdessen sollte man den Zugang dort wählen, wo er am leichtesten zu finden ist, und dazu gehört es auch, die Hilfen zu nutzen, die vorhanden sind.

Gatekeeper sind Gold wert! Zentrale Informant*innen, die man am besten kennt, können einen tiefer ins Feld einführen, Kontakte zu weiteren Personen herstellen oder einen auf wichtige und außergewöhnliche Ereignisse hinweisen. Bei allen langfristigen Feldaufenthalten wird es sich ergeben, dass man zu einer oder einigen wenigen Personen ein besonderes Nahe- oder auch Vertrauensverhältnis aufbaut. Zuviel Information von einer Seite oder zu große Nähe zu einer



Abb. 2: Einführungsschreiben der ersten Forschungsgruppe Aso 2.0 (Rückseite)

Person kann allerdings auch kontraproduktiv sein, wenn diese zum Beispiel in der Gemeinschaft vor Ort umstritten ist. Manchmal kann es sein, dass jemand die Bekanntschaft mit Forschenden nutzen will, um das eigene Ansehen in der Gemeinschaft zu steigern oder eine eigene Agenda durchzusetzen. Vergleichsweise unproblematisch ist es, wenn der Einstieg quasi von oben vermittelt erfolgt und nicht von unten mühsam erobert werden muss.

Häufig gerät man zuerst an Schlüsselpersonen, die in der sozialen Welt vor Ort ein öffentliches Amt ausüben oder eine anerkannte Rolle innehaben. Natürlich sind auch Firmenchef*innen, Bürgermeister*innen oder Team Captains nie ganz unumstritten: Genauso, wie man von dem hohen Status eines Gatekeepers profitiert, kann man auch Schwierigkeiten erfahren, wenn die eigene Person mit Außenseiter*innen oder Troublemakern im Feld assoziiert wird. Dennoch macht es das Standing von Personen in offiziellen Führungsrollen möglich, schnell den Zugang zu weiteren Informat*innen in der Gruppe und deren Unterstützung zu erhalten. Für Peter Dale (2016) waren es die Schuldirektoren, die ihm den Zugang zu den Klassenräumen für seine Ethnografie japanischer Mittelschulen ermöglichten.

William W. Kelly (2019) ebneten der Leiter des Sportressorts der *Ōsaka Asahi Shinbun* und seine Mitarbeiter*innen den Erstzugang zum Management der Hanshin Tigers, einem Baseballclub, den er über viele Jahre hinweg für seine Interpretation der Sportwelt als Seifenoper erkundete. Als wir 2015 nach Kumamoto ‚zurückkehrten‘, begann unsere Kontaktaufnahme bei der lokalen Universität, der Präfekturregierung und der Stadtverwaltung. Der Bürgermeister beauftragte spontan das städtische Web-TV, uns bei der Forschung zu begleiten, und der Chef der Abteilung für Allgemeine Angelegenheiten stellte uns dem Vorsteher der Dorfsiedlung vor, in der vor fünfzig Jahren das erste Wiener Aso-Projekt durchgeführt worden war.

Dass gelegentlich ein Zugang nicht erreicht werden kann, sollte vielleicht auch gesagt sein und im Falle des Falls respektiert werden. Irgendwann muss man einsehen, dass man als Forscher*in nicht im Feld aufgenommen wird: Dann ist ein *enough enough*. Aber in der Regel wird man in der Einstiegsphase versuchen, sich in dem Feld zu orientieren; dazu gehört, das Terrain zu kartografieren sowie ein Personenregister mit Kontaktdaten und wenn möglich mit Fotos der neuen Bekannten anzulegen. Wer viel zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs ist, wird viele Details im Ortsbild erfassen und zahlreiche Gelegenheiten vorfinden, um erste Gespräche anzuleiern. Bewährte Strategien für die systematische Datengenerierung in der Einstiegsphase sind Interviews mit den Informant*innen zu ihren Leben: Biografische Interviews (*life histories*) gewähren einem Einblicke in Lebensverläufe, Lebensstadien und historische Veränderungen. Eine ebenso hilfreiche Alternative sind Fragen zu Tagesabläufen, die den Alltag rekonstruieren und Kontraste zu Feiertagen und außergewöhnlichen Entwicklungen im Lebensverlauf herstellen.

Der Einstieg ist häufig die schwierigste Phase der Feldforschung, vor allem, wenn man sich ohne Gewährsleute und Schlüsselpersonen gezwungenermaßen in Szene setzen und einleben muss. In beiden Fällen ist der Einstieg mit starken Emotionen verbunden, die meistens hoffentlich positiver Natur sind – angesichts der Freude, endlich an dem Punkt zu sein, auf den man sich seit Monaten vorbereitet hat. Emotionen in der Feldforschung sind auch als Erinnerungsstütze von großer Bedeutung: Starke Gefühlsäußerungen sind wie ein Anker oder eine Boje im Fluss der Zeit und Erinnerungen. Mit ihrer Hilfe ist es wesentlich einfacher, sich in bestimmte Momente oder an konkrete

Orte zurückzusetzen und sich daran zu erinnern, was damals die Themen waren, die verhandelt wurden, oder wer die Personen waren, die dabei gewesen sind. Auch negative Gefühle wie Ärger, Frustration oder Einsamkeit sind klassische Begleiterscheinungen der Feldforschung, die nicht selten auf die Euphorie der Eingewöhnungsphase folgen. Manchmal hat man das Gefühl, dass nichts weitergeht oder dass man im Gegenteil an der Flut der Eindrücke erstickt; manchmal ist es das 24/7-Arbeitsprogramm, das einem kaum Luft zum Atem holen lässt oder die Privatsphäre auf ein unerträgliches Minimum reduziert; manchmal ist es das Fehlen einer Außenperspektive, mit der man die eigenen Eindrücke und Interpretationen abgleichen kann. Wenn man anfängt, alles negativ zu sehen und die Schuld bei den Umständen des Feldes zu suchen, ist es Zeit für eine Auszeit.

Der Rhythmus von An- und Abwesenheiten ist nicht nur für das eigene Wohlbefinden von Bedeutung, sondern ermöglicht auch dem Feld, sich von Beobachter*innen oder Forscher*innen zu erholen. In der Zeit, die man an einem anderen Ort verbringt, sollte man sich nicht nur eine Pause gönnen, sondern auch versuchen, die bisher gewonnenen Daten zu ordnen, Beobachtungen mit Kolleg*innen abzusprechen, Hintergrundrecherchen anzustellen und sich Klarheit darüber zu verschaffen, welche Lücken zu füllen und welche Fragen noch zu stellen sind. Bei der Rückkehr wird man sehr schnell feststellen, wie gut die Auszeit gewesen ist – auch weil man nun nicht mehr als kompletter Neuling, sondern schon als fortgeschrittenes Mitglied ins Feld zurückgekommen ist. Die Rückkehr stärkt auch die Glaubwürdigkeit und überzeugt das Feld, dass man es mit dem Interesse ernst meint. Die Forschung erscheint einem nun wegen der Neufokussierung effizienter, und der eigene Wissensbestand kommt einem aufgrund der vielen Einordnungsmöglichkeiten, über die man nun verfügt, wesentlich gereifter vor. Wann die Feldforschung abgeschlossen werden kann, wurde mit dem Gesetz des abnehmenden Ertrags erklärt: Wenn einem die Beobachtung keine neuen Erkenntnisse und die Gespräche keine neuen Erklärungen mehr bringen, dann kann man sich auf die Abreise vorbereiten.

Auch der Ausstieg aus dem Feld soll geplant und bewusst durchgeführt werden, denn davon hängt ab, ob man wiederkommen oder weitere Forschende ins Feld vermitteln kann. Und eines muss klar sein: Viele Beziehungen, die man eingegangen ist, um sich im Feld einleben zu können, hören mit dem Ende des Feldaufenthalts nicht auf. Sie

bleiben über Jahre hinweg ein aktiver Bestandteil des eigenen privaten Netzwerkes. Gerade im japanischen Kontext sollte man nicht vergessen, sich selbst mit einem Kartengruß oder einer SNS-Botschaft gelegentlich oder zumindest mit einer *nengajō* zum Jahreswechsel in Erinnerung zu bringen, um den Personen, die einem über viele Monate hinweg einen Einblick in ihr Leben und ihre Welt gewährt haben, auch Anteilnahme am eigenen Leben zu ermöglichen.

Feldnotizen: Die Grundlage der ethnografischen Analyse

Wie viele andere qualitative Methoden auch verändert sich die Qualität der ethnografischen Forschung mit dem Grad der Vertrautheit, die der oder die Forschende zur Praxis des Feldes entwickelt hat. Faktisch darf man sagen: Sie verbessert sich. Verbale Aussagen und Interpretationen seitens der Informant*innen sind nur ein Bestandteil der Daten, die im Notizbuch oder in den Feldprotokollen durch die eigenen Reflexionen und weitere Informationsmaterialien erweitert werden. Wie aber erfolgt die Überleitung der ethnografischen Erfahrung in Daten und wie werden diese analysiert? Zahlreiche Beispiele finden sich etwa bei Bernard 2006 oder in Emerson et al. 2000.

Eine Besonderheit der ethnografischen Methode ist ihr zirkulärer Ablauf. Sie grenzt sich mit der prozessualen Integration von Datenerhebung, Analyse und Theoriebildung deutlich vom linearen Forschungsablauf anderer sozialwissenschaftlicher Methoden ab, in welchem diese Phasen klar voneinander getrennt verlaufen. Ethnografie ist weder induktiver noch deduktiver Natur, sondern liegt irgendwo dazwischen. Die Analyse der Daten beginnt also schon im Feld und beeinflusst damit die weitere Datenerhebung.

Das Kernstück der ethnografischen Daten sind die Aufzeichnungen, mit denen die eigenen Beobachtungen und gesammelten Informationen festgehalten werden. Fotografien, Film- und Audioaufnahmen gehören ebenfalls dazu, sind aber kein Ersatz für die Feldnotizen. Es empfiehlt sich, immer ein Notizbuch für Aufzeichnungen mitzuführen, die unmittelbar vor Ort gemacht werden, sofern es angebracht ist, mit Stift und Papier vor den Personen zu hantieren. Während der Beobachtung ist es unmöglich, ausführlichere Gedankenprotokolle zu verfassen, aber meistens finden sich zumindest sporadische Gelegenheiten, rudimentäre Einträge vorzunehmen, die als Erinnerungsstütze

dienen und später, gemeinsam mit anderen Erinnerungen und Materialien, für die Dateninterpretation ausgewertet werden. Die Einträge im Notizbuch dienen als Vorbereitung für die eigentliche Dokumentation der Beobachtung im Forschungstagebuch. In diesem werden ausführlich die Beobachtungen im Feld notiert, Gespräche rekonstruiert sowie Personen und Handlungen beschrieben. Im Laufe der Zeit werden diese Transformationen von Erinnerungen zu Text zunehmend von vorher gemachten Beobachtungen beeinflusst oder vom bislang erworbenen Wissen oder Annahmen geprägt. Man fängt auch schon an, bei der Niederschrift Kodierungen vorzunehmen, die meist noch sehr vorsichtig und intuitiv erfolgen, sich später aber verfestigen und zu einem intuitiven Verständnis von neuen Situationen beitragen.

— Dokumentation der Beobachtungen —

手
法

- **Notizbuch** (zwischendurch)
- Ausführliches **Gedankenprotokoll** (so bald wie möglich): *bones 'n' meat* der Feldforschungsdaten
- Fotografieren, Filmaufnahmen, Audioaufnahmen (währenddessen, falls erlaubt)
- **Forschungstagebuch**: zur Dokumentation der eigenen Empfindungen
- Empfehlenswert: **Forschungskalender** mit zwei Sparten für genaue Arbeitsprozesse in der Planung und der tatsächlichen Forschung
- Back-ups erstellen!
- Richtwert: Für eine Stunde Beobachtung ein bis zwei Stunden Dokumentation einplanen!
- Analyse der Aufzeichnungen mit Hilfe von **Kodierungsverfahren**
- **Computergestützte Analyse** mit MAXQDA, Atlas.ti, etc.

Die Übernahme von Erinnerungen an das, was man im Laufe des Tages gesehen und gehört hat, muss so bald wie möglich geschehen. Wer zu lange wartet, verliert! Einmal drüber schlafen, und schon ist vieles verblasst oder hat sich mit anderen Eindrücken vermischt. Die Niederschrift ist bereits ein erster Schritt in der Analyse, und wiederkehrende Beobachtungen formen sich Im Laufe der Zeit, der Wiederholung von Beobachtung und Niederschrift, zu Muster und Strukturen. Das ist jedenfalls, was wir zu finden versuchen, um von den Einzelbeobachtungen in ganz spezifischen Situationen auf etwas so Entferntes und Abstraktes wie Kultur zu kommen. Die Verschriftlichung ist ein zeitaufwändiger Prozess und darf nicht unterschätzt werden. Meistens ist

diese Arbeit weniger interessant als die Beobachtung: Man setzt sich mit etwas auseinander, was man schon einmal mitgemacht hat, ärgert sich über seine eigenen Beobachtungs- und Erinnerungslücken oder würde vielleicht gerne etwas anders machen. Aber wenn man seine eigene Zeit planen kann, dann empfiehlt es sich, eine entsprechende Reserve für die Dokumentationsarbeit freizuhalten. Als Richtwert fallen pro Stunde Beobachtung ein bis zwei Stunden für die Verschriftlichung des Beobachteten und Gehörten an. Wohl gemerkt: Das ist nur die Aufzeichnung, die sich, wie bereits gesagt, mit dem analytischen und theoriebildenden Anteil der Forschungsarbeit verschränkt.

Die Organisation des Forschungsprozesses in einem Forschungskalender hat durchaus auch ihre Meriten. Hier werden nicht die Beobachtungen notiert, sondern die Abläufe und Aktionen, die man geplant hat und in einer separaten Spalte die, die man tatsächlich ausgeführt hat. Datumsangaben darüber, wann man wohin eingeladen wurde, wann man was erstmals gesehen hat oder wann man mit wem gesprochen hat, helfen in der Retrospektive, Eindrücke und Erinnerungen zu ordnen; ansonsten sind sie wie ein Arbeitskalender eine wichtige Stütze, um die vor einem liegenden Stunden, Tage oder Wochen zu organisieren.

Mit Laptops und Internetzugang an den meisten Orten der Welt ist es heutzutage kein Problem mehr, für Backups zu sorgen. Man will sich sicher nie in der Situation wiederfinden, dass ein Diebstahl, ein Regenguss oder eine nicht vorhersehbare Situation einen um die Früchte der mühsamen Feldarbeit gebracht haben. Egal ob die Daten analoger oder digitaler Natur sind, es gibt immer Möglichkeiten, sich vor einem Totalverlust zu schützen. In Japan ist der nächste Convenience Store selten weit, und dort finden sich neben Kopiergeräten und Scannern auch ein Paketservice und Internetzugang. Die meisten Universitäten bieten ihren Studierenden und Mitarbeiter*innen großzügigen Speicherplatz in einer Cloud, wo alles Digitale sicher abgespeichert werden kann, sobald man ins Netz geht. Die Digitalisierung der handschriftlichen Aufzeichnung und Materialien, die man vor Ort gesammelt hat, hat den Vorteil, dass man sie auch für die Analyse mit Software-Programmen wie *MAXQDA* oder *Atlas.ti* nutzen kann, wo sie direkt in Projektdateien eingespeist werden können. Das gilt grundsätzlich für Texte wie auch Bild- und Audiomaterialien, die sich für eine inhaltsanalytische Bearbeitung anbieten.

Was braucht es für die Feldforschung?

Abgesehen von der nötigen Zeit und einem zugänglichen Feld benötigt man für die teilnehmende Beobachtung eine Forschungsfrage, die weder zu groß noch zu klein ist, aber geradezu nach Detailbeschreibung giert. Am besten eignen sich Fragen deskriptiver Natur, die ein *wie* im Zentrum haben, aber auch analytische Fragen nach dem *warum*, die jeweils eine Intimität mit Praktiken und eine große Nähe zum Feld erfordern. Beobachtung funktioniert immer am besten, wenn man weiß, worauf man achten soll. Das ist aber zu Beginn der Forschung häufig nicht der Fall, wenn noch alles relevant erscheint oder auch der Fokus der Forschung sich noch nicht herauskristallisiert hat.

Nicht jede Forschungsfrage lässt sich also ethnografisch bearbeiten, aber wie bereits gesagt, ist auch nicht jeder gleichermaßen für die Feldforschung geeignet. Antworten auf die unten folgenden Fragen, die man sich im Selbstcheck stellt, zeigen in erster Linie nicht Defizite, die einen prinzipiell von der teilnehmenden Beobachtung ausschließen, sondern welche Fähigkeiten man unter Umständen noch einstudieren muss:

- Selbstcheck
- 質問
- Bin ich ein guter Beobachter bzw. eine gute Beobachterin? Wie detailliert kann ich mir Plätze, Gesichter oder Situationen einprägen?
 - Habe ich ein gutes Gedächtnis? Wie gut kann ich mich an Gespräche und Informationen erinnern (vor allem und auch, wenn die Gespräche in Fremdsprachen ablaufen und der Abend mit dem Konsum alkoholischer Getränke einhergegangen ist)? Wie sieht es aus mit meinem Namensgedächtnis, wie gut merke ich mir Gesichter?
 - Gehe ich leicht auf andere Menschen zu? Bin ich kommunikativ? Werde ich von anderen als zugänglicher Typ wahrgenommen?
 - Wie komme ich mit extremen Klimas, schwerer Armut, Insekten oder eingeschränkten Auswahlmöglichkeiten bei Ernährung und Hygiene zurecht?
 - Bin ich flexibel? Gut organisiert? Selbstdiszipliniert?
 - Wie gehe ich mit Meinungen Anderer um? Wie tolerant kann ich sein, auch wenn es um meine eigenen Wertvorstellungen geht, die in Frage gestellt werden?
 - Wo ist meine *no-go*-Linie? Wann ist mein *enough enough*?

Eine umfassende Auflistung der Anforderungen an Feldforscher*innen hat Roland Girtler (2004) in seinen 10 Geboten für die Feldforschung

ausformuliert. Und wenn es auch sehr normativ klingt, was Girtler da aufzählt – wer ihn kennt, weiß, er meint jedes Wort so, wie er es schreibt:

- Feldforscher*innen sollten —
- ボ
イ
ン
ト
- einigermaßen nach den Sitten und Regeln der Einheimischen leben, ihre Rituale achten und sich entsprechend kleiden.
 - großzügig und unvoreingenommen sein, um Werte erkennen zu können und nicht nach eigenen Grundsätzen zu urteilen.
 - nicht abfällig über seinen Gastgeber und jene Leute reden, mit denen er Bier, Wein, Tee oder anderes getrunken hat.
 - sich ein solides Wissen über die Geschichte und die sozialen Verhältnisse aneignen und deshalb zunächst Friedhöfe, Märkte, Wirtshäuser, Kirchen oder ähnliche Orte aufsuchen.
 - sich ein Bild von der Geographie der Plätze machen, an denen er forschen will, und zu diesem Zweck das Gebiet ablaufen und einen Weg finden, es von Oben zu betrachten.
 - über das Erlebte möglichst ohne Vorurteile berichten; ehrliches Nachdenken, Reflexion und Selbstkritik werden durch das Führen eines Tagebuchs angeregt.
 - ero-epische Gespräche führen, die Menschen dabei nicht als bloße Datenlieferanten betrachten und mit ihnen so sprechen, dass sie sich geachtet und nicht unter Druck gesetzt fühlen.
 - lernen, seinen Gesprächspartner einzuschätzen, um nicht hereingelegt oder bewusst belogen zu werden.
 - sich nicht als Missionar oder Sozialarbeiter aufspielen; er ist kein Richter, sondern Zeuge.
 - eine gute Konstitution haben, um sich am Acker, in Kneipen, in der Kirche, in noblen Gasthäusern, im Wald, im Stall, auf staubigen Straßen und auch sonstwo wohl zu fühlen; dazu gehört die Fähigkeit, jederzeit zu essen, zu trinken und zu schlafen. (vgl. Girtler 2004:3–4)

All das mag nicht in jedem Einzelfall im gleichen Ausmaß berücksichtigt werden, und vieles hat nichts mit der Persönlichkeit des oder der Forschenden zu tun, sondern eher mit seiner oder ihrer Rolle. Und die lässt sich formen und erlernen! So kann sich eben jeder mit verschiedenen Übungen auf die teilnehmende Beobachtung vorbereiten: zum Beispiel mit dem Erstellen von Feldnotizen und Gedächtnisprotokollen. Wenn man zunächst in vertrauter Umgebung mit sehr ritualisierten oder routinierten Handlungsabläufen beginnt, ist der Strom an zu Beobachtendem eher fokussiert und die Anforderung an die eigene Aufmerksamkeit reduziert. Einfache Settings sind vielleicht

Gottesdienste oder der Fahrkartenverkaufsschalter am Busbahnhof; etwas schwieriger gestaltet sich dann etwa die Beobachtung am Wochenmarkt oder in der Wartehalle am Bahnhof. Geht man mehrere Male durch die gleiche Situation hindurch, so findet man bald zu einer bestimmten Systematik, mit der die Protokolle strukturiert sind – worauf man in welcher Konstellation auch immer achtet, sind zum Beispiel Informationen zur Tageszeit, zum Ort und seiner Ausgestaltung, zur Anzahl der Personen, zu den Formen und Typen von Interaktion und Kommunikation, den Informationen, die man aus der direkten Beobachtung oder aus Gesprächen erhält, und die eigenen Gefühle, mit denen man sich in der Teilnahme oder der Beobachtungssituation wiederfindet. Diese Systematik kann man dann auch in neuen Settings einstudieren oder unter Bedingungen, die zunehmend komplexer oder komplizierter sind (etwa unter Bedingungen, bei denen man nicht die gleiche Sprache spricht wie das Feld); das kann man in Wettbüros im 16. Wiener Gemeindebezirk ebenso ausprobieren wie keine hundert Kilometer östlich von Wien in Ungarn oder der Slowakei. Weiters kann man mit Kolleg*innen gemeinsam Erinnerungsprotokolle an eine Situation erstellen und vergleichen: Was ist mir entgangen, und was war den anderen so viel mehr wert?

Eine weitere Übungsform versucht die Fremdheitserfahrung mit einzubeziehen. Unbekannte und ungewohnte Orte findet man als Feldforscher*in auch in der Nähe des eigenen Lebensmittelpunkts zuhauf, wie z. B. soziale Einrichtungen wie ein Altersheim oder eine Tagesstätte für von Obdachlosigkeit Betroffene, eine Villensiedlung, einen Golfplatz, eine Bibliothek oder einen Sexshop. Solche Orte und ihre Funktionen kann man sich systematisch erschließen. Dazu gehört es, Fotografien vom Ort und den Personen vor Ort aufzunehmen, oder Karten und Detailansichten der Umgebung oder der Innenausstattung von Gebäuden und Räumen zu erstellen. In einem weiteren Schritt versucht man dann, Kontakt zu Personen zu schließen, die sich offensichtlich regelmäßig an diesem Ort aufhalten – also ihn zu dem machen, was er ist – und ein Gespräch aufzubauen. Beobachten Sie sich selbst: Welche Strategien verfolge ich, um das Gespräch am Laufen zu halten? Wie lange halte ich es aufrecht? Was kann ich mit Körpersprache, Gesten oder Mimik erreichen (und anfangen)? Im Anschluss wären Notizen über die Personen und Erinnerungen an die Gespräche aufzuzeichnen; später sind diese dann in die systematischen

Feldprotokolle zu übertragen. All diese Schritte sollen dazu verhelfen, eine Systematik für die Erstellung von Feldnotizen und Gedächtnisprotokollen zu entwickeln und einzuüben.

Zum Abschluss: Nächste Schritte

Haben Sie soweit gelesen, werden Sie mir zustimmen, dass ethnografische Feldforschung in der Tat keine Kunst oder Hexerei ist, sondern ein Handwerk. Wie jedes andere Handwerk verlangen auch Ethnografie und Feldforschung Geduld, Ausdauer, Übung und Training. Praktische Hinweise auf die Einarbeitung in Grundtechniken der Feldforschung enthält der vorhergegangene Abschnitt. Tipps für die Planung und Durchführung ethnografischer Projekte sind in den früheren Abschnitten zusammengefasst und unter Verweis auf die japanbezogene Literatur bzw. einen kleinen Auszug von ihr dargestellt worden. Prinzipiell ist die Auseinandersetzung mit dem reichhaltigen Oeuvre der Japan-Ethnografien zu empfehlen. Kaum eine Monografie kommt ohne eine ausführliche und praxisnahe Beschreibung der Vorgehensweise aus, und der Reflexion über die reziproke Transformation vom Verständnis über den Untersuchungsgegenstand und die Rolle der Forschenden wird naturgemäß viel Platz eingeräumt. Besonders illustrativ für den Einstieg oder einen Überblick sind der Sammelband *Doing fieldwork in Japan* von Bestor et al. (2003) und die von Cornelia Reiher (2018) herausgegebene Sondernummer der Zeitschrift *Asien* zu *Fieldwork in Japan: New trends and challenges*, in denen zahlreiche Anthropolog*innen und Sozialwissenschaftler*innen Einblick in ihre Felderfahrungen und Zugänge zur Methodik der Feldforschung gewähren. Anwendungsorientiert ist auch das maßgeblich von deutschsprachigen Japanforscher*innen zusammengestellte Werk *Studying Japan: Research designs, fieldwork and methods* (vgl. Kottmann/Reiher 2020).

Aber auch in den ethnografischen Monografien der Japanforschung, von denen ich hier nur eine kleine Auswahl aufführen konnte, gibt es vieles zu entdecken, das zum einen den Horizont über die Vielfalt des Lebens in Japan erweitert, zum anderen das Verständnis über den Zusammenhang zwischen den Anliegen der ethnografischen Forschung und der Umsetzung im Feld vertieft. Je mehr man gelesen hat, umso leichter dürfte einem die Vorbereitung auf das eigene Projekt,

die methodische Analyse von Beobachtungsdaten und die spezifische Form der Verschriftlichung der Dateninterpretation von der Hand gehen. Natürlich ist auch die Auseinandersetzung mit Ethnografien, die sich nicht auf Japan beziehen, hilfreich und nützlich, wenn nicht sogar manchmal sinnvoller. Wenn das Kontextwissen geringer ist oder gar wegfällt, wird es vielleicht leichter nachvollziehbar, wie Beobachtungstechniken in der Lage sind, die Rolle von Praxis und Praktiken für die Generierung von kulturellem Sinn sichtbar zu machen. Als praktische Ratgeber für die Feldforschung sind unter den zitierten Grundlagenwerken neben der ‚Pflichtlektüre‘ der Klassiker *Handbook of research methods in anthropology* (vgl. Bernard 2006) und *The art of fieldwork* (vgl. Wolcott 1995) auch die deutschsprachigen Einführungen *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung* (vgl. Breidenstein et al. 2013) und *Einführung in die interaktionistische Ethnographie: Soziologie im Außendienst* (vgl. Dellwing/Prus 2012) zu empfehlen.

Wer das Prinzip der ethnografischen Forschung verstanden und sich in die im Kapitel beschriebenen Basistechniken der teilnehmenden Beobachtung eingearbeitet hat, verfügt über ein hilfreiches Instrumentarium, mit dem sich die Komplexität der Welt in Beobachtungsdaten transferieren lässt. Wer sich von den hohen zeitlichen Anforderungen nicht abschrecken lässt, die mit der Methode verbunden sind, wird von der besonderen Qualität tiefer gehender Einsichten profitieren, die diesen Techniken zu verdanken sind. Spaß machen kann wie die Lektüre auch die Praxis – besonders, wenn sie im Team durchgeführt wird. Über den Forschungsschwerpunkt der Wiener Japanologie zum ländlichen Wohlbefinden ist ein unmittelbarer Feldeinstieg möglich, und in dem Untersuchungsraum Aso lassen sich Teilprojekte aller Art entwickeln, in denen die Methodik der teilnehmenden Forschung auch in wesentlich kürzeren Zeiträumen sinnvoll eingesetzt werden kann.

Bibliographie

- Allison, Anne
 1994 *Nightwork: Sexuality, pleasure, and corporate masculinity in a Tokyo club*. Chicago: University of Chicago Press.
- Beardsley, Richard K., John W. Hall und Robert E. Ward
 1959 *Village Japan*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bernard, Russell
 2006 *Handbook of research methods in anthropology: Qualitative and quantitative approaches*. Lanham: Alta Mira Press.
- Bernstein, Gail
 1983 *Haruko's world: A Japanese farm woman and her community*. Stanford: Stanford University Press.
- Bestor, Theodore C.
 2004 *Tsukiji: The fish market at the center of the world*. Berkeley & Los Angeles: University of California Press.
- Bestor, Theodore C., Patricia G. Steinhoff und Victoria Lyon Bestor (Hg.)
 2003 *Doing fieldwork in Japan*. Honolulu: University of Hawaii Press.
- Bondy, Christopher
 2015 *Voice, silence, and self: Negotiations of buraku identity in contemporary Japan* (= Harvard East Asian Monographs; 386). Cambridge: Harvard University Asian Center.
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff und Boris Nieswand
 2013 *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UVK/UTB-Verlag.
- Clifford, James und George E. Marcus (Hg.)
 1986 *Writing culture: The poetics and politics of ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Cole, Robert E.
 1971 *Japanese blue collar: The changing tradition*. Berkeley: University of California Press.
- Cornell, John B. und Robert J. Smith
 1956 *Two Japanese villages: Matsunagi, a Japanese mountain community, Kurusu, a Japanese agricultural community* (= Center for Japanese Studies, Occasional Papers; 5). Ann Arbor: The University of Michigan Press.
- Dale, Peter
 2016 *Schooling selves: Autonomy, interdependence and reform in Japanese junior high school education*. Chicago: University of Chicago Press.
- Dellwing, Michael und Robert Prus
 2012 *Einführung in die interaktionistische Ethnographie: Soziologie im Außendienst*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Embree, John F.
 1939 *Suye Mura: A Japanese village*. Chicago: University of Chicago Press.
- Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz und Linda L. Shaw
 1995 *Writing ethnographic fieldnotes*. Chicago: University of Chicago Press.
- Erickson, Frederick
 1984 „What makes school ethnography ‚ethnographic‘?“, *Anthropology and Education Quarterly* 15, 51–66.

- Fowler, Edward
1996 *Sanya Blues: Laboring life in contemporary Japan*. Ithaca: Cornell University Press.
- Fukuoka, Yasunori
2000 *Lives of young Koreans in Japan*. Melbourne: Trans-Pacific Press.
- Geertz, Clifford
1973 *The interpretation of cultures*. New York: Basic Books.
- Gill, Tom
2005 *Men of uncertainty: The social organization of day laborers in contemporary Japan*. Albany: SUNY Press.
- Girtler, Roland
2004 *10 Gebote der Feldforschung*. Berlin: Lit-Verlag.
- Goffman, Erving
1959 *The presentation of self in everyday life*. New York: Doubleday.
- Goodenough, W. H.
1976 „Multiculturalism as the normal human experience“, *Anthropology and Education Quarterly* 7/4, 4–7.
- Herbert, Wolfgang
2003 *Japan nach Sonnenuntergang: Unter Gangstern, Illegalen und Tagelöhnern*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Ishioka, Tomonori 石岡丈昇
2012 *Rōkaru bokusā to hinkon sekai: Manira no bokushingu jimu ni mirushintai bunka* ローカルボクサーと貧困世界: マニラのボクシングジムにみる身体文化 [Local boxer and the world of poverty: Body culture as seen in a Manila boxing gym]. Kyōto: Sekai shisōsha 世界思想社.
- Kelly, William W.
1991 „Directions in the anthropology of contemporary Japan“, *Annual Review of Anthropology* 20, 395–431.
2019 *The sportsworld of the Hanshin Tigers: Professional baseball in modern Japan*. Los Angeles: University of California Press.
- Kondo, Dorinne
1990 *Crafting selves: Power, gender and discourses of identity in a Japanese workplace*. Chicago: Chicago University Press.
- Kottmann, Nora und Cornelia Reiher (Hg.)
2020 *Studying Japan: Research designs, fieldwork and methods*. Stuttgart: Nomos (in print).
- Lebra, Takie Sugiyama
1993 *Above the clouds: Status culture of the modern Japanese nobility*. Berkeley: University of California Press.
- Manzenreiter, Wolfram
2013 „No pain, no gain: Embodied masculinities and lifestyle sport in Japan“, *Contemporary Japan* 25/2, 215–236.
2016 „Das Aso-Projekt der Wiener Japanologie im Kontext ethnologischer Community Studies“, Ralph Lützel und Wolfram Manzenreiter (Hg.): *Aso: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Wiener Forschungsprojekts zum ländlichen Japan*. Wien: Institut für Ostasienwissenschaften/Japanologie, 104–124.
- Manzenreiter, Wolfram und Antonia Miserka
2019 „Aus Studierenden werden Forschende: Ausbildung in der Summer Field School in Aso“, *Asien* 149, 82–98.

- Marcus, George E. und Michael M.J. Fischer
 1986 *Anthropology as cultural critique: An experimental moment in the human sciences*. Chicago: University of Chicago Press.
- Mathews, Gordon
 2011 *Ghetto at the center of the world: Chungking mansions, Hong Kong*. Chicago: Chicago University Press.
- Norbeck, Edward
 1954 *Takashima: A Japanese fishing community*. Salt Lake City: University of Utah Press.
- Poole, Gregory
 2010 *The Japanese professor: An ethnography of a university faculty*. Rotterdam: Sense Publishers.
- Reiher, Cornelia (Hg.)
 2018 „Fieldwork in Japan: New trends and challenges“, *Asien* 149.
- Roberson, James E.
 1998 *Japanese working class lives: An ethnographic study of factory workers*. London and New York: Routledge.
- Robertson, Jennifer
 2005 *A companion to the anthropology of Japan*. Oxford: Blackwell.
- Sedgwick, Mitchell W.
 2007 *Globalisation and Japanese organisational culture: An ethnography of a Japanese corporation in France*. London and New York: Routledge.
- Smith, Robert J. und Ella Lury Wiswell
 1982 *The women of Suye Mura*. Chicago: Chicago University Press.
- Spielvogel, Laura
 2003 *Working out in Japan: Shaping the female body in a Tokyo fitness club*. Durham: Duke University Press.
- Takahashi, Hidesato 高橋豪仁
 2011 *Supōtsu ōen bunka no shakaigaku* スポーツ応援文化の社会学 [Soziologie der Sportfankultur]. Kyōto: Sekai Shisōsha 世界思想社.
- Turner, Victor
 1974 *Dramas, fields, and metaphors: Symbolic action in human society*. Ithaca: Cornell University Press.
- Whitelaw, Gavin
 2018 „Konbini-nation: The rise of the convenience store in post-industrial Japan“, Katarzyna J. Cwiertka und Ewa Machotka (Hg.): *Consuming life in post-bubble Japan: A transdisciplinary perspective*. Amsterdam: University of Amsterdam Press, 69–88.
- Williams, Raymond
 1958 *Culture and society 1750-1950*. London: The Hogarth Press.
- Wolcott, Harry F.
 1987 „On ethnographic intent“, George und Louise Spindler (Hg.): *Interpretive ethnography of education: At home and abroad*. Hillsdale: Erlbaum, 37–57.
- 1995 *The art of fieldwork*. Walnut Creek: AltaMira Press.

ISABELLE PROCHASKA-MEYER

Ahnengeister und heilige Stätten Werkstattbericht I

Teilnehmende Beobachtung bei spirituellen Heilerinnen in Okinawa¹

Die Methode der Feldforschung ermöglicht Einblicke in unterschiedliche Settings, um Näheres über eine bestimmte Personengruppe zu erfahren. Ob bei spirituellen Konsultationen von Geistheilerinnen, Gebetsritualen für das Wohl von Verstorbenen oder Gymnastikkursen von Senior*innen – die Position als forschende Wissenschaftlerin öffnete mir Türen zu Bereichen, die ich sonst nie in dieser Form kennengelernt hätte.

Dabei ist der Einstieg in das Feld von großer Wichtigkeit. Die eigene Person, das Interesse und das Forschungsprojekt sollen so transparent wie möglich dargelegt werden, ebenso die Motivation dahinter oder die Relevanz, die man von der Studie erwartet. Für den Kontakt mit Informant*innen ist die Funktion eines in der Literatur oft erwähnten *gatekeepers* von Bedeutung (→ 用語 S. 122). Diese Person pflegt ein wertschätzendes Verhältnis zu den Informant*innen, wodurch man selbst auch einen Vertrauensvorschuss gewinnt. Bei meiner Forschung zu Geistheilerinnen in Okinawa waren diese Schlüsselpersonen ein Universitätsprofessor, eine Studentin, die zu einem ähnlichen Thema forschte, und eine Studienkollegin, deren Tante eine Geistheilerin war. Hilfreich dabei war es, dass ich bei jeder möglichen Gelegenheit mein Forschungsthema ansprach und so in unterschiedlichen Kontexten potentielle Informant*innen kennenlernen konnte. Informelle Gespräche, d. h. Gespräche im Alltagsumfeld, die nicht als Interviews bezeichnet werden können, sind auch wichtige Informationsquellen. Der Wiener Soziologe Roland Girtler motiviert zur Muße für „ero-epische Gespräche“ (aus dem Griechischen *erotema* für „Frage“ und *epos* für „Erzählung“). Damit meint er – in Anlehnung an

¹ Die hier verschriftlichen Erfahrungen habe ich während der Forschung zu meinem Dissertationsprojekt gemacht. Eine überarbeitete Fassung der Dissertation erschien als Monographie unter dem Titel *Kaminchu: Spirituelle Heilerinnen in Okinawa* (2013).

Homers Odyssee – Gespräche, die durch kluges Erzählen und Fragen geprägt sind, wobei es keine eindeutige Unterscheidung gibt zwischen Erzähler*in und Zuhörer*in, sondern beide Seiten angeregt werden sollen (2001:147–154).

— *gatekeeper* —

用語

Was im Englischen wörtlich mit „Torwarter*in“ ausgedrückt wird, ist im Deutschen mit einer ähnlichen Analogie als „Schlüsselperson“ bekannt. Man versteht darunter eine Person, die Zugang zu potentiellen Informant*innen hat und somit Türen zu diesen Bereichen öffnet. *Gatekeeper* haben eine vermittelnde Funktion, zum einen in der Kommunikation, wenn sie die Kontaktpersonen vorab informieren, aber zum anderen auch, weil sie etwaiges Misstrauen gegenüber fremden Forscher*innen abbauen können. Sie selbst sind auch eine wertvolle erste Informationsquelle, um sich einen Überblick und eine erste Annäherung zur untersuchten Personengruppe zu verschaffen. Je nachdem, welche Personengruppe im Fokus der Forschung steht (eine bestimmte Altersgruppe oder ein gewisser Beruf etc.) gibt es auch eine Unterscheidung, wer sich als *gatekeeper* eignet, seien es ‚offizielle‘ Schlüsselpersonen (wie beispielsweise der Bürgermeister oder eine Leiterin einer Interessensgruppe) oder ‚inoffizielle‘ (wie etwa ein Insider, beispielsweise die Besitzerin eines Geschäftes, das Ritualutensilien verkauft).

Weiter erachte ich es persönlich für wichtig, dass man Sympathie zur erforschten Personengruppe empfindet (wobei Sympathie nicht mit Identifikation mit der zu untersuchenden Gruppe gleichgesetzt werden sollte). Die Forschung sollte von Neugier, Aufmerksamkeit und Empathie angetrieben sein. Letztlich ist das Forschungsergebnis ein Beitrag dazu, die Gedanken- und Handlungswelt der erforschten Person(engruppe) einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Der schottische Anthropologe I. M. Lewis geht sogar so weit, die Position des Forschers/der Forscherin mit der eines Schamanen/einer Schamanin zu vergleichen. Forscher*innen erfahren eine „anthropologische Berufung“, die sie zur Initiation – zur Feldforschung, dem Eintreten in die zu untersuchende Welt – führt. Gleichsam wie Schaman*innen zwischen dem Diesseits und dem Jenseits vermitteln, sind die Anthropolog*innen in einer Art auch Übersetzer*innen zwischen der eigenen und der zu untersuchenden Gruppe, wenngleich natürlich die Beschreibung immer auch Selektion und Interpretation bedeutet (1996:6–8). Man könnte auch sagen, die Forscher*innen haben eine liminale Position: Sie sind weder Mitglieder der untersuchten Gruppe, noch völlige Außenstehende. Vor allem als ausländische*r Forscher*in hat man dadurch auch eine privilegierte Stellung, da man

vermeintlich naive oder auch provokative Fragen stellen kann, die sich eine Person aus demselben Kulturkreis vermutlich nicht zu stellen traute. Theodore C. Bestor nennt diese „Joker-Karte“, die man als Ausländer*in hat, „playing a little dumb“ (Bestor 2003:331).

In der teilnehmenden Beobachtung wird oft das sogenannte Nähe-Distanz-Problem thematisiert. Inwiefern sind die Forscher*innen teilnehmende Beobachter*innen oder beobachtende Teilnehmer*innen? Bis zu welchem Grad dürfen die Forscher*innen am Geschehen aktiv teilnehmen, ohne die Situation zu verzerren? Die teilnehmende Beobachtung will einerseits soziales Handeln verstehen, ist andererseits aber selbst ein Akt sozialen Handelns, wodurch die Präsenz der Forscher*innen auch die Situation in gewisser Art beeinflussen kann (Atteslander 2008:67). Dies wird beispielsweise sehr deutlich, wenn eine Kamera mit im Spiel ist, um das soziale Handeln zu dokumentieren.

In meiner Forschung mit spirituellen Heilerinnen habe ich meine Informantinnen bei Gebetsritualen für ihre Klient*innen begleitet oder war bei spirituellen Konsultationssitzungen anwesend. Bei einer Hauptinformantin war die Beobachtung für mich sehr leicht zugänglich: Bei ihren spirituellen Konsultationen (Okinawanisch *hanji*) sitzt ein*e Klient*in der Heilerin gegenüber vor dem großen Altar im *tatami*-belegten Wohnzimmer. Im selben Zimmer warten dicht gedrängt die anderen Klient*innen, die ebenfalls zu einer Konsultation gekommen sind, um einen großen niedrigen Tisch, trinken Tee und essen kleine Snacks, während sie entweder mit ihren Sitznachbar*innen tratschen oder dem aktuellen Konsultationsgespräch aufmerksam zuhören (und manchmal sogar den Inhalt kommentieren). Dabei fiel meine Präsenz nicht allzu stark auf, sind doch der Großteil der Besucher*innen einer Heilerin Frauen. Durch meinen halbjapanischen Hintergrund war ich nicht auf den ersten Blick als Ausländerin erkennbar und einige vermuteten wohl auch, dass mein Vater von den US-Militärbasen in Okinawa stammen müsse. Allerdings sind die meisten Frauen, die eine spirituelle Heilerin aufsuchen, mittleren bis hohen Alters, d. h. Personen, die für die Angelegenheiten ihrer eingetragenen oder gegründeten Familien Rat suchen. Einmal kommentierte meine Informantin meine Anwesenheit mit: „Die Alten gehen alle *gateball* spielen, und die jungen Leute kommen jetzt, um zu lernen.“ Dabei kann der Ausdruck „lernen“ doppelt verstanden werden: einerseits in meiner Rolle als Forscherin, dass ich über die Tätigkeiten meiner Infor-

mantin lerne. Andererseits beschreibt man auch den Akt, dass eine Klientin für eine spirituelle Konsultation eine Heilerin aufsucht, als „lernen“ (*narai ni iku*). Meine Anwesenheit als (relativ) junge, ausländische Forscherin konnte deshalb auch die Position meiner Informantin aufwerten, indem sie signalisierte, dass selbst Personen aus Europa zu ihr kommen, um zu „lernen“. Als ich nicht, wie die anderen Wartenden meinen Platz immer näher zur Heilerin rückte, nachdem die vorherige Klientin fertig war, sondern auf meinem Sitzplatz blieb, wurde allmählich klar, dass ich nicht wegen einer Konsultation anwesend war, sondern um das Geschehen zu beobachten. Manchmal war diese Tätigkeit auch sehr offensichtlich, da ich meine Beobachtungen gleichzeitig in meinem Notizheft festhielt. Doch versuchte ich, so gut es ging, meine forschende Rolle bedeckt zu halten, und unterhielt mich auch teilweise mit den anderen wartenden Frauen. Wichtig war es auch, nach der teilnehmenden Beobachtung – am besten noch am selben Abend – die Forschungsnotizen zu überarbeiten, bzw. zu präzisieren. Im Allgemeinen ist die Angewohnheit, ein Forschungsjournal regelmäßig zu führen (→ **Ethnographie und Teilnehmende Beobachtung**), eine sehr kostbare, lohnenswerte Arbeit, die viele Erkenntnisse bringt – sei es, dass man Zweifel und Gedanken festhält, aufkommende Fragen erstmals formuliert oder andere Gefühle und Erlebnisse (in meinem Fall oft auch skizzenhafte Darstellungen von Sitzkonstellationen bei den Konsultationstreffen oder einfache Zeichnungen von Ritualgegenständen) dokumentiert.

Neben den Konsultationen mit Klient*innen machen Gebetsrituale einen großen Teil der Aktivitäten von spirituellen Heilerinnen aus. Dabei werden an mehreren Orten, die für die Ahn*innen der Klient*innen von Bedeutung waren, wie etwa ehemalige Brunnen oder heilige Stätten (*utaki*), Opfergaben und Gebete dargebracht. Bei diesen Ereignissen war meine Anwesenheit als Forscherin auch die einer aktiven Teilnehmerin, da auch ich mich bei den Gebeten hinkniete und meine Hände zusammenfaltete, wenngleich im Hintergrund. Manchmal war ich auch in die Vorbereitung der Gebetsrituale involviert und half das Ritualgeld vorzubereiten, Räucherstreifen abzuzählen und zu schlichten oder Ritualutensilien zu tragen. Dabei wurde jedoch von den Heilerinnen immer darauf geachtet, dass meine aktive Teilnahme keine zu aktive Beteiligung darstellte. Bei einem Betritual, bei dem mehrere Personen einer Verwandtschaftsgruppe für die Gesundheit im neuen

Jahr beteten, ergab es sich, dass ich auf dem Weg von einer Betstätte zur nächsten zufällig das Tablett mit den Opferspeisen trug. Die Ritualleiterin wies daraufhin eine jüngere Verwandte an, mir das Tablett abzunehmen. Stattdessen sollte ich andere, ‚unwichtigere‘ Utensilien tragen, wie etwa die dünnen Styropor-Sitzmatten.

Die Erfahrung der teilnehmenden Beobachtung fördert die Fähigkeit, sich in unterschiedliche Settings einzulassen und auch flexibel zu sein. Die aufmerksame und neugierige Haltung in der Beobachtung, die man sich in der Feldforschung aneignet, ermöglicht auch das bewusste Wahrnehmen im Moment und ein achtsames Erleben der Gegenwart. Diese Haltung bereichert meiner Meinung nach das Leben – auch abseits der Forschung.

Bibliographie

- Atteslander, Peter
 2008 *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Bestor, Theodore C.
 2003 „Inquisitive observation: Following networks in urban fieldwork“, Theodore C. Bestor, Patricia G. Steinhoff und Victoria Lyon Bestor (Hg.): *Doing fieldwork in Japan*. Honolulu: University of Hawai'i Press, 315–334.
- Girtler, Roland
 2001 *Methoden der Feldforschung*. Wien [u. a.]: Böhlau Verlag.
- Lewis, I. M.
 1996 *Religion in context: Cults and charisma*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Prochaska-Meyer, Isabelle
 2013 *Kaminchu: Spirituelle Heilerinnen in Okinawa*. Wien: Praesens Verlag.

FLORIAN PURKARTHOFER

SEBASTIAN POLAK-ROTTMANN

„Reden ist Silber, Zuhören ist Gold“ Durchführung und Analyse qualitativer Interviews in Japan

Interviews zählen zu den am häufigsten durchgeführten qualitativen Methoden der empirischen Sozialforschung, finden aber auch in den Cultural Studies beispielsweise in Form von Expert*inneninterviews Anwendung. Auch wenn sich das Interview vor allem durch den Charakter eines Gesprächs kennzeichnet, geht es dabei nicht nur ums Reden. Vielmehr heißt es für die Forschenden, sich im Gespräch zurückzunehmen und dem Gegenüber interessiert zuzuhören: Man will ja schließlich auch den heiß ersehnten Erkenntnisgewinn erreichen. Doch Interview ist nicht gleich Interview, Österreich ist nicht gleich Japan und eine Untersuchung zu chronischen Krankheiten ist nicht mit einem informellen Gespräch über die Meinungen zu einer beliebigen Baseballmannschaft zu vergleichen (auch wenn sich Letzteres mitunter überraschend emotional und aufschlussreich gestalten kann). Dieses Kapitel stellt nach einer kurzen allgemeinen Einführung zum Interview als qualitative Methode einzelne Formen in prägnanter und leicht operationalisierbarer Weise vor. Dabei soll vor allem ein Eindruck über die an der Japanologie Wien praktizierten Herangehensweisen gegeben werden, wodurch auch kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden kann. Den Leser*innen dieses Beitrags soll so die Möglichkeit gegeben werden, für ihre eigenen Abschlussarbeiten die passende Weise der Interviewführung bzw. des Zuhörens wählen zu können und zentrale Nachschlagewerke kennenzulernen.

Ausgangslage: Soll ich überhaupt Interviews durchführen?

Nicht für jede Fragestellung passt die Methode des Erhebens verbaler Daten, genauso wenig wie statistische Verfahren immer zu einem erhöhten Erkenntnisgewinn führen. Da es sich bei einem Interview

in der Regel um die persönliche Sicht einer Person zu gewissen Themen handelt, sind die erhaltenen Aussagen auch nicht ohne Weiteres zu verallgemeinern. Die Methode des Interviews kann vieles, aber sie ist in den seltensten Fällen in der Lage, repräsentative Aussagen über eine Gesellschaft bzw. Japan generalisierend zu treffen. Die Stärke von Interviews liegt vielmehr in der prinzipiellen Möglichkeit – im Gegensatz zu Fragebögen – direkt mit einer Person im Detail über einen Sachverhalt zu sprechen und bei Bedarf nachhaken zu können.

Eignet sich meine Fragestellung für qualitative Interviews?

geeignet	ungeeignet
<p>例] Welche Meinungen zum japanischen Gesundheitssystem haben ältere Personen (65+) in Städten?</p> <p>Inwiefern wird der Konsum koreanischer Populärkultur in Japan von Fans mit der Außenpolitik Japans in Zusammenhang gebracht?</p> <p>Wie schätzt die Autorin Tawada Y. den Einfluss ihres Identitätsverständnisses auf ihre Literatur ein?</p> <p>Welche Probleme werden von den VeranstalterInnen der Olympischen und Paralympischen Spiele 2020 in Tōkyō identifiziert?</p>	<p>例] Wie viele Menschen sind in Japans Städten unzufrieden mit der medizinischen Versorgung und welche Rolle spielen dabei sozioökonomische Unterschiede? → quantitative Verfahren</p> <p>Welchen Einfluss hat Abes Politik auf den Umsatz koreanischer Populärkultur in Japan? → quantitative Verfahren (kann durch Interviews ergänzt werden)</p> <p>In welcher Weise lassen sich Elemente der fantastischen Literatur in Tawada Y.s Oeuvre finden? → Literaturanalyse</p> <p>Welche visuellen Strategien sind in der Berichterstattung und Werbung der Olympischen und Paralympischen Spiele 2020 in Tōkyō feststellbar? → Bildanalyse</p>

Bei Interviews geht es aber unter anderem auch um die „Erkundung von Handlungs- und Systemlogiken in sozialen Systemen, die Gründe für die Entwicklung spezifischer Handlungsweisen in einem sozialen Feld und die spezifischen Dynamiken der Strukturierung komplexer Sozialsysteme“ (Froschauer/Lueger 2003:7). Die deutsche Soziologin Christel Hopf sieht daher Interviews vor allem mit dem Ansatz

der *verstehenden Soziologie* verknüpft (Hopf 2017:350, → **Qualitatives Denken**): Es geht darum, Handlungen zu *verstehen* und deuten zu können, und dies ist besonders durch das Erfragen der dahinterliegenden Motivationen möglich. Andererseits wird qualitativen Methoden im Allgemeinen häufig die Fähigkeit attestiert, explorativ neue Ansätze zu ‚öffnen‘, um die dabei auftretenden Hypothesen oder Fragestellungen im Anschluss einer quantitativen Überprüfung zu unterziehen. Dies ist jedoch nicht als Beschränkung auf diese Aufgaben zu verstehen, sondern zeigt, dass qualitative Vorstudien oft erst den Weg für weitere Forschungsprojekte ebnen können. Ob es nun ratsam ist, eine Forschungsfrage mittels Interviews zu beantworten, hängt von der Absicht der Untersuchung ab. Wenn induktiv an den Forschungsgegenstand herantreten wird, d. h. wenn die Erkenntnisse aus dem durch die Gespräche mit den Interviewpartner*innen gewonnenen Material extrahiert werden sollen, so bieten Interviews durchaus eine gute Basis. Ergebnisoffen an die Forschung heranzugehen ist dabei das Um und Auf, weshalb typische Fragen qualitativer Forschung häufig auf Struktur, Ursachen, Prozesse, Konsequenzen, Strategien und andere komplexe Zusammenhänge abzielen (Flick 2016:138–139).

Die prinzipielle Offenheit qualitativer Forschung bedeutet aber nicht, dass die Gütekriterien qualitativer Forschung (→ **Qualitatives Denken**) ignoriert werden können. Damit also weder die Erhebung der Daten noch deren Interpretation beliebig wirkt, gibt es einige Spielregeln und weitere Methoden, mit denen die Nachvollziehbarkeit erhöht werden kann. Ein Beispiel für die einzelnen Arbeitsschritte einer Interviewstudie sind anschaulich unter Brinkmann und Kvale (2018) in ihren „seven stages of an interview inquiry“ nachzuvollziehen (Brinkmann/Kvale 2018: 40–41):

1. *thematizing*: Ziel der Forschung wird formuliert. Wie untersuche ich was und warum?
2. *designing*: Das generelle Design der Studie soll hier konzipiert werden. Dazu zählt auch, wer interviewt werden soll und welche ethischen Implikationen das mit sich bringt.
3. *interviewing*: Wie wird interviewt? Welcher Leitfaden wird verwendet?
4. *transcribing*: Verbale Daten werden verschriftlicht.
5. *analyzing*: Welche Art von Kategorisierung bzw. Analyse wird gewählt?

6. *verifying*: Inwiefern können auf Basis meiner Daten generalisierbare Aussagen getroffen werden? Erforscht meine Studie auch was sie vorgibt zu erforschen?
7. *reporting*: Die Ergebnisse werden nach den gängigen Regeln des wissenschaftlichen Arbeitens verschriftlicht.

Brinkmann und Kvale zeigen hier sehr deutlich, dass es wichtig ist, sich bereits vor der Durchführung der Interviews zu überlegen, wie die Studie im Ganzen aufgebaut werden soll. Planung ist daher auch bei ‚flexiblen‘ Methoden wie Interviews keineswegs zu vernachlässigen, wie der folgende Abschnitt im Detail weiter veranschaulicht.

Planungsphase und Sampling

Die Gestaltung der Planungsphase hängt sehr stark mit der Fragestellung und dem Forschungsinteresse zusammen. Bevor man mit dem Interviewen beginnt, empfiehlt es sich, zunächst einmal zu fragen, *wo man welche* Gruppen von Personen befragen möchte. Wenn das Ziel meiner Arbeit beispielsweise die Erforschung der Gründe für die Wahl eines Jobwechsels in die Landwirtschaft in Japan wäre, so wäre es ratsam, vor allem jene Personen zu befragen, die sich für solch eine berufliche Neuorientierung entschieden haben. Dennoch kann es sinnvoll sein, auch etwa mit Vertreter*innen der örtlichen landwirtschaftlichen Vereinigungen oder NPOs zu sprechen, die versuchen, Stadtbewohner*innen für die Landwirtschaft zu begeistern. Jedoch nicht alle Interviews sind letztendlich auch gleichermaßen relevant für die Analyse. Manche Interviews öffnen Türen zu Organisationen oder dem Feld allgemein (explorativ), andere geben Expert*innenwissen (Expert*inneninterviews) und wieder andere stellen sich vielleicht im Laufe der Forschungsarbeit als wenig ergiebig dar. Je nach Frage ist es auch wichtig, sich über die Personen Gedanken zu machen, die interviewt werden sollen: Möchte ich mich auf eine bestimmte Altersgruppe spezialisieren oder auf ein bestimmtes Geschlecht? Interessiert mich ein spezielles Gebiet oder gewisse soziale Gruppen? Die Gründe für eine Eingrenzung des Personenkreises sollten dabei aber eng mit der Forschungsfrage – als *bewusste* Entscheidung – abgestimmt werden.

— Wann soll ich aufhören? —

ボ
イ
ン
ト
| Durch die Offenheit des qualitativen Forschungsprozesses ist es nicht immer leicht, abzuschätzen, wann man aufhören sollte, weitere Interviews durchzuführen. Grundsätzlich gilt, dass man weitermachen sollte bis man das Gefühl hat, dass sich die Erkenntnisse wiederholen. Wann diese Sättigung erreicht ist, hängt vom Forschungsinteresse ab. Daher empfiehlt es sich, immer zwischendurch die bereits durchgeführten Interviews zu transkribieren oder einer ersten Analyse zu unterziehen.

Für die Erstellung eines Samplings gibt es eine Vielzahl an Strategien. Wie viele und welche Personen letztendlich befragt werden, kann von Projekt zu Projekt stark variieren (vgl. für eine Diskussion zur Samplinggröße Cleary et al. 2014, für unterschiedliche Strategien Flick 2016:154–171). Das in quantitativen Verfahren häufig anzutreffende *random sampling* ist bei qualitativer Forschung jedoch kaum sinnvoll: Die Komplexität sozialer Beziehungen oder bestimmter Motivationen lässt sich besser durch eine tiefergehende Studie mit geringer Fallzahl verstehen (vgl. Marshall 1996). Ein häufig praktiziertes und ergebnisoffenes Samplingverfahren stellt das **theoretische Sampling** dar, welches von Strauss und Glaser im Zuge ihrer *grounded theory* ausgearbeitet wurde. Sie zeigen, dass man zunächst noch gar nicht die relevanten Konzepte wissen kann, die für die Beantwortung der Fragestellung essentiell sein könnten. So sehr man zuerst versucht, klar zu definieren, welche Personen man interviewt und welche Interviewpartner*innen womöglich nicht von Interesse sein werden, so sehr verändert der qualitative Forschungsprozess wiederum die Anforderungen:

Die für das theoretische Sampling, die Auswahl einer zu untersuchenden Gruppe [...], grundlegende Frage lautet: *Welchen* Gruppen oder Untergruppen wendet man sich zwecks Datenerhebung *nächstens* zu? Und mit *welcher* theoretischen *Absicht*? Kurz, wie wählt der Soziologe multiple Vergleichsgruppen aus? Die Möglichkeiten zu vergleichen sind im Prinzip unbegrenzt, und deshalb müssen die Gruppen nach theoretischen Kriterien ausgesucht werden. (Glaser/ Strauss 2010:63, Hervorhebung im Original)

Es wird deutlich, dass die qualitative Forschungsarbeit nicht vorab vollständig designt werden kann und es vielmehr darauf ankommt, flexibel auf mögliche Änderungen zu reagieren. Das theoretische Sampling zielt auf die Schaffung neuer Theorien ab und wird daher stets

durch Analyseprozesse unterbrochen. Für die Praxis bedeutet dies, dass durch theoretische Annahmen immer nur die nächste Gruppe an Personen Teil des Samples werden kann; Schritt für Schritt bringen die eigenen Analyseergebnisse die eigene Arbeit weiter und führen ebenso zu sich verändernden Zielgruppen. Was Glaser und Strauss über Vergleichsgruppen sagen, gilt gleichermaßen auch für die erste Gruppe des Samples: Das Rekrutieren der Interviewpartner*innen geschieht nach theoretischen Überlegungen und nicht – bei aller Wertschätzung gegenüber unvorhergesehenen Entwicklungen – per Zufall.

Gesprächssituation

Ist das erste Sampling abgeschlossen, kann mit der Durchführung der Interviews begonnen werden. Sofern der Zeitpunkt und der Ort im Vorhinein bekannt sind, können Vorkehrungen getroffen werden. Für eine korrekte Wiedergabe des Gesagten empfiehlt es sich, das Interview aufzunehmen. Dabei ist *unbedingt* das Einverständnis der Gesprächspartner*innen einzuholen. Außerdem muss klar erläutert werden, welche Art der Forschung durchgeführt wird – es versteht sich von selbst, dass Lügen strengstens untersagt ist. In der Regel genügt es bei Ansätzen, die in der Japanologie relevant sind, kurz die Fragestellung und warum die Person nun wichtig für die Forschung ist zu erläutern.

Bei ‚heiklen‘ Themen, deren Erwähnung das Interview beeinträchtigen könnte, kann eine alternative Formulierung des Forschungsinteresses sinnvoll sein. So gilt beispielsweise Politik in Japan als ein Thema, mit dem viele Menschen nichts zu tun haben möchten – das geht manchmal sogar so weit, dass Aktivist*innen behaupten, sie seien überhaupt nicht politisch (vgl. Holdgrün/Holthus 2016). Dem kann entgegengewirkt werden, indem man auf das Wort „Politik“ verzichtet und die verschiedenen für die Forschung wichtigen Aspekte hervorhebt: In diesem Beispielfall interessiert man sich dann für ziviles Engagement, lokale Problemlagen und Maßnahmen dagegen. Es soll aber erneut angemerkt werden, dass auch in solchen Fällen nicht gelogen werden darf. Ist keine Präzisierung der Forschungsfrage möglich, so muss, egal wie unangenehm, stets ehrlich die eigene Absicht klar angeführt werden.

Auch eignet sich nicht jeder Ort für jede Unterhaltung. Versetzen Sie sich in die Lage der Interviewten: Möchten Sie über Ihre Krankheiten vor Ihren Arbeitskolleg*innen sprechen? Möchten Sie potenzielle Schwierigkeiten in Ihrem Beziehungsleben vor den Augen Ihres Partners bzw. Ihrer Partnerin mit einer fremden Person besprechen? Selbstverständlich ist es oft ratsam, dem oder der Interviewpartner*in die Möglichkeit zu überlassen, selbst den Ort zu bestimmen. Besteht jedoch die Gefahr, dass das Gespräch dadurch erschwert wird (beispielsweise durch zu starke Lärmbelästigung), kann es auch sinnvoll sein, einen Gegenvorschlag vorzubringen. Dabei gilt es zudem, zu bedenken, in welchem Land man sich aufhält: So ist es in Japan üblich, dem oder der Gesprächspartner*in ein kleines Dankeschön zu übergeben – im Idealfall aus dem eigenen Herkunftsland. Gleichermaßen empfiehlt es sich nach Beenden des Interviews, insbesondere im japanischen Kontext, *so rasch wie möglich* eine Dankes-Email zu verfassen.

Das Interview ist ein Gespräch zweier oder mehrerer Menschen miteinander. In diesem Sinne sind Interviewpartner*innen auch zu behandeln: Sie führen kein Verhör und das Gegenüber hat das Recht, auch Ihnen Fragen zu stellen. Dabei ist es jedoch wichtig, nicht zu viel Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, denn letztendlich soll das Aufnahmegerät nicht voll von eigenen Geschichten sein. Freundlich auf Gegenfragen zu antworten und dann aber rechtzeitig elegant die Brücke zu den eigentlichen Forschungsfragen zu bauen, ist eine knifflige Angelegenheit, die sich jedoch stets bezahlt machen wird. Nach Abschluss des Interviews sollte man sich selbst auch noch ein paar Minuten der Ruhe einberechnen, um die erlebte Interviewsituation zu reflektieren und Besonderheiten zu notieren (Brinkmann/Kvale 2018:63).

Konzipierung des Leitfadens

Nicht jedes Interview benötigt die gleiche Vorbereitung. Je nach Typ werden Fragen unterschiedlich vorbereitet. Wenn Expert*innen befragt werden sollen, so sollte neben klar ausformulierten Fragen oder Themenbereichen auch das nötige Wissen nicht fehlen, um über Detailspekte zu diskutieren. Wird ein Interview mit einem oder einer Vertreter*in einer Security-Firma durchgeführt, so ist es unerlässlich,

die generellen Trends der öffentlichen Sicherheit des Landes sowie die Geschichte der Firmen im Groben zu kennen. Seit wann gibt es diese Firmen? Seit wann spielen sie eine Rolle in der Gesellschaft des untersuchten Landes? Mit welchen Problemen haben sie zu kämpfen? Wo werden sie vorwiegend eingesetzt? Natürlich kann nicht alles im Vorhinein gewusst werden – sonst wäre das Interview ja auch nicht notwendig – aber ohne eine gewisse Wissensbasis kann nicht auf annähernd gleichem Niveau diskutiert werden. Zumindest die zentralen Fachtermini sind daher ein Muss.

Bei Leitfadeninterviews mit einem gewissen Grad an Strukturierung werden zentrale Fragen gesammelt und gegebenenfalls Unterfragen generiert. Diese Struktur wird sich allerdings in vielen Gesprächssituationen als zu starr herausstellen. Nur weil man eine bestimmte Reihenfolge der Fragen konzipiert hat, bedeutet dies nicht automatisch, dass man auch ‚Sklav*in‘ dieser eigenen Ideen sein muss. Den Mut zu haben, eine Frage zu überspringen, wenn sich das Gespräch gerade in eine bestimmte Richtung entwickelt hat, oder ein Thema abzukürzen, wenn man das Gefühl hat, dass das Gegenüber nichts mehr dazu zu sagen hat, ist ein nicht zu unterschätzender Bestandteil qualitativer Forschung. Darüber hinaus werden derartige Interviews häufig nicht mit Expert*innen durchgeführt und das bedeutet, dass es problematisch sein kann, zu sehr die Perspektive eines oder einer Forschenden ‚heraushängen‘ zu lassen. Dies könnte zu einer zusätzlichen Distanz gegenüber der befragten Person oder sogar zu einem zunehmend ablehnenden Verhalten führen, weshalb sich Wissenschaftssprache in den meisten Fällen nicht für ein Interview eignet. Fragen sollten daher kurz und leicht verständlich und in einer für den oder die Interviewten natürlichen Sprache gehalten sein (Hermanns 2017:368). Selbst bei besonders offen gehaltenen Interviews kann es sinnvoll sein, vorab zumindest das eigene Interesse und ein paar Fragen zu formulieren. In der Regel ist der Verlauf eines Gesprächs nicht vorherzusehen und damit man nicht völlig ratlos mit einer unerwarteten Situation konfrontiert wird, ist eine gründliche Vorbereitung zu empfehlen. Ein weiterer hilfreicher Schritt beinhaltet das Abhalten von Testinterviews, um abschätzen zu können, ob die Fragen auch wirklich die gewünschten Ergebnisse bringen und ob das Interview noch in einem zumutbaren Rahmen durchgeführt werden kann (max. 1,5 Stunden).

Pluralität qualitativer Interviews

Zu Beginn des vorangegangenen Kapitels wurde auf die Vielzahl der Formen von Interviews hingewiesen. Im Folgenden sollen die wesentlichen Interviewarten im Detail vorgestellt und auf ihre Stärken eingegangen werden. Ein großer Vorteil des Interviews als wissenschaftliche Methode ist dessen Anpassungsfähigkeit und Adaptierbarkeit, welche sich auch durch eine Vielzahl an bereits kanonisierten Interviewvarianten ausdrückt (vgl. Flick 2016; Lamnek und Krell 2016). Diese Vielfalt an Interviewformen erfordert aber auch eine eingehende Reflexion über das Erkenntnisinteresse, die Fragestellung und den perspektivischen Standpunkt sowie die Grundannahmen und Paradigmen der Forschenden selbst (Morse 2012:195). Je nach methodologischer Prämisse (d.h. gewünschter Offenheit, Kommunikationsform, Flexibilität und Festlegung auf Konzept und Hypothese vor Beginn der Datengewinnung) bieten sich unterschiedliche Interviewformen an. Auf einer Skala der Offenheit und Flexibilität dargestellt, ergibt sich folgende Ordnung ausgewählter Interviewformen:

Tab. 1: Ausgewählte Methoden nach Grad der Offenheit und Flexibilität

	rezeptives Interview	narratives Interview	episodisches Interview	problemzentriertes Interview	Tiefen- oder Intensivinterview	fokussiertes Interview	
teilnehmende Beobachtung	Qualitative Interviewformen					Quantitative Interviewformen	
offen	< Grad der Offenheit und Flexibilität >					geschlossen	

Das rezeptive Interview ist fast noch eine Übergangsform zur Teilnehmenden Beobachtung (→ **Ethnographie und Teilnehmende Beobachtung**) bzw. kann sich daraus ergeben, da es sich um aktives Zuhören in Alltagssituationen handelt (vgl. Kleining 1995). Das fokussierte Interview ist hingegen schon durch ein großes Vorwissen, theoretische

Verortung und ausformulierte Hypothesen gekennzeichnet, die den Grad der Freiheit der möglichen Antworten limitieren. Man könnte also auch sagen, dass bei den offeneren Interviewmethoden das Zuhören im Vordergrund steht, während bei den strukturierteren das Fragen das Gespräch leitet.

rezeptives Interview

Das rezeptive Interview (erstmalig von dem deutschen Soziologen Gerhard Kleining in den 1980ern formuliert) ist in seiner Anlage eine recht außergewöhnliche Form des Interviews, da sie (idealerweise) zur Gänze aus Zuhören besteht und die Interviewer*innen in eine recht passive Rolle bringt. Das spontan (oder seltener provozierte) rezeptive Interview ist dabei an alltägliche Kommunikation angelehnt und nutzt die natürlichen Kommunikationsasymmetrien einer Gesellschaft aus, indem die Interviewer*innen als (willkommene) Zuhörer*innen auftreten. Die befragtenzentrierte Ausrichtung dieser explorativen Methode eignet sich vor allem für Forschungsobjekte, welche die Lebenswelt der Informant*innen und daran angrenzende Themen behandeln.

Im rezeptiven Interview mag der Forscher durchaus Vorstellungen haben, die seinen Blick auf bestimmte Phänomene richten, doch sind diese mit einem allgemeinen Vorverständnis und nicht mit theoretischen Hypothesen zu umschreiben. Da sich der Forscher als interviewender Beobachter und beobachtender Interviewer aber zurückhält und keine antwortproduzierenden Fragen stellt, ist diese Form des Interviews die offenste und am wenigsten prädeternierende Form aller qualitativen Interviews. (Lamnek/Krell 2016:361)

Im Rahmen des explorativen Prozesses des Interviews muss aber natürlich durch positive und ermunternde Reaktionen, Gesten und Mimik kommuniziert werden, dass die Unterhaltung erwünscht ist. Ansonsten kann es leicht passieren, dass die Kommunikation recht schnell wieder endet. Das Ideal des ‚reinen Zuhörens‘ ist aber natürlich auch nur insofern möglich, als es ethisch gerechtfertigt ist bzw. der sozialen Norm entspricht. So müssen und sollen die Interviewer*innen sich durchaus (in geringem Umfang) an der Unterhaltung beteiligen, es aber unterlassen, gezielt Fragen zu stellen. Auch ist es angebracht, am Ende des Zuhörens oder auf Nachfrage die eigene Rolle als Forscher*in

sowie das Forschungsvorhaben transparent offen zu legen und ehrlich und verantwortlich mit seinen Gesprächspartner*innen umzugehen. Oft ergibt sich aus einem rezeptiven Interview ja auch ein erster Kontakt, der zu einem späteren Zeitpunkt zu einer strukturierteren Form des Interviews (mit derselben Person) führt.

Ein praktisches Beispiel für die Anwendbarkeit rezeptiver Interviews sind Alltags-Situationen, in welchen Menschen gerne kommunizieren bzw. ihre Ideen, Gefühle oder Eindrücke verbalisieren. Interessiert man sich zum Beispiel dafür, wie rauchende, flanierende oder herumstreifende Personen einen gewissen Stadtteil erleben, bzw. welche Gedanken sie sich machen, während sie vor Ort sind, so lässt sich dies mittels rezeptiven Interviews und ausreichend Zeit und Geduld bewerkstelligen. Dass es anfänglich ein wenig Überwindung braucht, Stunden an einem Ort zu verbringen und einfach freundlich und offen darauf zu warten, angesprochen zu werden, ist nicht außergewöhnlich. Es ist jedoch verblüffend, wie gerne und viel zufällig angetroffene Menschen erzählen wollen, wenn man ihnen nur die Möglichkeit bietet.

Zuhören im öffentlichen Raum

例 Der etwa seit 2012 in Kōenji (einem Stadtteil im Westen Tōkyōs) anzutreffende *muryō rojō guchi kikiya* 無料路上愚痴聞き屋 [Gratis-Beschwerden-Anhör-Straßenladen] ist ein Beispiel für eine nun schon institutionalisierte Form des rezeptiven Interviews. Die (meist gelb gekleidete) Person sitzt vor den geschlossenen Rollläden eines Geschäftslokals in den Arkaden rund um die Bahnstation Kōenji und hört Menschen zu. Aus Prinzip werden keine Antworten oder Ratschläge erteilt, sondern es wird zugehört – nur zugehört. Nun mag man dieses ‚Angebot‘ etwas sonderbar finden, doch bilden sich oft lange Schlangen wartender Personen vor den *kikiya*.

narratives Interview

Das narrative Interview erfreut sich großer Beliebtheit in der qualitativen Sozialforschung und ist vor allem in der Biographieforschung eine zentrale Methode (vgl. Rosenthal 2002). Grundsätzlich besteht auch das narrative Interview für die Forscher*innen vor allem aus Zuhören, aber durch eine Einstiegsfrage und durch Nachfragen im weiteren Verlauf des Interviews haben die Forscher*innen die Möglichkeit, gezielter Informationen zu erlangen. Grundsätzlich gliedert sich das narrative Interview in fünf Phasen (Lamnek/Krell 2016:339–340):

Phasen des narrativen Interviews

手法

1. Erklärungsphase (*briefing*): Der befragten Person wird das Interview, die technischen und ethischen Modalitäten (Aufnahme, Anonymität, ...) als auch der Ablauf erklärt.
2. Einleitungsphase: Eine Einstiegsfrage wird gestellt, die möglichst offen sein soll, um eine Erzählung in Gang zu bringen. Im Fall von biographisch-narrativen Interviews lautet diese häufig „Ich bitte Sie nun, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen!“
3. Erzählphase: die befragte Person erzählt; Pausen und Schweigen ist erlaubt und soll nicht als Ende der Erzählung interpretiert werden. Erst wenn der oder die Informant*in die Erzählung für beendet erklärt, ist diese Phase beendet.
4. Nachfragephase: Falls notwendig, kann der oder die Forscher*in hier nachfragen, um Unstimmigkeiten, Lücken oder einzelne Aspekte zu klären.
5. Bilanzierungsphase: Diese (optionale) Phase ermöglicht es, nach den Beweggründen für das Erzählte zu fragen sowie gemeinsam mit der befragten Person einzelne Aspekte zu interpretieren oder auch eine Art Gesamtbilanz (den Sinn des Erzählten) zu erörtern.

Narrative Interviews dauern oft mehrere Stunden und erfordern eine gute Planung bezüglich Ort (geeignete Atmosphäre, Privatsphäre und mehrstündige Aufenthaltsmöglichkeit), Zeit (keine anderen Termine mehr) und Aufnahmegerät (Ersatzbatterien!). Auch mehrmalige Treffen sind teilweise nötig bzw. sinnvoll.

Eine wichtige theoretische Überlegung zum Narrativen ist, dass Erlebtes, Erinnerungtes und Erzähltes nicht identisch sind, sondern dass Erzählungen retrospektive Interpretationen sind.

Erzählungen über die Vergangenheit sind an die Gegenwart des Erzählens gebunden. Die gegenwärtige Lebenssituation bestimmt den Rückblick auf die Vergangenheit bzw. schafft eine jeweils spezifische Vergangenheit. (Rosenthal 2002:136)

Für die Auswertung und Analyse des Interviews ist es daher auch relevant, die jetzige Lebenssituation der befragten Person zu reflektieren. Da der Interviewstil im Wesentlichen den Erzähler*innen überlässt, was genau und wie detailliert etwas geschildert wird, sind auch die Auslassungen, Sprünge und narrativen Variationen sinntragende Elemente des Interviews.

Ein erfolgreiches Anwendungsbeispiel für narrative Interviews ist die Dissertation der Wiener Japanologin Brigitte Steger mit dem Titel *(Kei-ne) Zeit zum Schlafen?* (2004). Am Anfang des Methodenkapitels (Steger 2004:23–26) schildert sie recht verständlich ihre Herangehensweise, die aufgetretenen Probleme im Umgang mit den vielfältigen Daten sowie die Analyse. Ein weiteres konkretes Beispiel ist *Heirat in Japan* (2016) von der Düsseldorfer Japanologin Nora Kottmann, welche sich mit dem Wandel von Beziehungswelten beschäftigt. In ihrem Kapitel zur Methode und Analyse beschreibt sie die Verwendung von narrativen Interviews in Japan und auch die notwendigen Modifikationen, die die praktische Forschungssituation erforderten (Kottmann 2016:100–105).

episodisches Interview

Der logische nächste Schritt nach rezeptivem und narrativem Interview ist das episodische Interview, bei welchem die Forscher*innen die befragten Personen erzählen lassen, aber auch zielgerichtet Fragen (anhand eines Leitfadens) stellen. Ziel der Befragung kann auf persönlichen Erfahrungen basiertes episodisches Wissen, aber auch daraus abgeleitetes semantisches Wissen (also Wissen über Fakten) sein. Die Gesprächssituation ist bei dieser Interviewform überaus natürlich bzw. alltagsnah und lässt mannigfaltige Variationen zu.

Das episodische Interview ist weniger offen als das narrative Interview, weil ihm neben der freien Erzählung durch den Befragten ein Befragungsschema zugrunde liegt. Dadurch ist eine mäßige Prädetermination durch den Forscher gegeben. (Lamnek/Krell 2016:361)

Ein großer Teil aller sozialwissenschaftlichen qualitativen Interviews kann als eine Form des episodischen Interviews verstanden werden, da es einen guten Kompromiss zwischen zielgerichtetem Forschen (Themeneinschränkung) auf der einen Seite und größtmöglicher Offenheit bezüglich der Antworten und Aussagen der befragten Person andererseits gewährleistet. Die einzelnen Arbeitsschritte entsprechen dem Schema des narrativen Interviews, wobei Schritt zwei bis vier für jede Episode (jede narrative oder thematische Einheit) wiederholt wird.

problemzentriertes Interview

Im Gegensatz zum narrativen und episodischen Interview ist die „Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung“ (vgl. Witzel 2000#2) ein bestimmender Faktor der (dennoch zum Erzählen anregenden) Befragung. Der signifikante Unterschied zu den obigen Interviewformen besteht also darin, dass die Forscher*innen schon mit einem theoretischen Konzept und einem breiten Vorverständnis ins Feld gehen, dieses aber gemäß dem prozessualen Paradigma qualitativer Forschung im Verlauf des Interviews und seiner Auswertung prüft, modifiziert, und weiterentwickelt (Lamnek/Krell 2016:361).

Ein standardtypischer Aufbau eines problemzentrierten Interviews könnte wie folgt aussehen (vgl. Witzel 2000:#4 bzw. Lamnek/Krell 2016:346):

- Aufbau eines problemzentrierten Interviews —————
- 手法
1. Einleitung: Gesprächsverlauf und Problembereich werden erklärt und festgelegt, die befragte Person über Anonymisierung und Datenschutz aufgeklärt, die theoretischen Vorannahmen werden jedoch NICHT expliziert um die Befragten nicht zu beeinflussen.
 2. Allgemeine Sondierung: Die Befragten sollen zum gewählten Problem erzählen
 3. Spezifische Sondierung: In dieser Phase sollen die Forschenden ihr Verständnis verbalisieren und im Gespräch mit den Informant*innen ihre Deutungen kontrollieren und modifizieren. Dafür können die folgenden Gesprächsstrategien (a-c) genutzt werden:
 - a) Zurückspiegelung: Paraphrasierung der gemachten Äußerungen, um die Informant*innen die Möglichkeit zu geben, Missverständenes zu korrigieren und Interpretationen zu diskutieren.
 - b) Verständnisfragen: Das aktive Formulieren von Verständnisfragen kann erhellend wirken, indem es die Befragten zur Interpretation der eigenen Erzählung motiviert.
 - c) Konfrontation: Durch eine sensible Thematisierung von Widersprüchen oder die Formulierung von konträren Aussagen können Thematiken diskutiert und präzisiert werden, wenngleich ein ‚zu viel an Konfrontation‘ auch immer die Gefahr eines Interviewabbruchs oder einer Gesprächsverweigerung mit sich bringt.
 4. Direkte Fragen: Dem Problem zugeordnete, aber nicht im Verlauf der Narration tangierte Themen können am Ende des Gespräches auch noch direkt als Fragen formuliert gestellt werden.
- Kurzfragebogen: Ganz am Anfang oder Ende des Gespräches ist es auch möglich (und manchmal ratsam bis notwendig), mittels standardisiertem Kurzfragebogen demographische und quantitative Daten zur Person zur erfassen.

Tiefen- oder Intensivinterview

Durch alltägliche Fragen wird im Tiefeninterview versucht Bedeutungsstrukturen zu erkennen, die der befragten Person möglicherweise selbst nicht bewusst sind. Theoretische Basis ist oft die Psychoanalyse, wenngleich dies nicht zwingend der Fall ist. „Durch die dezidierten theoretischen Vorstellungen des Forschers wird das Prinzip der Offenheit nicht mehr eingehalten“ (Lamnek/Krell 2016:352), da die Interpretation der Aussagen durch die Forschenden kontextualisiert wird. Im Gegensatz zu den in den meisten anderen Interviewformen verfolgte interpretativ verstehende Ausrichtung, bei welcher man versucht die Sinnstrukturen und Bedeutungsgebung im Sinne der Informant*innen nachzuvollziehen, liegt hier hingegen die Deutungshoheit bei den Interviewer*innen, die gerade an jenen unbewussten Strukturen interessiert sind, die die interviewten Personen selbst nicht artikulieren können. In der gegenwärtigen japanologischen Forschung ist das Tiefeninterview weniger üblich, da kulturpsychologische Ansätze gerade nicht im Forschungstrend liegen und durch ihre Involviertheit in den *nihonjinron*-Diskurs diskreditiert wurden.

fokussiertes Interview

Diese schon in den 1940er Jahren zur Erforschung der Wirkung von Propaganda entwickelte Methode (vgl. Merton/Kendall 1956) ist immer noch anwendbar, geht aber von einem recht speziellen Setting aus, welches sich nur für bestimmte Forschungsfragen eignet. Darüber hinaus ist ihre Zielsetzung eher das Falsifizieren von Hypothesen als die Generierung neuer Ansätze.

Der Ausgangspunkt dieses Interviews ist das alltagsweltliche (also nicht experimentelle) Erleben einer spezifischen Situation. Man stelle sich zum Beispiel vor, die interviewte Person ist den Durchsagen auf einem japanischen Bahnhof ausgesetzt. Der oder die Interviewer*in kennt diese spezifische Ausgangssituation ebenfalls und erstellt (auch anhand von Beobachtung der Feldsituation) einen Leitfaden sowie (deduktive) Hypothesen. Im Rahmen des fokussierten Interviews, also des Gesprächs mit der Person, versucht der oder die Forschende die subjektiven Erfahrungen der Befragten (in der Feldsituation) in Erfahrung zu bringen und diese in der Auswertung mit den zuvor formulierten Hypothesen zu kontrastieren (Lamnek/Krell 2016:349–351). Im Fall unseres Beispiels, der Lautsprecherdurchsagen am Bahnsteig, ist

der Inhalt des Gesprächs also die Erfahrung bzw. Wahrnehmung der Durchsagen. Was wurde wahrgenommen, woran kann man sich erinnern, und wie wurde die Situation empfunden? Je nach Erkenntnisinteresse (Hypothese) ist es sinnvoll, durch gezieltes Fragen nachzubohren. Vermutet man zum Beispiel einen Zusammenhang zwischen dem Gender der Durchsagestimme und der Aufmerksamkeit der Fahrgäste (vgl. Edworthy et. al. 2003), so ist es angebracht, in diese Richtung nachzufragen, um die individuelle Wahrnehmung zu genau diesem Bereich im Interview auch hinreichend abzubilden.

Wichtig ist dabei, sich immer wieder selbst dazu anzuhalten, die interviewte Person nicht zu beeinflussen und keinesfalls die eigenen Hypothesen als ‚Erklärungsmuster‘ anzubieten. Es empfiehlt sich auch, nach Spezifizierungen und tiefergehenden Eindrücken zu fragen und nicht auf der Ebene der Schilderung der Situation zu bleiben, sondern zur Explikation anzuregen.

Vertiefende Literatur zu einzelnen Interviewformen

- 文 Flick, Uwe
2016 *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*, 7. Auflage. Hamburg: Rowohlt [1995].
- Kleining, Gerhard
1994 *Qualitativ-heuristische Sozialforschung: Schriften zur Theorie und Praxis*. Hamburg: Rolf Fechner, 123–147.
- van Koolwijk, Jürgen und Maria Wieken-Mayser (Hg.)
1974 *Techniken der empirischen Sozialforschung Bd. 4: Erhebungsmethoden: Die Befragung*. München und Wien: Oldenbourg.
- Merton, Robert K. und Patricia Kendall
1956 *The focussed interview*. Glencoe: Free Press.
- Rosenthal, Gabriele
2002 „Biographische Forschung“, Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern: Huber, 133–147.
- Schütze, Fritz
1977 *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen (MS)*. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien.
- Witzel, Andreas
2000 „Das problemzentrierte Interview“, *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research* 1/1. DOI: <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-1.1.1132>.
- Lamnek, Siegfried und Claudia Krell
2016 *Qualitative Sozialforschung: Mit Online-Material*. Weinheim und Basel: Beltz, 313–383.

Die Liste der Interviewformen könnte noch lange fortgesetzt werden, doch haben obige Beispiele hoffentlich veranschaulicht, dass es sehr viele Varianten gibt, deren Auswahl sich vor allem nach der Fragestellung und dem Erkenntnissinteresse richten sollte. Als kleine Hilfestellung dient die folgende Tabelle, welche versucht, die wichtigsten Aspekte übersichtlich zusammenzufassen und so die Wahl der adäquaten Interviewform zu erleichtern. Darüber hinaus empfiehlt es sich, die Methodenkapitel der bereits bestehenden japanologischen Studien (zum Beispiel die erwähnten Steger 2004 und Kottmann 2016) interessiert zu lesen, um durch konkrete Anwendungsbeispiele die möglicherweise notwendigen Adaptionen kennen zu lernen.

Tab. 2: Qualitative Interviewformen und deren Prämissen (nach Lamnek und Krell 2016:362)

Prämissen	rezeptives	narratives	episodisches	problemzentriertes	Tiefen- oder Intensiv-	fokussiertes
Offenheit	völlig	völlig	weitgehend	weitgehend	kaum	kaum
Flexibilität	hoch	hoch	relativ hoch	relativ hoch	relativ hoch	relativ gering
Kommunikation	erzählend / beobachtend	erzählend	erzählend / fragend	zielorientiert fragend	fragend / erzählend	Leitfaden
Perspektive der Befragten	absolut	gegeben	gegeben	gegeben	bedingt	bedingt
Theoretische Voraussetzungen	nur Vorverständnis	relativ ohne Konzept	Konzept vorhanden	Konzept vorhanden	Konzept vorhanden	weitgehendes Konzept
Hypothesen	Generierung	Generierung	Generierung / Prüfung	Generierung / Prüfung	Prüfung / seltener Generierung	Prüfung / seltener Generierung

Zuhören als Kulturtechnik

In jedem Fall ist es notwendig, als Interviewer*in das aktive Zuhören zu lernen und zu praktizieren. Schwierig ist an der aktiven Anwendung dieser Technik der perzeptiven Rückkopplung (engl. *back-channeling*), dass diese im eigenen Alltag meist unbewusst stattfindet und kultur-, schicht- sowie gender-spezifisch stark unterschiedlich sein kann.

aizuchi • 相槌

用
語

Übersetzt als „eingeschobene akustische oder gestische Rückmeldung des Hörers an den Sprecher“ (*wadoku 2019*) klingt diese Praktik recht technisch, wenngleich sie doch ganz alltäglich ist und nicht nur in Japan angewandt wird.

Während Nicken, Blickkontakt und konzentriertes Zuhören bei redefreudigen Gesprächspartner*innen und leichten Themen oft schon ausreichen, ist es bei schwierigen Themen oder emotional involvierten Sprecher*innen oft notwendig, noch aktiver zuzuhören (vgl. „stimulierendes Zuhören“ bei Lamnek/Krell 2016:354). Dies kann dann das Wiederholen einzelner Wörter oder Satzteile sein, aber auch so weit gehen, dass man eigene Gedanken teilt, um der Gesprächspartner*in eine Sprech-Pause einzuräumen, aber eigentlich eine diskursive Brücke zum Weitererzählen baut. Kurz gesagt: Zuhören ist keine passive, sondern eine aktive Tätigkeit.

Es empfiehlt sich, durch intensive Beobachtung die üblichen Formen des Zuhörens eines spezifischen Feldes zu studieren und deren Anwendung schon vor den ersten Interviews zu erproben. Die Interviewsituation (örtlich, sozialräumlich, zeitlich) ist dabei von großer Bedeutung.

Spricht man mit jungen männlichen Studenten am Campus einer japanischen Universität, so kann man als *aizuchi* der Kommilitonen oft Wörter wie „yabē“ (cool, arg), „ā sō sō“ (ja, genau) oder andere umgangssprachliche Ausdrücke hören. Im Gegensatz dazu ist bei Telefoninterviews das leise gehauchte „hai“ (im Sinne von: ich habe verstanden / ich höre zu) in schneller Wiederholung eine recht übliche Praxis. Diese beiden ‚japanischen Formen‘ des Zuhörens zu verwechseln ist nicht ratsam, sondern wäre wohl recht gut geeignet, um dem Interview ein jähes Ende zu setzen.

 weiterführende Literatur zum Zuhören

文

Talmage, John B.

2012 „Listening to, and for, the research interview“, Jaber F. Gubrium (Hg.): *The SAGE handbook of interview research: The complexity of the craft*. Thousand Oaks, Calif.: SAGE Publications, 295–305.

Perspektiven, Expert*innen und Ambivalenzen

Eine weitere Form der Kategorisierung wäre nach den Spezifika der Befragten durchzuführen, zum Beispiel anhand ihrer Anzahl oder fachlichen Qualifikation, aber auch in Bezug auf die Repräsentativität bzw. Zufälligkeit der Gruppe. Auf der Achse der ‚Involviertheit‘ der Befragten lässt sich eine Bandbreite von zufällig (auf der Straße) angetroffenen Personen (*random sample*), über Anwohner*innen (schwache Repräsentativität), Personen, die gewissen Kriterien entsprechen (starke Repräsentativität), betroffene und persönlich involvierte Personen (Wissen/Erfahrung über Durchschnittsniveau) bis zu Expert*innen (professionelle Beschäftigung mit einem Thema, überdurchschnittliches Wissen) abdecken. Wichtig hierbei ist – um die richtigen Gesprächspartner*innen zu befragen – vor der Wahl der Interviewform zu ergründen, welche Perspektive man bekommen möchte. Expert*innen müssen nicht Wissenschaftler*innen oder Menschen mit hohem formalem Bildungsabschluss sein, sondern sind Personen, die in einem Spezialbereich über Expert*innenwissen verfügen. Interviewt man zum Beispiel Ingenieur*innen einer Baufirma zu einem Bahnbauprojekt, so sind deren Aussagen zu Konstruktion, Statik und Baumanagement als Expert*innenaussagen zu werten, ihre Aussagen die japanische Jugendkultur in einem bestimmten Stadtviertel an den Bahngleisen betreffend jedoch Aussagen einer ‚Zufallssample-Person‘. Anders formuliert, ein*e Informant*in ist, so wie alle Menschen, immer Expert*in und Lai*in in Personalunion, und nur das Fachgebiet und die konkrete Frage entscheiden, ob es sich nun um eine Aussage in der Rolle als Ersteres oder Letzteres handelt.

Interviews erlauben auch das Befragen mehrerer Personen, was durch gruppendynamische Effekte und der Förderung einer diskursiven Gesprächssituation zur effizienteren Datengewinnung beitragen kann. Einzelinterviews eignen sich ausgezeichnet, um narrative, persönliche und vor allem auch gesellschaftlich stigmatisierte oder tabuisierte Themen zu besprechen und der Einzelperspektive volle Aufmerksamkeit zu schenken. Paar-, Familien- und Peer-Gruppeninterviews sind im Bereich der Milieustudien, den gemeinsamen Alltags- und Lebensraum betreffend, sinnvoll und produktiv. Die Machtkonstellation unter den Befragten, deren soziopsychologischen Abhängigkeitsverhältnisse als auch die soziculturellen Werte und Normen sind in solch einem Setting aber mit besonderer Aufmerksamkeit zu be-

obachten und bei der Auswertung der Interviews miteinzubeziehen. Wird die Zahl der Befragten noch größer und wird deren interne Zusammensetzung von den Forscher*innen bestimmt, so spricht man von Fokusgruppen-Interviews.

— *zadankai* • 座談会 —

用語 *Zadankai* bezeichnet ein Gespräch oder eine Diskussion von Personen, die zu einem bestimmten Thema konversieren. Oft ist diese Form des Wissens-, Gedankens- und Meinungsaustausches, welche verschriftlicht auch in der wissenschaftlichen Literatur auftaucht, eine Mischform aus Expert*inneninterviews und Fokusgruppe. Im besten Fall ergibt sich eine hochwertige Fachdiskussion die für die Leser*innen bzw. Interviewer*innen erhellend ist, im schlechtesten Fall ist es ein Aneinander-Vorbeireden und ein Abdriften in Anekdoten und Marginalien. Während in japanischen Fachzeitschriften und Büchern *zadankai* oft ungekürzt abgedruckt werden und die Interpretation und Analyse den Leser*innen überlassen wird, ist bei universitären Forschungsarbeiten dieser Schritt von den Wissenschaftler*innen zu übernehmen.

Transkription, Codierung und Analyse

Anders als bei der teilnehmenden Beobachtung (→ **Ethnographie und Teilnehmende Beobachtung**), wo zahlreiche Feldnotizen einen wesentlichen Bestandteil der Dokumentation der Forschungsarbeit ausmachen können, dienen aufgenommene Audiodateien als Gedächtnisstützen bei Projekten, die vorwiegend mit qualitativen Interviews arbeiten. Diese Dateien müssen – sofern sie für die Arbeit von Relevanz sind – verschriftlicht, also transkribiert werden. Dieser Prozess dauert um ein Vielfaches länger als das eigentliche Interview und kann durch Fremdsprachen deutlich mehr Aufwand erfordern als geplant. Techniken zur Transkription raten zu unterschiedlichen Vorgehensweisen: So gibt es die Möglichkeit, Dialekt so gut wie möglich zu übernehmen, Seufzer, Lachen, Husten und andere Geräusche zu kommentieren, jede Sekunde einer Pause zu notieren oder Versprecher gnadenlos anzumerken. Der Sozialforscher Uwe Flick hat nicht unrecht, wenn er anmerkt, dass „die Formulierung von Transkriptionsregeln häufig zu einem Fetischismus, der in keinem begründbaren Verhältnis mehr zu Fragestellung und Ertrag der Forschung steht, verleitet“ (Flick 2016:379). Wichtig ist, dass eine einheitliche, möglichst dem Original nahekommende Vor-

gehensweise gewählt wird. Außerdem sollte stets bedacht werden, dass die vorliegenden Transkripte *persönliche Daten* sind, mit denen vertrauensvoll umgegangen werden muss. Ohne die Erlaubnis der Interviewpartner*innen dürfen diese Daten anderen Personen nicht gezeigt werden.

Generell können vier unterschiedliche Zugänge zur Transkription unterschieden werden, wobei die letzten beiden für die heutige Wissenschaftspraxis von Bedeutung sind (Kuckartz 2010:39):

1. Gedächtnisbasierte Auswertung auf der Basis des eigenen Gedächtnisses und der während des Interviews erstellten stichwortartigen Notizen
2. Protokollbasierte Analyse auf Basis eines schriftlichen summierenden Protokolls, das unmittelbar nach dem Interview erstellt wird
3. Bandbasierte Analyse mit einem abgekürzten Transkript, das nur einen Teil des Originaltextes enthält und ansonsten den Inhalt des Bandes paraphrasiert
4. Transkriptbasierte Analyse mit einer vollständigen Transkription, wobei der Genauigkeitsgrad der Transkription variieren kann

Für das Erstellen der Textdatei gibt es spezielle Transkriptionsprogramme, die die Tätigkeit deutlich erleichtern können. Eine leicht zu bedienende Variante stellt die Software *f4* dar, die es erlaubt, in einfachen Schritten die Tonspur während des Tippens zu unterbrechen. Das dabei entstandene Transkript ist zudem gut kompatibel mit *MAXQDA*, einer Software, die Codierungsverfahren unterstützt. Zusätzlich zur Verschriftlichung des Gesprächs ist es empfehlenswert, bereits während des Interviews Notizen anzufertigen bzw. direkt danach die Eindrücke festzuhalten. Kommunikation geschieht nicht nur mit Worten; bestimmte Ausdrücke, die nicht auf dem Tonband zu vernehmen sind – wie beispielsweise charakteristisches Gestikulieren oder ein besonders finsterner Blick – sollten daher nach dem Gespräch unbedingt vermerkt werden, denn sonst fehlt mitunter eine wichtige Facette des Interviews.

Der nächste Schritt ist die Analyse des Materials. Hier gilt es, anzumerken, dass es nicht *die eine* korrekte Herangehensweise gibt, sondern dass sich in der qualitativen Forschung mittlerweile einige

Ansätze etabliert haben, die im Wesentlichen folgende Punkte gemein haben (Roulston 2014:301):

- Datenreduktion
- Datenreorganisation
- Datenrepräsentation

Die Datenreduktion ist insofern notwendig, da bereits bei einem einzigen transkribierten Interview mehrere Seiten Text vorliegen und diese daher in reiner Form nicht präsentiert werden können. Je nach Forschungsfrage und theoretischem Hintergrund muss daher eine Strategie gewählt werden, die das Material sinnvoll zu kürzen vermag. So können einige Passagen, die für das Forschungsinteresse irrelevant sind, gestrichen werden und bei längeren Absätzen zur Orientierung zusammenfassende Paraphrasen gebraucht werden, um Ordnung ins Chaos zu bringen.

Wie objektiv sind meine Daten? _____

注意

Die durch qualitative Interviews erhobenen Aufzeichnungen sind nicht zu verwechseln mit repräsentativen statistisch verwertbaren Daten. Welche Codes an welche Textstellen vergeben werden und wie diese interpretiert werden, ist stark von den Forschenden abhängig. Bereits bei der Durchführung der Gespräche ist ein starker Bias in mehrfacher Hinsicht eher die Regel als die Ausnahme. Was bedeutet es, dass ich als Europäer*in in Japan forsche? Welche Auswirkungen auf die Unterhaltung hat es, dass ich als Mann oder Frau mit meinem Gegenüber spreche? Insbesondere qualitative Erhebungsmethoden sowie die darauffolgende Analyse sind daher zu einem gewissen Grad von Subjektivität beeinflusst.

In einem weiteren Schritt müssen dann die zentralen Informationen und Aussagen aus den Interviews extrahiert werden. Ein mittlerweile gängiges Verfahren stellt das Codieren dar, welches sehr stark durch die Herangehensweise der *grounded theory* geprägt ist: Dazu ist es zunächst einmal wichtig, sich einen Überblick über die Interviews zu verschaffen. So kann man sich händisch Notizen machen, Absätze benennen, Gemeinsamkeiten zwischen den einzelnen Interviews aufzeichnen und unklare Stelle markieren. Dieser Schritt dient nicht dazu, eine detaillierte Analyse durchzuführen, sondern soll die Struktur des Materials zugänglich machen. Erst dann sollte mit dem eigentlichen Codieren begonnen werden. Udo Kuckartz versteht unter einem Code oder einer Kategorie einen „Bezeichner, ein Label, der Textstellen zugeordnet wird“ (Kuckartz 2010:57). Einzelne Worte, gan-

ze Sinneinheiten oder sogar Absätze können so mit einem oder mehreren Schlagworten – Codes – versehen werden, um anzudeuten, dass diese Gemeinsamkeiten aufweisen. Codes helfen, das diverse Material zu sammeln und verständlich zu machen. Welche Bezeichnungen man letztendlich für die Codes verwendet, hängt u. a. stark davon ab, ob man die Codes *deduktiv* (aus der Theorie oder anderen Studien abgeleitet) oder *induktiv* (aus dem Material selbst heraus generiert) gebraucht (Kuckartz 2010:60). Haben sich manche Codes in ähnlichen Studien immer wieder bewährt, so ist es vielversprechend, diese auch bei der eigenen Analyse zu verwenden. Zugleich, um der Vielzahl an Meinungen der Interviewpartner*innen gerecht zu werden, wird es kaum zu vermeiden sein, ‚neue‘ Kategorien aus dem Textmaterial zu benennen. All diese Schritte werden mittlerweile mit der Hilfe von Softwareprogrammen durchgeführt, wobei *atlas.ti* und *MAXQDA* zu den am häufigsten gebrauchten zu zählen sind. Diese Programme haben mitunter auch automatische Codierfunktionen, die zwar interessante Ergebnisse liefern können, niemals aber ein selbständiges Codieren ersetzen können¹.

Analytische Schärfe erhalten neu vergebene Codes, wenn sie mit den bisher vergebenen Codes verglichen werden und durch neue Erkenntnisse erweitert werden. Diese Methode des permanenten Vergleichs wurde von Glaser und Strauss in der *grounded theory* ausgearbeitet und prägt auch heute noch zahlreiche darauf aufbauende Methoden. Aufgrund der Komplexität der Datenlage – besonders bei mehreren Interviews und auch der Kombination mit anderen Datensorten – empfiehlt es sich, den Codiervorgang in zumindest zwei Schritten durchzuführen: Im Transkript werden zunächst ‚offen‘, also noch nicht durch spezielle Fragestellungen eingeschränkt, Codes vergeben. Bei Verfahren, die darauf abzielen, das Material zu verkürzen, können auch ganze Absätze mit Codes versehen werden, während bei Ansätzen, bei denen aus dem Material Theorien generiert werden sollen und die Kategorien daher zumeist induktiv erstellt werden, Zeile für Zeile angesehen wird. Hier gibt es auch Unterschiede bei der Funktion der Codierung: Möchte ich lediglich das Material reduzieren und zusammenfassen oder vergebe ich analytische Codes? Folgendes Beispiel aus einem 2018 durchgeführten Interview soll den Unterschied deutlich machen:

1 Für eine alternative Sichtweise → Grundbegriffe und praktische Zugänge zur Diskursanalyse

 Glück erfragen, Glück codieren

例 Interviewer: Was bedeutet für Sie Glück?

A: Nun, was Glück ist, darüber habe ich noch nicht so viel nachgedacht. Also, wenn die Frage lautet, was das Gegenteil von Glück ist, dann würde ich sagen Unglück.

Interviewer: Ja...

A: Also, was ist nun Unglück? Wenn man irgendwie Unglück verspürt, dann meine ich damit den Gesundheitszustand von einem selbst oder der Familie. Das ist so etwas wie die Basis, auch wenn man sich derer nicht so sehr bewusst ist. Gesund zu sein – das gilt nicht nur für die Region hier, sondern für ganz Japan – heißt *buji*. *Buji*, das „Nichts“ ist also im Glück enthalten, oder? Und das ist für mich die Basis. (Interview durchgeführt 2018 von Polak-Rottmann)

Wäre das einzige Ziel eine Reduktion bzw. Zusammenfassung der Passage, würde es beispielsweise genügen, „Glück als Abwesenheit von Unglück“ anzuführen. Offenes Codieren² hingegen versucht das hinter den Aussagen liegende Konzept analytisch zu erfassen. Hier wurden die unterstrichenen Teile der Reihe nach mit den Codes „kaum über Glück nachdenken“, „Glück über Unglück definieren“, „Gesundheitszustand als Basis für Glück empfinden“ bzw. „unbewusst Glück erfahren“ und „glücklich sein, wenn nichts passiert ist“ versehen. Die hier vorgestellten Codes stellen eine mögliche Variante der Codierung dar, aber mit Sicherheit nicht die einzige. Je nach zugrundeliegender Fragestellung werden auch andere Codes vergeben, aber bei diesen Beispiel-Codes ist ersichtlich, dass es sich einerseits um Verben handelt, und andererseits auch die Wortwahl der interviewten Person berücksichtigt wurde. Kathy Charmaz, eine der prominentesten Forscher*innen in diesem Bereich, empfiehlt immer in der Form von Handlungen zu codieren, da so am besten vermieden werden kann, lediglich zusammenfassende Aussagen zu treffen (Charmaz 2014:116). Durch diese Codes können sich Fragen ergeben, die man sich unbedingt sofort notieren sollte, da sie den folgenden Codierungsprozess beeinflussen werden. Beispielsweise wäre es in diesem Fall interessant, zu fragen, was denn auf dieser „Basis“ des Glücks aufgebaut werden kann.

In einem zweiten Schritt können die so vergebenen Codes dann miteinander in Bezug gesetzt werden und etwaige Schlüsselkategorien

² Der Begriff wird vor allem in der *grounded theory* bspw. nach Strauss verwendet (Strauss 1994), wobei aber *initial coding* von Kathy Charmaz in den wesentlichen Punkten auch damit übereinstimmt (Charmaz 2014).

en identifiziert werden³. Diese sind mit den meisten Codes verbunden und weisen auf besonders zentrale Elemente in den Daten hin. Relevante Passagen des Materials werden nun sukzessive mit diesen Kategorien verbunden, wodurch sich nach und nach zunächst noch unklare Zusammenhänge verdeutlichen.

Diese Codes müssen in einem letzten Schritt interpretiert werden. Während die im vorigen Absatz skizzierte Herangehensweise der *grounded theory* daran arbeiten würde, aus den Schlüsselkategorien eine Theorie zu entwickeln, macht es sich beispielsweise die Analysetechnik der *qualitativen Inhaltsanalyse* zum Ziel, durch eine *zusammenfassende*, eine *erweiternde* (Explikation) – wo zusätzliches Material zur Erläuterung herangezogen wird – oder eine *strukturierende* Ebene – wo bestimmte Aspekte extrahiert werden – das Material zu analysieren (Mayring 2015:67). Je nach Fragestellung kann es sinnvoll sein, Häufigkeiten bestimmter Codes zu benennen oder im Detail auf deren Kontext einzugehen. Jedenfalls sollte die Arbeit, die in die Erstellung und Vergabe der Codes gesteckt wurde, nicht ohne Ergebnis bleiben: Eine genaue Beschreibung der Codes ist daher unerlässlich. Wenn dieser Schritt die Muskeln darstellt, so ist die Interpretation der Ergebnisse vor dem Hintergrund der theoretischen Erläuterung das Blut, das durch die Adern fließt, um den Körper in Bewegung zu bringen.

Keine Analyse ist abgeschlossen, wenn sie nicht mit der Fragestellung und den damit verbundenen theoretischen Implikationen verbunden wird. Wovon bin ich eingangs ausgegangen? Wie lassen sich meine Ergebnisse in den Forschungsstand einordnen? Was hat meine Forschung Neues gezeigt? Eine Zusammenfassung der Ergebnisse allein macht noch kein Gesamtbild aus. Einen hilfreichen Ansatz diesbezüglich bietet die als Kritik bzw. Weiterentwicklung der *grounded theory* entstandene *Abductive analysis* von Tavory und Timmermans (2014). Sie ist ein Versuch, Theoriebildung und Theorietestung in einen Kreislauf zu bringen und somit die (induktiven) Momente des Entdeckens und die (deduktiven) Momente der Reflektion und des Abgleichens durch Kreativität und die alltägliche menschliche Praxis der Bedeutungskonstruktion („constructing meaning“, ebenda.:22) zu verbinden. Die Autoren wenden dazu die Semiotik von Charles S. Peirces an, um zu zeigen, dass die Auswertung qualitativer Forschung (z. B.

³ Für die detaillierte Vorgehensweise vgl. Charmaz 2014 oder Corbin/Strauss 2015.

Interviews) sowohl Unvoreingenommenheit und Offenheit benötigt, aber ebenso sehr von einem ausgedehnten und diversen Vorwissen (Theoriewissen) profitiert (ebenda:131–132). Diesem Ansatz folgend gibt es keine Hierarchie zwischen induktiven und deduktiven Verfahren, sondern die Notwendigkeit der Balance und Wiederholung (Iteration), um qualitative Daten sinnvoll analysieren zu können.

Basisliteratur zu Coding und Inhaltsanalyse



Charmaz, Kathy

2014 *Constructing Grounded Theory*. Los Angeles [u. a.]: SAGE.

Flick, Uwe

2016 *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*, 7. Auflage. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch [¹1995].

Gläser, Jochen und Grit Laudel

2010 *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse: Als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen*. Wiesbaden: VS.

Mayring, Philipp

2015 *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*, 12. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz [¹1982].

Fazit

Es gibt definitiv kein ‚japanologisches Interview‘ als Methode, aber qualitative Interviews sind ein fester Bestandteil der sozialwissenschaftlichen japanologischen Forschung. Darüber hinaus gibt es linguistische und soziokulturelle Aspekte zu beachten und Praktiken zu beherrschen, um ein Interview in Japan in japanischer Sprache und sozial akzeptierter Weise führen zu können. Wie immer in der sozialwissenschaftlichen Forschung ist professionelles Auftreten und Handeln geboten, aber als Mensch unter Menschen ist Perfektion eine nicht zu erreichende Größe. Umso wichtiger ist es, den Interviewpartner*innen immer mit Respekt zu begegnen und deren Gesprächsbereitschaft als ein großzügiges Entgegenkommen wertzuschätzen. Zugleich gilt es auch, stets im Hinterkopf zu behalten, dass ein Interview durchzuführen bedeutet, eine wissenschaftlich anerkannte Methode zu verwenden. In diesem Beitrag wurde deutlich, dass es trotz der für den qualitativen Forschungsprozess essentiellen Offenheit wichtige Überlegungen und Regeln gibt, die beachtet werden müssen. Um das erhobene Datenmaterial auch sinnvoll und nachvollziehbar verwenden zu können, müssen sich Forscher*innen, die mit qualitativen Interviews

arbeiten, stets damit auseinandersetzen, auf welchen theoretischen Überlegungen sie ihre Methodenauswahl aufbauen, welche Fragen sie an Interviewpartner*innen stellen, welches Sample sich dafür eignet, welche Analyseverfahren für die Forschungsfrage herangezogen werden soll und welche ethischen Komplikationen mit der eigenen Forschung einhergehen. Kurz gesagt: Auch Offenheit und Spontaneität sollten bewusst als Aspekte der Forschung bedacht werden.

Einführende Werke zu Interviews als Methode

- 文 Dittmar, Norbert
 2002 *Transkription: Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Gubrium, Jaber F., James A. Holstein, Amir B. Marvasti und Karyn D. McKinney (Hg.)
 2012 *The SAGE handbook of interview research: The complexity of the craft*. Thousand Oaks: SAGE.
- Helfferich, Cornelia
 2005 *Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lamnek, Siegfried und Claudia Krell
 2016 „Qualitatives Interview“, *Qualitative Sozialforschung: Mit Online-Material*. Weinheim und Basel: Beltz, 313-383.
- Misoch, Sabina
 2015 *Qualitative Interviews*. Berlin: de Gruyter Oldenbourg.

Bibliographie

- Brinkmann, Svend und Steinar Kvale
 2018 *Doing interviews*. Los Angeles [u. a.]: SAGE.
- Cleary, Michelle, Jan Horsfall und Mark Hayter
 2014 „Data collection and sampling in qualitative research: Does size matter?“, *Journal of Advanced Nursing* 70/3, 473–475.
- Corbin, Juliet und Anselm Strauss
 2015 *Basics of qualitative research: Techniques and procedures for developing grounded theory*. Los Angeles [u. a.]: SAGE.
- Charmaz, Kathy
 2014 *Constructing grounded theory*. Los Angeles [u. a.]: SAGE.
- Edworthy, Judy Reed, Elizabeth J. Hellier und J. Rivers
 2003 „The use of male or female voices in warnings systems: A question of acoustics“, *Noise & Health* 6/21, 39–50.
- Flick, Uwe
 2016 *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*, 7. Auflage. Hamburg: Rowohlt [1995].

- Froschauer, Ulrike und Manfred Lueger
2003 *Das qualitative Interview*. Wien: Facultas.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss
2010 *Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung*. Übers. v. Axel T. Paul und Stefan Kaufmann. Göttingen: Hans Huber.
- Gläser, Jochen und Grit Laudel
2010 *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse: Als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen*. Wiesbaden: VS.
- Hermanns, Harry
2017 „Interviewen als Tätigkeit“, Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*, 12. Auflage. Hamburg: Rowohlt, 360–368 [12000].
- Holdgrün, Phoebe und Barbara Holthus
2016 „Babysteps toward advocacy: Mothers against radiation“, Mark R. Mullins und Kōichi Nakano (Hg.): *Disasters and social crisis in contemporary Japan: Political, religious, and sociocultural responses*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 238–266.
- Hopf, Christel
2017 „Qualitative Interviews: Ein Überblick“, Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*, 12. Auflage. Hamburg: Rowohlt, 349–360 [12000].
- Kleining, Gerhard
1994 *Qualitativ-heuristische Sozialforschung: Schriften zur Theorie und Praxis*. Hamburg: Rolf Fechner.
- van Koolwijk, Jürgen und Maria Wieken-Mayser (Hg.)
1974 *Techniken der empirischen Sozialforschung Bd. 4: Erhebungsmethoden: Die Befragung*. München und Wien: Oldenbourg.
- Kottmann, Nora
2016 *Heirat in Japan: Romantische und solidarische Beziehungswelten im Wandel*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kuckartz, Udo
2010 *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. Wiesbaden: VS.
- Lamnek, Siegfried und Claudia Krell
2016 *Qualitative Sozialforschung: Mit Online-Material*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Marshall, Martin N.
1996 „Sampling for qualitative research“, *Family Practice* 13/6, 522–526.
DOI: <http://dx.doi.org/10.1093/fampra/13.6.522>.
- Mayring, Philipp
2015 *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*, 12. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz [1982].
- Merton, Robert K. und Patricia Kendall
1956 *The focussed interview*. Glencoe: Free Press.
- Morse, Janice M.
2012 „The implications of interview type and structure in mixed-method designs“, Jaber F. Gubrium, James A. Holstein, Amir B. Marvasti und Karyn D. McKinney (Hg.): *The SAGE handbook of interview research: The complexity of the craft*. Thousand Oaks: SAGE, 193–204.
- Rosenthal, Gabriele
2002 „Biographische Forschung“, Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt (Hg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern: Huber, 133–147.

- Roulston, Kathryn
2014 „Analysing interviews“, Uwe Flick (Hg.): *The SAGE handbook of qualitative data analysis*. Thousand Oaks: SAGE, 297–312.
- Talmage, John B.
2012 „Listening to, and for, the research interview“, Jaber F. Gubrium, James A. Holstein, Amir B. Marvasti und Karyn D. McKinney (Hg.): *The SAGE handbook of interview research: The complexity of the craft*. Thousand Oaks: SAGE, 193–204.
- Tavory, Iddo und Stefan Timmermans
2014 *Abductive analysis: Theorizing qualitative research*. Chicago [u. a.]: Univ. of Chicago Press.
- Schütze, Fritz
1977 *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen (MS)*. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien.
- Steger, Brigitte
2004 *(Keine) Zeit zum Schlafen?: Kulturhistorische und sozialanthropologische Erkundungen japanischer Schlafgewohnheiten*. Münster: Lit-Verl.
- Strauss, Anselm L.
1994 *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Wilhelm Fink.
- Wadoku
2019 „あいづち aizuchi“, www.wadoku.de - *Japanisch-Deutsches Wörterbuch*. URL: <https://www.wadoku.de/entry/view/1837025> (16.11.2019).
- Witzel, Andreas
2000 „Das problemzentrierte Interview“, *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 1/1. DOI: <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-1.1.1132>.

ISABELLE PROCHASKA-MEYER

Tee und Kartoffeln bei *obāchan* Werkstattbericht II

Interviews mit Senior*innen im ländlichen Japan¹

In einem Forschungsprojekt zum Thema „Überalterte Gemeinden und aktives Altern – eine Fallstudie aus den japanischen Alpen“² habe ich mit meiner Teamkollegin Pia Kieninger in drei ländlichen Gemeinden in Nagano und Yamanashi Feldforschung durchgeführt. Ziel des Projektes war zu untersuchen, wie Gemeinden, die mit Abwanderung konfrontiert sind, mit dem demographischen Wandel umgehen und inwiefern die Aktivität der älteren Bevölkerung gefördert wird. Auf Gemeindeebene lag der Fokus beispielsweise auf der zur Verfügung gestellten Infrastruktur (Mobilität, Nahversorgung, Dienstleistungen, medizinische Versorgung und soziale Netzwerke). Hier wurden Interviews mit Vertreter*innen aus der Verwaltung und dem Wohlfahrts- und Gesundheitssektor geführt. Auf individueller Ebene wurde anhand von narrativen Interviews mit Dorfbewohner*innen über 65 der Fragestellung nachgegangen, wie die Betroffenen ihren Alltag gestalten und inwiefern ein Zusammenhang zwischen landwirtschaftlicher Tätigkeit und aktivem Altern besteht.

Im Folgenden wird auf zwei methodologische Aspekte eingegangen: das Kennenlernen von Informant*innen (mit konkreten Beispielen aus der Feldforschung) und etwaige besondere Umstände bei Interviews mit älteren Personen.

- └─ Wie lernt man Interview-Partner*innen kennen? ───────────────────
- 手 a. Teilnehmende Beobachtung im Alltagsleben
法 b. Vorstellung durch eine Vertrauensperson
└─ c. Mundpropaganda und informelle Vernetzung
d. Schneeballprinzip (Weiterempfehlung)

¹ Hier handelt es sich um Erfahrungen, die ich während eines Forschungsprojektes in ländlichen Gemeinden gemacht habe. Gemeinsam mit meiner Teamkollegin Pia Kieninger haben wir Teile der Studie im Dokumentarfilm *65+: Being old in rural Japan* (2014) zusammengefasst.

² Jubiläumsfondsprojekt der Österreichischen Nationalbank, durchgeführt am Institut für Ostasienwissenschaften/Japanologie der Universität Wien (Projektzeitraum 2013–2014, Projektleiter: Sepp Linhart, Projektmitarbeiterinnen: Pia Regina Kieninger, Isabelle Prochaska-Meyer)

- a. Teilnehmende Beobachtung bei wichtigen Aktivitäten der Informant*innen, oder an Orten, die im Alltagsleben der potentiellen Informant*innen frequentiert werden.

Im Falle der Senior*innen waren es beispielweise Ereignisse wie *gateball*-Trainings und spezielle Kurse für Senior*innen oder andere wichtige Orte wie das Wartezimmer in der Arztpraxis, ein öffentliches Bad – oder einfach bei Spaziergängen durch das Dorf.

- b. Vorstellung durch eine Vertrauensperson oder eine Person in einer Leitungsposition.

Unsere erste Kontaktaufnahme mit den Untersuchungsgegenden war ein Brief an die jeweiligen Bürgermeister, in dem wir das Projekt und unseren Plan vorstellten, in der betreffenden Gemeinde die Forschung durchzuführen. Die Gemeinden informierten jeweils ihre Bevölkerung auf unterschiedliche Weise: In einer Gemeinde wurden wir in einem kurzen Artikel in der Gemeindezeitung porträtiert, in einer anderen Gemeinde wurden unser Forschungsaufenthalt und das Projektvorhaben über die Dorflautsprecher angekündigt, und in der dritten Gemeinde wurden wir gebeten, eine kurze Selbstvorstellung zu machen, die mit Kamera aufgenommen und im Gemeindefernsehen ausgestrahlt wurde. Es empfiehlt sich daher, ein kurzes Profil zur eigenen Person (inkl. Foto) und zum Forschungsvorhaben so kompakt wie möglich zu formulieren und diese Datei an die Schlüsselperson zu übermitteln, bzw. parat zu haben.

- c. In möglichst vielen Situationen mit unterschiedlichen Personen die eigene Forschung ansprechen und damit auch gleichzeitig signalisieren, dass man über ausreichend japanische Sprachkompetenz verfügt.

Vor allem bei älteren Informant*innen mag eine Zurückhaltung verbunden sein mit der Angst, dass sie sich nicht mit *gaijin* auf Englisch unterhalten können. Oft kam die Reaktion „Nihongo ga dekiran da, hotto shita! [Ihr könnt Japanisch, da bin ich aber beruhigt!]“, als klar wurde, dass es keine sprachlichen Barrieren gab. In Japan ergibt sich oft die Gelegenheit, bei Zusammentreffen eine Selbstvorstellung (*jiko shōkai*) vor der versammelten Gruppe zu machen, wie beispielsweise beim Gemeindefest oder bei einem gemeinschaftlichen Umtrunk nach einer Veranstaltung.

Hierbei ist es ratsam, sich schon einen kurzen Text vorzubereiten (Name, persönlicher Hintergrund, Forschungsvorhaben und Motivation, Erwartungen und Wünsche). Auch kann es für potentielle Informant*innen die Bereitschaft für ein Interview erhöhen, wenn man explizit anspricht, inwiefern die Erkenntnisse aus der Forschung beitragen können zu einem besseren Verständnis eines bestimmten Problems oder als Modell für ein ähnliches Problem in Österreich/Europa.

- d. Durch das Schneeballprinzip die Interviewten bitten, eine nächste potentielle, geeignete Person vorzustellen.

└─ Worauf man bei Interviews mit Senior*innen achten sollte ───┘

- ポ a. Länge des Interviews
- イ b. Empathie beim Zuhören
- ン c. Sensibler Umgang mit Begrifflichkeiten
- ト d. Reziprozität
- ┆ e. Protokoll führen

- a. Länge des Interviews

Grundsätzlich ist jedes Interview mit Personen jeglichen Alters so kompakt wie notwendig zu halten, um keine unnötige Zeit in Anspruch zu nehmen. Besonders bei Älteren können allzu lange Gespräche die Betreffenden physisch oder/und emotional überfordern. Ein Richtwert von maximal einer Stunde scheint mir angemessen. Als Alternative kann man ein Interview auf mehrere Termine aufteilen. Somit intensiviert sich auch möglicherweise das Vertrauensverhältnis zwischen Forscher*in und Informant*innen.

- b. Empathie beim Zuhören

Informant*innen wollen vielleicht Aspekte aus ihrem Leben erzählen, die sie persönlich für sehr wichtig erachten, aber die vom eigentlichen Thema abschweifen. Wenn möglich, sollten die Forscher*innen wieder den Fokus auf das Forschungsthema richten, ohne unhöflich zu sein. Beispielsweise erzählte eine Informantin die detaillierte Krankheits- und Sterbensgeschichte ihres Ehemannes. Dieses Thema stand nicht direkt mit dem Forschungsthema im Zusammenhang, aber es ist wichtig, Raum zu geben und Anteilnahme zu zeigen.

c. Sensibler Umgang mit Begrifflichkeiten

Für Senior*innen gibt es verschiedene Termini: *kōreisha* (in der Statistik oft gebrauchter Begriff für „Ältere“, wörtlich „Personen hohen Alters“), *shīniā* (aus dem Englischen „senior“), *nenpai no kata* (ältere Personen), *otoshiyori no kata* (betagte Personen), *65sai ijō no kata* (Personen über 65), *ojisan* („Opa“, bzw. umgangssprachlich für „älterer Herr“), *obāsan* („Oma“, bzw. umgangssprachlich für „ältere Dame“). Je nachdem, mit wem man in welchem Kontext spricht, sollte man die Begrifflichkeiten dem Gegenüber anpassen: Im Gemeindeamt mit Verwaltungspersonen beispielsweise erscheint der Terminus *kōreisha* angemessen, wohingegen bei einer *gateball*-Veranstaltung vor einer Senior*innen-Gruppe eher die weniger harte Bezeichnung *shīniā no kata* passender wäre.

Synonyme für Senioren

用	<i>kōreisha</i>	高齢者	Person(en) hohen Alters
語	<i>shīniā / shinia</i>	シーニアー / シニア	Senior(en)
	<i>nenpai no kata</i>	年配の方	ältere Personen
	<i>otoshiyori no kata</i>	お年寄りの方	betagte Personen
	<i>65sai ijō no kata</i>	65歳以上の方	Personen über 65
	<i>ojisan</i>	おじいさん	„Opa“ ugs. „älterer Herr“
	<i>obāsan</i>	おばあさん	„Oma“ ugs. „ältere Dame“

d. Reziprozität

Für jede Interviewsituation (egal, welcher Altersgruppe) ist es wichtig, Dankbarkeit zu zeigen für die Zeit und Offenheit, die die Informant*innen einem geschenkt haben. Kleine Geschenke sind dabei eine nette Geste, diese Dankbarkeit auszudrücken. Ich habe gute Erfahrungen gemacht mit kleinen nützlichen Gegenständen für den Alltag (bspw. Tragetaschen und Folder mit Wien-Motiven oder Süßigkeiten). Während des Feldforschungsaufenthaltes in den ländlichen Gemeinden hatten wir auch die Gelegenheit, bei der landwirtschaftlichen Arbeit mitzuhelfen oder für eine Informantin in ihrer Küche ein europäisches Gericht zu kochen. Neben der Möglichkeit, bei diesen Aktivitäten informelle Gespräche zu führen, waren diese Situationen auch Gesten der Reziprozität.

e. Protokoll führen

Oft erfährt man interessante Informationen, wenn das Aufnahmegerät bereits ausgeschaltet und das offizielle Interview beendet ist. Bei Treffen mit älteren Frauen, meist bei ihnen zu Hause, wurden wir nach dem Interview oft mit Speisen aus selbst angebautem Gemüse und Tee bewirtet. Dabei kam es zu informellen Gesprächen, die zu interessanten Zusatzinformationen verhalfen. Es ist daher wichtig, immer Protokoll zu führen und Notizen zu machen. Auch während des Interviews selbst ist es essentiell, Protokoll führen – es kann sein, dass man später feststellt, dass das Aufnahmegerät defekt oder die Tonqualität schlecht war.

(Gute) Interviewführung setzt eine kommunikative, soziale Kompetenz, sowie Empathie (und womöglich auch einen eher extrovertierten Charakter) voraus. Ich verstehe es als besonderes Privileg, Einblick in unterschiedliche Lebens-, Denk- und Erfahrungsweisen zu erhalten. Gewiss sind Interviews nur Rekonstruktionen von Ereignissen und Erlebnissen, erzählt aus einer selektiven, individuellen Perspektive. Der Prozess des „Erfahrens“ (im Übrigen hat das Verb eine ursprüngliche, nicht mehr gebrauchte Bedeutung des „Reisens“) von unterschiedlichen Sichtweisen regte mich jedoch auch zur Eigenreflexion an, bezogen auf den eigenen Kulturkreis („Wie leben Senior*innen in ländlichen, mit Abwanderung konfrontierten Gemeinden in Österreich?“) oder auf die eigene Biographie („Wie möchte ich altern?“). Das Mitteilen und Teilhaben am Leben anderer erweitert somit die eigene Welt-sicht und Denkweise.

Bibliographie

- Kieninger, Pia Regina und Isabelle Prochaska-Meyer (Regie)
2014 *65+: Being old in rural Japan*. 35 Min.
<https://www.youtube.com/watch?v=GDyPwiVObzg> (20.07.2020)

Diskurse und Archive

BRIGITTE PICKL-KOLACZIA

Geschichte(n) aus erster Hand **Historische Forschung in japanischen Archiven**

Einleitung

In der historischen Forschung stehen uns zwar gewisse Methoden wie z. B. Interview und teilnehmende Beobachtung nicht zur Verfügung, dies muss jedoch keine Einschränkung darstellen. Historisches Material kann durchaus eine mit Interviewpartner*innen vergleichbare Tiefe und Vielfältigkeit aufweisen, steht uns doch eine variantenreiche Menge von Quellen, welche nach Paul Kirn als „alle Texte, Gegenstände oder Tatsachen, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann“ (Kirn 2015:29) definiert werden, zur Verfügung. Diese sind die Basis für grundlegende historische Forschung zur Schließung von Forschungslücken (vgl. beispielsweise Hardacre 2002).

Man unterscheidet in der historischen Forschung unter einer Reihe von Quellengruppen (siehe Tabelle 1). Dieses Kapitel widmet sich der Auffindung und Bearbeitung schriftlicher Überreste in der historischen Japanforschung. Diese beinhalten eine große Bandbreite, die von Tagebüchern über Gesetzestexte und Verträge bis hin zu Registern reicht. Man versteht unter ihnen Quellen, die nicht zum Zweck der Überlieferung historischer Kenntnisse angefertigt wurden (Brandt 2012:50). Und da sind wir auch schon beim ersten Problem: Quellen, die nie dazu gedacht waren, für die Nachwelt erhalten zu bleiben, wurden auch nicht so behandelt. Das heißt, sie wurden nicht immer mit der für Historiker*innen so wünschenswerten Kontinuität systematisiert und aufbewahrt. Diese Problematik ist gerade im Fall von japanischen Archiven besonders eklatant (siehe auch Abschnitt „Vorgehensweise“).

Auch wenn die Absicht der Verfasser*innen dieser Überreste nicht die Vermittlung von historischen Kenntnissen war, so kann man nicht sagen, dass diese dabei gar keine Absicht verfolgten: So kann der Befehl, einen Tempel aufgrund moralischer Verfehlungen seines Priesters zerstören zu lassen, vordergründig die moralischen Werte des

Buddhismus verteidigen, gleichzeitig aber den Zweck verfolgen, eine Konsolidierung religiöser Institutionen nach eigenen Wünschen voranzutreiben. Die Absicht bezieht sich anders als bei Chroniken und Biographien jedoch nicht auf die Nachwelt, sondern auf ein gegenwärtiges oder zeitnahes Ziel (Brandt 2012:57). Die Falle, die uns hier gestellt wird, ist, dass Überreste niemals ein Gesamtbild liefern können. Dass etwas durch eine unwillkürliche Quelle nicht belegt ist, lässt nicht automatisch den Schluss zu, dass dieser nichtbelegte Teil nicht existiert hat. Darüber hinaus liefern Überreste selten Informationen über die Umstände ihrer Entstehung (Brandt 2012:58–60).

Tab. 1: Quellengruppen nach Brandt (Brandt 2012:58–61)

Quellengruppen	Untergruppe	Beschreibung
Überreste: Quellenmaterial, das ohne die Absicht, historische Kenntnis zu übermitteln, bestehen geblieben ist	Sachüberreste	Körperliche Überreste; Bauwerke; Geräte; Erzeugnisse von Kunst, Gewerbe; etc.
	Abstrakte Überreste	Fortlebende oder überlieferte Institutionen; Rechts- und Verfassungszustände aller Art; Gebräuche; Sprache; etc.
	Schriftliche Überreste	Schriftgut, das aus geschäftlichen oder privaten Bedürfnissen der jeweiligen Gegenwart entstanden ist
Tradition: Quellen, die absichtlich zum Zweck der Übermittlung historischen Wissens geschaffen wurden	Mündliche Überlieferung	Sagen; Lieder; Erzählungen
	Literarische Quellen	Annalen; Chroniken; (Auto-)Biographien; Memoiren; zeitgenössische Geschichtserzählungen; (Erzeugnisse der Publizistik)

Archive und Bibliotheken

Historiker*innen finden ihre Quellen vorwiegend in Archiven und Bibliotheken. Der Begriff Archiv kann im engeren Sinn folgendermaßen definiert werden: Archive „überliefern Unterlagen, die aus dem Handeln von Regierungen, Behörden, Gerichten, Kirchen, Unternehmen, Vereinen oder sonstigen juristischen oder natürlichen Personen herühren“ (Bischoff 2018, B.1-1). Von einem Archiv „wird die Gesamtheit der beim A[rchiv]-Träger entstandenen Unterlagen erfasst, dort auch bewertet [...], in Auswahl übernommen, erschlossen [...], konservatorisch und restauratorisch behandelt [...], Nutzern zugänglich gemacht und ausgewertet“ (Walberg 2011:26).

Die meisten Archive bewahren Dokumente einer bestimmten Herkunft auf. So sind beispielsweise die Präfekturarchive Japans dement-

sprechend für Überlieferungen ihres Einzugsgebietes zuständig. Jedoch kann man sich nicht darauf verlassen, dass deren Bestand alle Dokumente einer Präfektur beinhaltet. Oft werden Unterlagen, so sie erhalten sind, auch in privaten Archiven aufbewahrt (siehe auch Abschnitt „Archive in Japan“).

Wie findet man also das richtige Archiv? Die kurze Antwort lautet: mit viel Geduld. Es gibt verschiedene Zugänge, die man durchgehen muss, bis man – hoffentlich – an die richtigen Archive gelangt. Burkhardt (2014) hat einen übersichtlichen Leitfaden für die Recherche zusammengestellt. Dieser verwendet zwar Beispiele aus dem deutschsprachigen Raum, lässt sich aber durchaus auch auf Japan umlegen. Primär gilt es festzustellen, in welche Zuständigkeit der Untersuchungsgegenstand fällt. Dabei muss man zwischen der räumlichen, der administrativen und der sachlichen Zugehörigkeit unterscheiden. So kommen die bereits genannten Präfekturarchive für die räumliche, diverse Ministerien und andere Regierungs- und Verwaltungsstellen für die administrative, und beispielsweise Schreine und Tempel für die sachliche Zugehörigkeit in Frage, wobei es hier durchaus Überschneidungen geben kann.

Die meisten Archive sind bei der Recherche recht entgegenkommend und unterstützen gerne bei der Suche nach brauchbaren Quellen. Jedoch muss die Beforschung der Materialien immer selbst durchgeführt werden, die Fragestellung wird also nicht von den Archivmitarbeiter*innen beantwortet – das ist natürlich Aufgabe der Forschenden. Die Dienstleistung der Archive für die Benutzer*innen liegt in der Beratung, Hinweisen auf nützliche Bestände oder auch auf Forschungsliteratur, sollte das Thema im Fachbereich der Mitarbeiter*innen liegen, und im Bereitstellen der Findmittel (z. B. Kataloge).

Archive in Japan

Die Dokumente, die heute noch in Japan erhalten sind, weisen eine hohe Vielfalt auf. Beamte auf allen Ebenen, vom *gumigashira* 組頭 bis zum *rōjū* 老中, führten Aufzeichnungen zu offiziellen wie privaten Begebenheiten in Tagebüchern. Es sind Steuerdaten, Bevölkerungsregister, Landregister und -karten, Kreditverträge, Protokolle von Verhandlungen, Beschreibungen von Schreinfesten etc. erhalten. Diese Bandbreite spiegelt die Vielfalt der möglichen Forschungsgebiete wider. Konkrete Beispiele für Dokumente werden bei Hall (1957) ange-

führt. Schriftgut, das von der Bürokratie der Lehen produziert wurde, lässt sich laut ihm in zwei grobe Klassen teilen: Personalunterlagen und Aufzeichnungen zur Amtsführung (Hall 1957:194). Der Artikel bietet eine detaillierte Auflistung verschiedener Dokumententypen aus der Edo-Zeit. Es ist jedoch zu beachten, dass nicht für jede Region die gleichen Dokumente vorhanden bzw. erhalten oder zugänglich sind.

Die erste Anlaufstelle bei der Recherche in Japan ist mit Sicherheit die National Diet Library (NDL). Die NDL hat eine digitale Sammlung, auf die teilweise auch aus dem Ausland zugegriffen werden kann, teilweise nur über Partnerbibliotheken in Japan oder in der NDL selbst. Dokumente, die online abgerufen werden können, stehen auch zum Download als PDF zur Verfügung. Darüber hinaus hat die NDL auch einen Bestand an alten Unterlagen, die (noch) nicht digitalisiert sind und nur vor Ort eingesehen werden können. Ob Kopien angefertigt werden können, hängt vom Zustand des Materials ab. Beim nächsten Japanbesuch sollte jedenfalls ein Besuch der NDL eingeplant werden, um sich einen Bibliotheksausweis ausstellen zu lassen. Dieser erlaubt es nicht nur, die Bibliotheken in Tōkyō und Ōsaka zu verwenden, sondern ermöglicht auch die Nutzung diverser Services von Österreich aus, wie beispielsweise das Remote Copy Service, aber auch ganz simple Dinge, wie das Anlegen einer Merkliste ähnlich wie in *u:search*.

NDL: erste digitale Anlaufstelle bei Recherchen in Japan



National Diet Library (<https://www.ndl.go.jp/>)

National Diet Library Digital Collections (<http://dl.ndl.go.jp/>)

So wichtig und gut sortiert die NDL auch ist, die Wahrscheinlichkeit, dass man dort jene Primärquellen findet, die man für die eigene Forschung braucht, ist leider gering. Wertvolle Hinweise lassen sich oft in der einschlägigen Sekundärliteratur finden. Diese Quelle ist jedoch meist auch recht bald erschöpft und man muss sich selbst auf die Suche nach den entsprechenden Archiven machen. Hier bietet sich zunächst der regionale Zugang an. Dazu ist es nicht gleich notwendig, ein Ticket nach Japan zu buchen. Tatsächlich lässt sich schon einiges online herausfinden. Einen guten Überblick über digitale Ressourcen für historische Forschung zu Japan bieten Weber und Krickel (2018). Nicht erwähnt werden darin die Präfekturarchive oder Archive diverser Universitäten, die oft zumindest einen Katalog zur Verfügung stel-

len, der auch online zugänglich ist. Als Beispiele seien das Archiv der Präfektur Ibaraki oder das Ikeda Familienarchiv an der Universität Okayama genannt. Die Dokumente selbst sind jedoch meist nicht online verfügbar und müssen vor Ort eingesehen und kopiert bzw. abfotografiert werden.

└─ Beispiele für Präfekturarchive oder Archive an Universitäten ─┘

- 例
- Präfektur Ibaraki (<http://www2.rekishikan.museum.ibk.ed.jp/menu.php>)
 - Ikeda Familienarchiv an der Universität Okayama (<http://ousar.lib.okayama-u.ac.jp/ikedake/micro/en>)

Eines der größten Probleme mit japanischen Archiven ist, dass sie häufig kaum bis keine Kontinuität aufweisen. Dies liegt einerseits daran, dass die japanische Regierung, anders als in vielen europäischen Ländern, bis zum Ende der Frühmoderne keinen entsprechenden administrativen Apparat hatte, der sich um Dokumentation und Aufbewahrung kümmerte (Cullen 2013:39). Selbst wenn entsprechende Dokumente gesammelt und in Archiven aufbewahrt wurden, fielen sie oft Bränden und Naturkatastrophen zum Opfer. Diese Verluste konnten zumindest teilweise durch vorhandene Kopien ausgeglichen werden. Kopien bergen jedoch die Gefahr von Transkriptionsfehlern, sind also durchaus auch mit Vorsicht zu betrachten. Es gibt jedoch auch Beispiele für eine ununterbrochene Dokumentation über Jahrhunderte hinweg. Ein solches ist das *Nagasaki hanka-chō* 長崎犯科帳, das Strafregister von Nagasaki, welches eine durchgehende Archivierung von 1666–1868 aufweist (Cullen 2013:36–37; 41).

Dokumente, die die Politik auf *han*-Ebene und darunter betrafen, wurden von den jeweiligen Nachfahr*innen der *daimyō*, *bugyō* 奉行 (Magistrate), *shōya* 庄屋 (Dorfvorsteher) etc. aufbewahrt. Während einige dieser Sammlungen den Weg in die Archive von Universitäten und Museen fanden, werden andere heute noch von den entsprechenden Familien verwaltet. Tempel- und Schreinarchive bieten manchmal mehr Kontinuität, da der Wunsch, die eigene Geschichte zu bewahren, stärker war. Hier gilt es jedoch zu bedenken, dass Schrein- und Tempelhistorien oft geschönt bzw. teilweise erfunden sind, um der Institution eine höhere Stellung zu gewähren (Maeda 2002:341–42).

Gerade bei Archiven, die in privater Hand sind, sind die Dokumente oft schwer zugänglich. Das beginnt damit, dass es keine Kataloge

gibt, auf die man von außerhalb Japans zugreifen könnte. Hier muss man sich auf Sekundärliteratur, Kontakte und glückliche Fügungen verlassen, um zu erfahren, dass ein bestimmtes Dokument existiert und wo es zu finden ist.

Vorgehensweise

Eine mögliche Vorgangsweise für historische Forschung mithilfe von Archiven soll nun am Beispiel meines eigenen Projekts beschrieben werden. Der Untersuchungsgegenstand sind religionspolitische Maßnahmen im Mito-*han* in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Recherche

Der Ausgangspunkt für jede Forschung ist die Durchforstung der bestehenden Sekundärliteratur und eine Betrachtung des Forschungsstandes. Hier lässt sich herausfinden, welche Arten von Primärmaterial es überhaupt gibt, welche davon bereits bearbeitet wurden und wo diese Dokumente aufbewahrt werden. Im konkreten Fall konnten über die Chronik der Stadt Mito (vgl. Itō 1968) zunächst Tempel- und Schreinregister für das gesamte *han* sowie Zertifikate der Religionszugehörigkeit ausgemacht werden. Die großen *han*-weiten Register befinden sich in einem bereits im 17. Jahrhundert gegründeten Privatarchiv, welches heute noch im Besitz der Nachfahren der *daimyō* von Mito, einer Seitenlinie der Tokugawa, ist. Dieses bietet unglücklicherweise keinen Katalog an, den man online einsehen kann. In einem weiteren Schritt wurde die Website des Präfekturmuseums von Ibaraki besucht. Dieses Museum unterhält ebenfalls ein Archiv, welches auch einen Online-Katalog führt.

Kontaktaufnahme

Auf den Websites beider Archive lassen sich Informationen wie E-Mail-Adresse und Prozedere für die Einsichtnahme in die Materialien finden. In beiden Fällen müssen diverse Formulare zur eigenen Person und dem Grund für die gewünschte Einsichtnahme – also das Forschungsthema – sowie ein entsprechender Antrag mit einer Liste der Dokumente, die man einsehen bzw. kopieren möchte, und dem Zeitraum des geplanten Besuchs ausgefüllt und an das Archiv geschickt werden.

Das Vorhandensein einer E-Mail-Adresse verleitet zu der Annahme, dass dieses gesamte Prozedere auch über E-Mail abgewickelt werden kann. Es gibt jedoch auch Archive, wo die erste Kontaktaufnahme mittels Brief eher zum Ziel führt als eine Mail. Für den Erstkontakt ist die schriftliche Kommunikation vorzuziehen. In jedem Fall sollte man genügend Zeit – mindestens zwei Monate – für die Abwicklung einplanen. Es kann durchaus dauern, bis man eine Antwort bekommt. Wenn sich die Bearbeitung in die Länge zieht, die Reise nach Japan aber immer näher rückt, kann es notwendig werden, auf diesen Umstand hinzuweisen und freundlich, aber hartnäckig um eine Beschleunigung des Prozesses zu bitten.

Besuch

Beim Besuch des Archivs gelten die gleichen Regeln wie bei jedem persönlichen Kontakt mit Japaner*innen, auf deren Wohlwollen man hofft. Pünktliches Erscheinen – auch nicht zu früh – und ein Mitbringsel sind das Minimum.

Es gibt leider Archive, die zwar Einsicht erlauben, bei der Anfertigung von Kopien aber sehr restriktiv sind. So war es mir im Archiv der Tokugawa-Familie nur möglich, Kopien von jeweils der Hälfte der von mir angefragten Dokumente zu erhalten. Und selbst diese konnte ich nicht sofort mitnehmen, sondern sie wurden innerhalb einer Woche mit Hilfe eines recht teuren Copyshops – die Kosten musste ich natürlich selbst tragen – angefertigt. Die Organisation der Übergabe der Kopien – ich war zu diesem Zeitpunkt schon in einem anderen Teil Japans – war recht aufwendig. Außerdem lässt sich mit unvollständigen Kopien kaum sinnvolle Forschung betreiben.

Die Zusammenarbeit mit dem Präfekturarchiv gestaltete sich hingegen gänzlich mühelos. Bereits die Kontaktaufnahme war unkompliziert und die Mitarbeiter*innen waren überaus hilfsbereit bei der Recherche und der Anfertigung von Kopien. Es war sogar möglich, selbst Fotografien von alten Manuskripten anzufertigen. Dort konnte ich u. a. das *Noguchi-mura jisha o-aratame-chō* 野口村寺社御改帳 abfotografieren, eine Auflistung von Tempeln und Schreinen des Dorfes Noguchi – laut Deckblatt und Katalog aus dem Jahr 1663. Wie sich später herausstellte, handelt es sich bei dem von mir ergatterten Dokument nicht ausschließlich um das Schrein- und Tempelregister von 1663, von dem es auch eine weitere Version online in der Kompilation *Suifu shiryō*

水府志料 (abrufbar über die NDL) gibt, sondern um eine Kopie, welche neben dem genannten Register ein Vorwort aus dem Jahr 1723 sowie Aufzeichnungen über Zerstörungen von religiösen Institutionen im Jahr 1666 enthält. Ein ziemlicher Glücksfall, weil sich hier nicht nur eine Momentaufnahme, sondern auch eine Entwicklung ablesen lässt.

Ohne die Umstände seiner Entstehung und die historischen Zusammenhänge zu kennen, hat das Dokument allein nur wenig Aussagekraft. Man kann daraus zwar u.a. ablesen, dass es dort einen Schrein namens Saeki *jinja* gab und dass im Jahr 1666 buddhistische Tempel zerstört bzw. abgeschafft wurden; diese Informationen bekommen aber erst dann Wert, wenn man die politischen Umstände dieser Zeit kennt und weiß, dass solche Register 1663 vom *daimyō* von Mito, Tokugawa Mitsukuni 徳川光圀 (1628–1700), in Auftrag gegeben, daraufhin im gesamten *han* erstellt und drei Jahre später insgesamt 1.433 Tempel in Mito abgeschafft bzw. zerstört wurden, ebenfalls auf Befehl Mitsukunis. Die Kenntnis der Provenienz von Dokumenten und Informationen ist essentiell für historische Forschung. Es macht durchaus einen Unterschied, ob eine Handlung auf das Betreiben eines Dorfvorstehers, auf die Anweisung des *daimyō* oder auf einen Befehl des Shōgun zurückzuführen ist. Darüber hinaus ist es wichtig zu wissen, welche Stellung die Person, in diesem Fall Tokugawa Mitsukuni, hatte. Mitsukuni hatte aufgrund seiner Familie ein gewisses Naheverhältnis zum *shōgun*, auf der anderen Seite verfolgte er aber auch seine eigene Religionspolitik, die von der des *bakufu* abwich.

Auch Informationen rund um Sammlung und Lagerung von Schriftstücken sind relevant. Die Aufbewahrung administrativer Dokumente von Noguchi wurde von der dort ansässigen Familie Sekizawa 関沢 gehandhabt. Die Sekizawa waren eine bedeutende Familie in Noguchi, die auf Empfehlung des Priesters des Saeki-Schreins in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in das Dorf gezogen war. Es ist also anzunehmen, dass sie zumindest ursprünglich eine gute Beziehung zum Schrein hatten. Dies könnte in Zusammenhang mit den religiösen Maßnahmen dieser Zeit durchaus von Bedeutung sein. Die von den Sekizawa gesammelten Schriftstücke umfassen ein Korpus von über sechstausend Dokumenten. Wie man mit einer solchen Menge und anderen Herausforderungen umgeht, wird im nächsten Abschnitt beschrieben.

Weitere Herausforderungen

Aufgrund der oben beschriebenen Erfahrung war ich gezwungen, das Forschungsdesign meines Projektes abzuändern und an das verfügbare Material anzupassen. Und so ist aus einer Studie im Bereich der Ideen- und Geistesgeschichte eine historiographische Case Study geworden, die die Vorgänge eines Dorfes, des bereits erwähnten *Noguchimura*, beleuchtet.

Aber auch hier stoße ich auf Herausforderungen. Meine Forschung stützt sich zum Teil auf *shūmon aratame-chō* 宗門改帳. Diese Register der Religionszugehörigkeit wurden regelmäßig, meist einmal pro Jahr, angefertigt. Nach einiger Zeit wurden sie jedoch ausrangiert und ihre Daten in *nisshi* 日誌, also tagebuchartigen Aufzeichnungen, zusammengefasst (Cullen 2013:44).

Die Menge der verfügbaren Dokumente kann ein weiteres Problem darstellen. Der Katalog enthält zwar Schlagworte, auf diese kann man sich jedoch nur bedingt verlassen. Es ist zu verlockend, sich nur jene Dokumente herauszupicken, die mit vermeintlich passenden Schlagworten versehen sind, in meinem Fall z. B. *shūkyō* 宗教 (Religion), *jinja* 神社 (Schrein) oder *jisha* 寺社 (Tempel und Schreine). Es ist jedoch gut möglich, dass sich relevante Informationen etwa in einem Kreditvertrag zwischen einer wohlhabenden Familie und einem Mitglied der *miyaza* 宮座 (Schreingilde) verstecken. Leider führt kein Weg daran vorbei, die Dokumente vor Ort zu sichten und im Zweifelsfall über das geplante Maß hinaus zu kopieren bzw. zu fotografieren. Trotzdem muss man natürlich eine gewisse Selektion vornehmen. Die Sammlung von *Noguchimura* enthält beispielsweise Dokumente aus vier Jahrhunderten (1514 bis späte Meiji-Zeit). Sich bei der Materialauswahl zeitlich zu beschränken, reduziert die Menge schon erheblich. Weitere Eingrenzungen müssen individuell angepasst werden und liegen im Ermessen der Forschenden.

Die Transkription und Übersetzung dieser Quellen allein stellt schon einen wertvollen Beitrag zur Forschung dar. Als Beispiel sei hier Natalie Kouamés Monographie *Le sabre et l'encens* (2005) genannt, die sich auf ein Register von Tempelzerstörungen stützt und eine Transliteration sowie eine Übersetzung ins Französische ihrer Quelle beinhaltet.¹ Neben den notwendigen Sprachkenntnissen, ohne die histo-

¹ Diese Übersetzung ist streckenweise recht frei. Es ist daher keine überflüssige Arbeit, trotz bestehender Übersetzungen eine eigene anzufertigen und diese mit Kommentaren zu versehen und eventuell sogar zu veröffentlichen.

rische Forschung nicht möglich ist (Brandt 2012:20), sind auch Kenntnisse alter Schriftformen unabdingbar. In der japanischen Geschichtsforschung muss man also der vormodernen Sprachformen wie *kanbun* 漢文, *bungo* 文語 und *sōrōbun* 候文 mächtig sein und japanische Kursivschriften wie *kuzushiji* くずし字 und *hentaigana* 変体仮名 beherrschen. Was das Vokabular betrifft, so hängt dieses stark vom beforschten Gegenstand ab. Über *Japan Knowledge*² hat man Zugang zu zahlreichen hilfreichen Lexika.

Während sich die Sprachformen vergleichsmäßig leicht – man möge mir diesen Euphemismus verzeihen – aneignen lassen, stellt das Erlernen der Kursivschriften eine besondere Herausforderung dar. Durch diese sollte man sich aber keinesfalls abschrecken lassen. Wer Spaß an Rätseln hat, wird auch Spaß an der Lektüre vormoderner handschriftlicher Texte haben. Es stehen jedenfalls eine Reihe von Hilfsmitteln zur Verfügung, die im Anhang ohne Anspruch auf Vollständigkeit aufgelistet sind. Dennoch empfiehlt es sich, einen entsprechenden Kurs zu belegen. In Österreich wurden in den letzten Jahren zwei- bis dreitägige Workshops am Institut für Kultur- und Geistesgeschichte Asiens (IKGA) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) abgehalten.³ Im europäischen Ausland wird seit 2015 an der University of Cambridge eine zweiwöchige Summerschool⁴ angeboten, die ein Intensivtraining in japanischer frühmoderner Paläographie darstellt. Auch in den USA gibt es regelmäßig entsprechende Workshops und Kurse. Wer Ankündigungen für diese Veranstaltungen erhalten möchte, sollte sich in die Mailingliste PMJS (Premodern Japanese Studies) einschreiben. Über diese erhält man nicht nur die erwähnten Bekanntmachungen, sondern kann auch interessante Diskussionen über Themen der vormodernen japanischen Geschichtsforschung mitverfolgen und sich natürlich auch selbst einbringen.

Bei der Bearbeitung handschriftlicher Quellen gilt, wie so oft: Aller Anfang ist schwer. Je mehr man sich jedoch mit ihnen befasst, desto leichter fällt das Lesen und Übersetzen. Verwaltungsdokumente beispielsweise folgen einem bestimmten Muster. Hat man sich dieses erarbeitet, kommt man schnell recht gut voran. In keinem Fall sollte

2 Der Zugang zu *Japan Knowledge* wird über das *CrossAsia*-Service der Staatsbibliothek zu Berlin (StaBi) angeboten. Angehörige deutscher Forschungseinrichtungen haben über ihre Institution Zugang. Alle anderen müssen sich einen Bibliotheksausweis der StaBi ausstellen lassen, mit dem man ebenso Zugriff erhält. Dies muss vor Ort erfolgen, nimmt aber nur wenige Minuten in Anspruch.

3 http://www.ikga.oeaw.ac.at/Events/Kuzushiji-Workshop_2019N

4 <https://wakancambridge.com/>

man sich von Anfangsschwierigkeiten, sei es bei der Recherche, sei es bei der Bearbeitung der Quellen, entmutigen lassen.

Leitfaden Vorgehensweise

Dieser Abschnitt soll nun noch einmal in übersichtlicher Form einen Leitfaden für eine mögliche Vorgehensweise bei der Recherche im japanologischen Kontext bieten.

- └ Leitfaden für die Forschung in japanischen Archiven ───────────
- 手法
1. Sekundärliteratur: Stadt- oder Präfekturchroniken können hier ein guter Ausgangspunkt sein.
 - a. Recherche in österreichischen und europäischen Bibliotheken (z. B. Fachbereichsbibliothek Ostasienwissenschaften, StaBi: Blauer Leihverkehr für japanischsprachige Werke, Fernleihe)
 - b. Recherche in japanischen Bibliotheken: NDL, Präfekturbib., etc.
 2. Identifizierung des zuständigen Archivs aufgrund von
 - a. räumlicher Zuständigkeit (z. B. Präfekturarchive)
 - b. administrativer Zuständigkeit (z. B. Archive von Ministerien und Behörden)
 - c. sachlicher Zuständigkeit (z. B. Schrein- und Tempelarchive)
 3. Vorbereitung
 - a. Untersuchungsgegenstand eingrenzen (räumliche und zeitliche Einschränkung)
 - b. Mögliche Schlagworte identifizieren
 - c. Katalog, falls vorhanden, durchsuchen, eventuell Suche anpassen und neu starten
 4. schriftliche Kontaktaufnahme mit dem jeweiligen Archiv
 - a. E-Mail
 - b. Brief

Mögliche Punkte, die zu klären sind: Zeitpunkt des Besuchs, Möglichkeit der Einsichtnahme und der Anfertigung von Kopien/Fotografien, Kosten
 5. Besuch: japanische Etikette beachten
 6. Bearbeitung der Quellen:
 - a. Transkription
 - b. Übersetzung
 - c. Analyse: Zusammenhänge beachten

Zusammenfassung

Die historische Forschung mit schriftlichen Primärquellen stellt eine ganz besondere Herausforderung dar. Eine davon ist die begrenzte Verfügbarkeit bzw. Zugänglichkeit zu historischen Dokumenten. Eine gute Vorbereitung auf den Besuch eines Archivs ist daher außerordentlich wichtig. Auf der anderen Seite findet man in Archiven immer wieder Schätze, an die man vor dem Besuch gar nicht gedacht hat oder von denen man nicht wissen kann, bevor man nicht vor Ort mit den Archivmitarbeiter*innen gesprochen hat. Man kann jedenfalls nicht von einem geradlinigen Weg in der historischen Forschung ausgehen. Oft wird es notwendig sein, Fragestellung, Forschungsdesign etc. an das verfügbare Material anzupassen. Neben Flexibilität braucht man viel Geduld, sowohl bei der Recherche als auch bei der Bearbeitung des Materials, und eine gewisse Freude am Lösen von Rätseln.

Wichtige Archive und Bibliotheken in Japan

基礎知識

- **Historiographical Institute, University of Tōkyō**
Tōkyō daigaku shiryō hensanjo 東京大学史料編纂所
3-1 Hongō 7-chōme, Bunkyo-ku, Tōkyō 113-0033
<http://www.hi.u-tokyo.ac.jp/index-j.html>
- **National Archive of Japan**
Kokuritsu kōbunshokan 国立公文書館
3-2 Kitanomaru kōen, Chiyoda-ku, Tōkyō 102-0091
<http://www.archives.go.jp/index.html>
- **National Diet Library (NDL)**
Kokkai toshokan 国会図書館
1-10-1 Nagata-chō, Chiyoda-ku, Tōkyō 100-8924 (Tokyo Main Library)
8-1-3 Seikadai, Seika-chō, Sōraku-gun, Kyōto 619-0287 (Kansai-kan)
<https://www.ndl.go.jp/index.html>
- **National Museum of Japanese History (Rekihaku)**
Kokuritsu rekishi minzoku hakubutsukan 国立歴史民俗博物館
117 Jōnai-chō, Sakura-shi, Chiba 285-8502
<https://www.rekihaku.ac.jp/index.html>

Die Präfekturen unterhalten meist ebenfalls ein eigenes Geschichtsmuseum mit angeschlossenem Archiv sowie eine Präfekturbibliothek. Staatliche und von den Präfekturen geführte Archive sind gesetzlich dazu verpflichtet, Einsichtnahme zu gestatten.

Die zweite große Herausforderung besteht in der Entzifferung der handgeschriebenen Texte. Eine Beschäftigung mit vormodernen Sprach- und Schriftformen bringt neben dem Erkenntnisgewinn ein

sehr spezialisiertes Wissen. Man gewinnt damit eine Kompetenz, über die nicht viele Wissenschaftler*innen verfügen. Die Arbeit mit historischen Dokumenten lohnt sich jedenfalls, und die japanische Geschichte weist noch zahlreiche Forschungslücken auf, deren Schließung nicht ausschließlich den Kolleg*innen in Japan überlassen werden sollte.

Hilfsmittel

文

Kuzushiji kaidoku jiten ぐずし字解読辞典

Zeichenlexikon von Kodama Kōta 児玉幸多, in dem man unbekannte Kursivzeichen nach einem bestimmten Schema suchen kann. Die Verwendung ist eher für Fortgeschrittene zu empfehlen. (Kodama 2017a)

Kuzushiji yōrei jiten ぐずし字用例辞典

Zeichenlexikon von Kodama Kōta 児玉幸多, in dem für die modernen kanji zahlreiche Varianten in vormoderner Kursivschrift aufgelistet sind, inkl. Beispiele für Komposita. Dieses Lexikon, von dem es auch eine verkürzte Variante ohne Beispielkomposita gibt, ist für die Arbeit mit Manuskripten unverzichtbar. (Kodama 2017b)

Japan Knowledge

Zugriff über *Crossasia*: (<http://erf.sbb.spk-berlin.de/han/japanknowledge/http://japanknowledge.com/library/>).

MOJIZO – Mokkan, kuzushiji kaidoku shisutemu 木簡・ぐずし字解読システム

Bildanalysetool zur Erkennung von *kuzushiji* des Historiographischen Instituts (Shiryō hensanjo 史料編纂所) der Universität Tōkyō. Es nimmt den Forschenden die Arbeit des Entzifferns der Zeichen nur begrenzt ab, kann aber oft auf die richtige Fährte führen (<https://mojizo.nabunken.go.jp/>).

Bibliographie

Bischoff, Frank M.

2018 „Archive“, Laura Busse, Wilfried Enderle, Rüdiger Hohls, Thomas Meyer, Jens Prellwitz und Annette Schuhmann (Hg.): *Clio-Guide: Ein Handbuch zu digitalen Ressourcen für die Geschichtswissenschaften* (= Historisches Forum; 23). Berlin: Clio-online und Humboldt-Universität zu Berlin, B.1-1–B.1-46.

Brandt, Ahasver von

2012 *Werkzeug des Historikers: Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften*. 18. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer [1958].

Burkhardt, Martin

2014 „Von der Frage zur Quelle: Der Weg der Recherche“, *historicum-eStudies.net*. <http://www.historicum-estudies.net/etutorials/tutorium-archivarbeit/weg-der-recherche/> (15.05.2019).

- Cullen, Louis
2013 „Japanese archives: Sources for the study of Tokugawa administrative and diplomatic history“, *Japan Review* 25, 33–65.
- Hall, John Whitney
1957 „Materials for the study of local history in Japan: Pre-Meiji daimyō records“, *Harvard Journal of Asiatic Studies* 20/1-2, 187–212.
<https://doi.org/10.2307/2718525> (15.05.2019).
- Hardacre, Helen
2002 *Religion and society in nineteenth-century Japan: A study of the southern Kantō region, using late Edo and early Meiji gazetteers*. Ann Arbor: Center for Japanese Studies, The University of Michigan.
- Itō, Tasaburō 伊東多三郎 (Hg.)
1968 *Mito-shi shi, chūkan* 水戸市史 中巻 1 [Die Geschichte der Stadt Mito Band 2/1]. Mito: Mito-shi yakusho 水戸市役所.
- Kirn, Paul
2015 *Einführung in die Geschichtswissenschaft*, 3. Auflage. Berlin und Boston: De Gruyter [1959]. <https://doi.org/10.1515/9783111584867> (25.04.2019).
- Kodama, Kōta 児玉幸多
2017a *Kuzushiji kaidoku jiten* くずし字解読辞典 [Zeichenlexikon zur Entzifferung von japanischer Kursivschrift]. Tōkyō: Tōkyōdō 東京堂 [1970].
2017b *Kuzushiji yōrei jiten* くずし字用例辞典 [Beispielwörterbuch für japanische Kursivschrift]. Tōkyō: Tōkyōdō 東京堂 [1981].
- Kouamé, Nathalie
2005 *Le Sabre et l'Encens. Ou comment les fonctionnaires du fief de Mito présentent dans un „Registre des destructions“ daté de l'an 1666 l'audacieuse politique religieuse de leur seigneur Tokugawa Mitsukuni* [Schwert und Weihrauch. Oder wie die Beamten Mitos die gewagte Religionspolitik ihres Lehensherren Tokugawa Mitsukuni im „Register der Zerstörungen“ aus dem Jahr 1666 präsentierten]. Paris: Collège de France, Bibliothèque de l'Institut des Hautes Études Japonaises.
- Maeda, Hiromi
2002 „Court rank for village shrines: The Yoshida house's interactions with local shrines during the mid-Tokugawa period“, *Japanese Journal of Religious Studies* 29/3-4: 325–358.
- Walberg, H.
2011 „Archiv“, Konrad Umlauf und Stefan Gradmann (Hg.): *Lexikon der Bibliotheks- und Informationswissenschaft 1: A bis J*. Stuttgart: Hiersemann, 26.
- Weber, Torsten und Nina C. Krickel
2018 „Japan“, Laura Busse Wilfried Enderle, Rüdiger Hohls, Thomas Meyer, Jens Prellwitz und Annette Schuhmann (Hg.): *Clio-Guide: Ein Handbuch zu digitalen Ressourcen für die Geschichtswissenschaften* (= Historisches Forum; 23). Berlin: Clio-online und Humboldt-Universität zu Berlin, D.73-1–D.73-24.

BERNHARD SEIDL

Diskurse, Diskurse überall **Grundbegriffe und praktische Zugänge** **zur Diskursanalyse**

Grundlagen des Diskursbegriffes

Wenn der Sozialhistoriker Franz X. Eder zum Schluss kommt, dass es im Jahr 2006 in Anbetracht der Vielzahl von Werken, die sich tatsächlich oder vorgeblich mit Diskursanalyse beschäftigen, wohl einfach *vogue* sei, im Titel der Arbeit „irgend etwas mit ‚Diskurs‘ oder ‚Diskursanalyse‘ stehen zu haben, ohne ein entsprechendes methodisches Konzept aufweisen zu können oder auch nur vermitteln zu können, was diese Diskurse denn nun sind“ (Eder 2006:11), so spricht er damit ein Problem an, an dem sich auch gut fünfzehn Jahre später nicht sehr viel geändert hat.

Nach wie vor ist der Begriff des Diskurses in den Geschichts- und Sozialwissenschaften recht diffus, und wer sich damit beschäftigt, verstrickt sich schnell in einer Vielzahl teils sehr philosophischer Deutungen, was die strukturierte Auseinandersetzung mit Diskursen, also die Diskursanalyse, nicht unbedingt zugänglicher macht. Das ist auch insofern schade, als die Diskursanalyse als Methode einen vielseitigen Werkzeugkasten darstellt, dessen Anwendung zum schichtweisen Herauspräparieren von Positionen und Gegenpositionen, involvierter Personen und Institutionen, von zeitlichen Verläufen und vielem mehr geradezu detektivischen Spaß machen kann.

„Diskurs“ kommt vom lateinischen *discurrere* (umherlaufen) und beschreibt zunächst nichts anderes als ein Hin-und-Her von Meinungen. Somit hat Eder vermutlich nicht unrecht, wenn er schreibt: „Vielleicht hat der deutsche Begriff ‚Diskurs‘ auch deshalb einen so schweren Stand in den Wissenschaften, weil er alltagssprachlich vor allem synonym mit ‚Diskussion‘ und ‚Debatte‘ verwendet wird“ (Eder 2006:9). Der Historiker Michael Maset sieht das ähnlich: „‚Diskurs‘ ist gegenwärtig ein modisches Passepartout für Bezeichnungen wie Rede, Redezusammenhang, Gespräch, Meinungsaustausch, Diskussion, Dialog,

Kommunikationsgemeinschaft oder auch gelegentlich Text“ (Maset 2002:27; zit. n. Haslinger 2006:28)¹.

Abgesehen von der allgemeinen Unschärfe des Begriffes unterscheidet sich auch zwischen unterschiedlichen Fachrichtungen das Verständnis von „Diskurs“ mitunter beträchtlich. Die Linguistik beispielsweise versteht darunter letztlich nichts anderes als ‚natürliche Konversation‘, und die linguistische Diskursanalyse ist (vereinfacht gesagt) gleichbedeutend mit Konversationsanalyse (vgl. He 2017). In der sozial- und geschichtswissenschaftlichen Diskursanalyse, um die es in diesem Beitrag geht, wird unter Diskurs aber viel mehr als nur ein Austausch von Worten verstanden.

Untrennbar mit dem Diskursbegriff der Sozial- und Geschichtswissenschaft ist der Name Michel Foucault (1926–1984). Foucault hat zwar viel zum Wesen von Diskursen geschrieben, ist aber letztlich eher als Ideengeber und Anreger in Bezug auf die Diskursanalyse zu verstehen; eine praktische Diskursanalyse auf Basis von Foucaults Werk erweist sich wegen des sehr philosophischen und schwer zugänglichen Charakters seiner Schriften, deren Rezeption und Diskussion bis heute anhält, als kaum möglich². Foucault und damit seine Idee von Diskurs waren aber stark vom Konstruktivismus („es gibt keine objektive gesellschaftliche Realität, sondern wir schaffen subjektive und intersubjektive Interpretationen davon durch Sprache und Verhalten“) und vom Strukturalismus („soziale und kulturelle Phänomene existieren nicht in einem Vakuum, sondern sie sind in ein Netz aus anderen solchen Phänomenen und Mechanismen, welche zwischen diesen Phänomenen vermitteln und sie regulieren, eingebettet“), mündend in den von ihm stark beeinflussten Poststrukturalismus, beeinflusst.

Eine Grundmaxime des Strukturalismus besagt, dass das Phänomen an sich weniger interessant ist als vielmehr das oben angesprochene Netz, seine Regeln, die Verschränkung mit anderen Phänomenen usw. – also die Struktur oder eher das Gefüge als das Phänomen, das dabei herauskommt. Wenn man sich einige der Leitsätze des Strukturalismus genauer ansieht, kann man durch sie auch Foucaults schwammigen Diskursbegriff einigermaßen abstecken. Dazu gehört beispielsweise die Auffassung, dass ein Diskurs mehr als die Summe seiner Teile ist (vgl. strukturalistische Maxime der Totalität), aus Einzelteilen, die miteinander verbunden sind und voneinander abhängen

¹ Maset, Michael: *Diskurs, Macht und Geschichte: Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung*. Frankfurt: Campus Verlag, 2002.

² Siehe Jäger 2015:19 für eine kurze Einführung in die Foucault-Exegese und entsprechende Literaturempfehlungen.

(Interdependenz), besteht oder sich nach bestimmten Regeln ändert, die es klarzumachen gilt (Transformation).

Somit erhält man einige grundsätzliche Kriterien, die auf Diskurse im geschichts- oder sozialwissenschaftlichen Sinn anwendbar sein müssen. Das lässt allerdings immer noch einen sehr großen Interpretationsspielraum, und wie oben beschrieben, wurde und wird dieser Spielraum in der Fachliteratur durchaus genutzt. Der Sprachwissenschaftler Andreas Gardt hat sich aber zu unserem Glück die Mühe gemacht, die deutschsprachige Fachliteratur um das Jahr 2010 zu sichten, um einen kleinsten gemeinsamen Nenner in Bezug auf den Diskursbegriff zu finden. Gardt kommt dabei zum Schluss, dass in der Fachliteratur „Diskursanalyse“ einerseits als Philosophie (er spricht von „Haltung“³), Theorie und/oder Methode verstanden wird, und betont: „Die Diskursanalyse gehört zu jenen erkenntnis- und sprachtheoretischen Ansätzen, die der Sprache eine maßgebliche Rolle bei der mentalen Erschließung der Wirklichkeit zuerkennen, ihr das erkenntnistheoretische Apriori zusprechen“ (Gardt 2012:38), was zunächst einmal auf die Notwendigkeit hinweist, die im Diskurs verwendete Sprache adäquat untersuchen zu können. Sehr deutlich zeigt sich in Gardts Aufarbeitung auch das Verständnis von Diskursen als Prozess, der einen individuenübergreifenden oder sogar gesamtgesellschaftlichen Charakter hat, der sich in einem organischen Geflecht von kulturellen Artefakten (Texten usw.) zeigt, und einerseits danach trachtet, gesellschaftliche Wirklichkeit in Bezug auf ein Thema zu beschreiben, und dadurch aber wiederum verändernd auf diese soziale Wirklichkeit einwirkt.

Gardt fasst auf Basis der Sichtung relevanter Fachliteratur die Diskursanalyse als Auseinandersetzung mit einem Thema zusammen,

- die sich in Äußerungen und Texten der unterschiedlichsten Art niederschlägt,
- von mehr oder weniger großen gesellschaftlichen Gruppen getragen wird
- das Wissen und die Einstellungen dieser Gruppen zu dem betreffenden Thema sowohl spiegelt
- als auch aktiv prägt und dadurch handlungsleitend für die zukünftige Gestaltung der gesellschaftlichen Wirklichkeit in Bezug auf dieses Thema wirkt [.] (Gardt 2012:26)

³ „Eine solche wissenschaftliche Haltung besteht aus einer Reihe grundlegender Annahmen und Überzeugungen, die denen, die sie eignen, nicht einmal im ganzen Umfang bewusst sein mögen, die aber die Basis für das Hervorbringen von Theorien, ihren Hintergrund gewissermaßen, bilden“ (Gardt 2012:27).

Gardts „Äußerungen und Texte der unterschiedlichsten Art“ ist als generische Zusammenfassung kultureller Artefakte zu verstehen. Im Prinzip kann jedes absichtlich überlieferte Artefakt als ‚Text‘ gelesen werden, und somit könnte theoretisch auch anhand von Bauwerken oder Statuen ein Diskurs geführt werden. In der Praxis aber werden wir uns meist nur mit sprachlich-textlichen Äußerungen wie Zeitungsartikeln, Reden, Romanen, Filmen oder Interviews befassen.

Gardts zweiter Punkt bezieht sich darauf, dass ein Diskurs ein sozialer Prozess ist, der manchmal von klar begrenzten Gruppen getragen wird (etwa ein Fachdiskurs), oft aber als ‚gesamtgesellschaftlicher‘ oder ‚öffentlicher‘ Diskurs sehr breite Bevölkerungsgruppen miteinbeziehen kann – ein Beispiel dafür sind alle Diskurse, die etwa über Zeitungen, Zeitschriften, Fernsehen usw. ausverhandelt werden.

Der dritte Punkt mag auf den ersten Blick etwas trivial klingen, aber hier kommt wieder Foucault ins Spiel: Ihm zufolge üben Diskurse Macht aus, weil sie Wissen transportieren, denn „Wissen ist auch die Grundlage für individuelles und kollektives Handeln sowie für die Gestaltung von Wirklichkeit(en)“ (Jäger 2015:73). Das Wissen und die Einstellungen einer Gruppe stellen somit die Linien dar, entlang derer ein Diskurs sich zu verwirklichen trachtet, also entlang derer er sich in einer Gruppe in Form von Handlungen niederschlägt.

Das geht nahtlos in Gardts vierten Punkt über, der mir besonders als Abgrenzungsmerkmal zum oben erwähnten Diskurs im Sinne eines Dialoges oder eines bloßen Hin-und-Hers von Meinungen wichtig erscheint. Unter diesem Gesichtspunkt sind Diskurse das gesamte Netz von kulturellen Artefakten (Gardts „Äußerungen und Texte“) zu einem bestimmten Thema, wobei die Auseinandersetzung mit diesem Thema auf die Gruppe oder Gesellschaft zurückwirkt, die diesen Diskurs führt: Diskurse beschreiben also nicht einfach nur, was zu einem Thema gesagt wird; sie realisieren sich auch in der Gesellschaft, indem sie beschreiben, was gesagt oder getan werden kann, soll oder darf (dazu später mehr). Herauszufinden, inwiefern sich ein Diskurs in einer Gesellschaft oder Gruppe realisiert und z. B. in konkreten Handlungen oder Handlungsaufforderungen niederschlägt, ist somit ein wichtiges Ziel der Diskursanalyse.

Zusammenfassend kann man jedenfalls festhalten: Eine diskursanalytische Arbeit muss zunächst einmal das Verständnis dessen,

was Diskurse für diese Arbeit bedeuten, offenlegen und den Diskursbegriff somit definieren bzw. operationalisieren.

Die praktische Diskursanalyse

Es gibt mehrere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich der Beschreibung der Diskursanalyse im Sinne einer systematischen und reproduzierbaren Methode (oder Kombination von Methoden) gewidmet haben. Besonders erwähnenswert scheinen mir hier Jürgen Link, der Kreis um Ruth Wodak (Norman Fairclough, Teun van Dijk u. a.), Reiner Keller und Siegfried Jäger, wobei ich im Weiteren vor allem auf Siegfried Jägers Kritische Diskursanalyse (KDA) Bezug nehmen möchte.

Nicht zu verwechseln ist die KDA dabei mit der *critical discourse analysis* (CDA) von Wodaks et al., die sich anders als Jäger zwar nicht in der Tradition des Foucault'schen Diskursbegriffes sieht, im Endeffekt aber auch mit einem starken Fokus auf die linguistische Analyse von Texten (daher auch Ruth Wodaks Verständnis als *critical linguistics*; vgl. Wodak 2006) darauf abzielt, aufzuzeigen, wie durch Machtverhältnisse in einem Diskurs systematisch soziale Realität konstruiert wird. Die CDA wird dabei bevorzugt als Framework für politische Diskursanalysen herangezogen. Ganz klar trennen kann man CDA und KDA letztlich nicht – und muss es vielleicht auch nicht; man kann beide schließlich in erster Linie als Methoden- und Theorienbaukasten verstehen.

Jägers KDA ist nach meinem Wissen der im Sinne eines Handbuches am besten ausgearbeitete Versuch, die Diskursanalyse als Methode oder vielmehr als Methoden-Werkzeugkasten erschöpfend zu beschreiben. Zwar finden sich auch hier genug Stellen, die der Leser*innenschaft eine gewisse Freude am Philosophieren abverlangen, insgesamt aber ist sein Handbuch zur KDA mit Sicherheit ein unumgängliches Werk für alle, die sich für eine praktische Diskursanalyse interessieren.

— Diskursanalyse als Methode
 文 Jäger, Siegfried
 2015 *Kritische Diskursanalyse: Eine Einführung*, 7. Auflage. Münster: Unrast (Edition DISS) [1993].

Jäger beschreibt Diskurse als „Fluss von *Wissen* bzw. sozialen Wissensvorräten durch die Zeit“ (Jäger 2015:26, Hervorhebung im Original). Ich finde, dass dieses sprachliche Bild durchaus nützlich ist, wenn man sich überlegt, was man über eine Diskursanalyse überhaupt herausfinden kann. Verfolgt man die Metapher eines Flusses konsequent weiter, könnte man fragen, was man über diesen ‚Fluss‘ denn überhaupt in Erfahrung bringen könnte, beispielsweise:

- └─ Was kann ich (über den Fluss, den Diskurs) wissen? ───────────
- 質問
- Verzweigungen? Zuläufe? Abläufe?
 - Fließgeschwindigkeit?
 - Mäandern? Verlauf?
 - Entspringt wo? Endet wo?
 - Fließt durch welche Gebiete?
 - Darf sich organisch entwickeln? Wird künstlich eingegriffen? Begradigt? Geklärt?
 - Wer schwimmt mit dem Strom, wer dagegen, wer taucht unter Strömungen weg?

Man braucht nicht viel Fantasie, um sich beispielsweise unter ‚Verzweigungen‘ vorzustellen, wie eine bestimmte Thematik sich in andere Thematiken aufspaltet; unter der Frage, wer im oder mit oder gegen den Strom schwimmt, kann man sich leicht die unterschiedlichen Arten und Weisen von Akteur*innen, sich am Diskurs zu beteiligen, vorstellen. Wenn man also beschließt, eine Diskursanalyse durchzuführen oder sich zumindest dafür interessiert, könnte man damit beginnen, sich zu überlegen, welche Eigenschaften dieses ‚Flusses‘ interessant zu hinterfragen wären.

Das setzt natürlich voraus, dass man sich bereits für eine Thematik entschieden hat, zu der man vermutet oder weiß, dass es einen Diskurs gibt. Im Regelfall wird man sich nicht zuerst für eine Methode entscheiden und dann nach einer passenden Thematik suchen. Vielmehr wird sich im Laufe der Beschäftigung mit einem Thema herausstellen, dass es den wesentlichen Kriterien eines Diskurses entspricht oder entsprechen könnte, sodass man sich deshalb dazu entschließt, eine Diskursanalyse durchzuführen. Hier kann man sich dann eine der ‚Fluss-Fragen‘ stellen. Durch welche Gebiete fließt der Fluss, also auf welchen Ebenen wird der Diskurs ausgetragen?

Während es durchaus möglich ist, dass ein Diskurs auf mehreren Ebenen (die ‚Orte‘, von denen aus gesprochen wird, also Fachliteratur, Zeitung, Zeitschrift, Fernsehsendung, Film usw.) stattfindet, wird man sich in der Praxis meist auf eine Ebene beschränken. Weitere Ebenen können nach Bedarf in unterschiedlicher Tiefe miteinbezogen werden. So könnte man beispielsweise eine Detailanalyse des Zeitungsdiskurses zu einem Thema durchführen, und bei der Analyse der Ergebnisse die Rezeption auf Filme miteinbeziehen, die von einem oder einer bestimmten Diskursakteur*in gedreht wurden, ohne diese Filme selbst einer Auswertung zu unterziehen.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass es keine harten Kriterien dafür gibt, wie umfangreich ein Diskurs sein muss, damit er als solcher gelten und sinnvoll ausgewertet werden kann. Insbesondere in der CDA gibt es genug Beispiele für Analysen von scharf umrissenen, zeitlich beschränkten Diskursen. Ein Beispiel ist etwa Lis (2011) Auswertung der Artikelüberschriften von 49 Artikeln aus einer chinesischen und einer amerikanischen Zeitung im April 2001 zum Thema des Zusammenstoßes eines chinesischen und eines amerikanischen Flugzeuges. Li analysiert dabei unter Zuhilfenahme systemisch-funktionaler Linguistik die jeweils verwendete Sprache und versucht so, die unterschiedliche Konstruktion des Ereignisses in den Zeitungen darzustellen.

Saft und Ohara (2006) wiederum haben für ihre Analyse japanischer Leitartikel zum Thema Militarismus im Kontext von 9/11 ein (leider nicht in konkreten Zahlen beschriebenes!) Korpus aus Leitartikeln mehrerer Zeitungen über einen Zeitraum von nur zwei Wochen erstellt, da die unmittelbare Reaktion auf 9/11 im Fokus des Erkenntnisinteresses stand.

Ziele der Diskursanalyse

Peter Haslinger schreibt zu Diskursanalyse in der Geschichtswissenschaft:

„Diskursgeschichte“ kann als Methode zur Analyse von Machtverhältnissen, Gesetzmäßigkeiten und Abhängigkeiten bezeichnet werden, die in personenübergreifenden Rede- und Textsystemen zum Ausdruck kommen. [...] Sie verdeutlicht, wie Kommunikation zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort,

in einem bestimmten sozialen System strukturiert war und welche Denk- und Handlungsdispositionen für Einzelne und Gruppen damit verknüpft waren. Sie legt jene argumentativen Zwänge und Gestaltungsmöglichkeiten offen, die sich für Individuen aus der Teilhabe an Diskursen ergeben. Sie verdeutlicht auch, wie Aussagen und Deutungen im Lauf des Kommunikationsprozesses autorisiert, hierarchisiert oder marginalisiert und dadurch Machtverhältnisse generiert, stabilisiert oder bekämpft werden. (2006:27)

Das gilt auch für die Diskursanalyse außerhalb der Geschichtswissenschaft, wobei man natürlich sagen könnte, dass Diskurse ohnehin erst im Nachhinein erkannt und beschrieben werden können und somit ein inhärent historisches Element haben. Kurz gesagt also: Durch die Diskursanalyse sollte der Prozesscharakter der Diskurse offengelegt werden; thematische, institutionelle und personelle Verknüpfungspunkte sollen sichtbar gemacht werden (Haslinger 2006:27).

Eine praktische Grundüberlegung ist dabei, dass Sprache und soziales Handeln miteinander verbunden sind (vgl. die oben erwähnten *critical linguistics*). Somit gibt uns die Art und Weise, wie über ein bestimmtes Thema gesprochen wird, bis zu einem gewissen Grad auch Hinweise darauf, wie mit dem Objekt dieses Themas in der Gesellschaft umgegangen wird:

Soziales Handeln führt zu einem typischen Sprachgebrauch, der statistisch auffällig ist. Es sollte also möglich sein, von den Beobachtungen über typischen Sprachgebrauch in einem gewissen Maß auf die gesellschaftliche Organisation der Welt zu schließen. (Bubenhofer 2009:3)

Noah Bubenhofer bezieht sich dabei im Speziellen auf die computergestützte Auswertung großer Textkorpora, auf die ich später noch eingehen werde. Ob aber nun über manuelle Inhaltsanalyse, computergestützte Auswertung oder hermeneutische Textanalyse: Über das Sichtbarmachen sprachlichen Handelns kann idealerweise ein „Sichtbarmachen der Macht-Wirkung, der sprachlichen und ikonographischen Wirkungsmittel, insbesondere von kollektiven Symbolen, der Funktion von Diskursen als herrschaftschaftslegitimierend und herrschaftssichernd“ erreicht werden (Jäger/Jäger 2007:18).

Dabei muss man etwas pragmatisch anmerken, dass nicht jeder Diskurs gleich viel ‚hergibt‘. Grundsätzlich sind für eine Diskurs-

analyse daher vor allem jene Diskurse interessant, die in sich ein gewisses soziales Spannungspotential tragen, bei denen also soziale Normvorstellungen, Ideale und Ideologien zum Tragen kommen. Das gilt sowohl im Hinblick auf das Ergebnis, als auch in Bezug auf den Spaß, den das Bearbeiten des Themas macht.

Eine Frage, mit der man sich sicherlich auseinandersetzen muss, ist, inwiefern Diskurse gesellschaftliche Realität abbilden (können). Hierzu allerdings sollte man sich gleich wieder den Leitgedanken des Konstruktivismus vergegenwärtigen, dass es nun einmal keine objektive gesellschaftliche Realität gibt. Vielmehr wird sie zwischen den beteiligten Subjekten ständig in einem Prozess der ‚Realitätsbildung‘ (oder vielmehr: Realitätenbildung) ausgehandelt. Die Diskursanalyse erlaubt uns, einen Einblick in die Mechaniken und Regeln dieses Prozesses zu bekommen. Jäger schreibt dazu:

Der Diskurs ist sozusagen das Resultat all der vielen Bemühungen der Menschen, die in einer Gesellschaft existieren, sich durchzusetzen. Was dabei herauskommt, ist etwas das so keiner gewollt hat, an dem aber alle in den verschiedensten Formen und Lebensbereichen (mit unterschiedlichem Gewicht) mitgestrickt haben. (Jäger 2015:37)

Somit kann es nicht das Ziel der Diskursanalyse sein, gesellschaftliche Realität abzubilden, sondern vielmehr den Interpretationskonsens in Bezug auf ein Themenfeld, der veränderlichen Regelsystemen unterworfen ist und umgekehrt auf diese zurückwirkt, aufzuzeigen. Des Weiteren kann die Diskursanalyse versuchen, die Bildungs- und Wirkungsmechanismen über die Zeit hinweg zu veranschaulichen, zu verstehen und zu erklären.

Grundbegriffe der praktischen Diskursanalyse (Jäger)

Die folgenden Begriffe finden sich nicht nur häufig in der Literatur über die Diskursanalyse (sowohl bei Jäger als auch bei anderen Wissenschaftler*innen), sie sind auch nützlich, um zu sehen, was man als konkrete Analyseobjekte ins Auge fassen kann.

Als **Diskursfragmente** werden einzelne Texte oder Textteile bezeichnet, in denen ein bestimmtes Thema behandelt wird. Abhängig von der untersuchten Diskursebene (siehe unten) können dies beispielsweise Zeitungsartikel, Essays, Reden, Filme, Interviews, Romane

usw. sein. Ein **Diskursstrang** umfasst alle Diskursfragmente desselben Themas, die in einem bestimmten Zeitabschnitt formuliert wurden. Der Begriff bezeichnet also quasi die imaginäre Gesamtheit aller Diskursfragmente entlang einer Zeitachse.

Kein Diskurs existiert in einem Vakuum – einerseits gibt es Verflechtungen bzw. Kreuzungen (**Diskursverschränkungen**), auf der anderen Seite typischerweise mehrere **Subdiskurse** zu untergeordneten Themen. Damit werden Diskurse bezeichnet, die im Rahmen des übergeordneten Diskurses entstehen und sich entlang der zeitlichen und thematischen Achse des Hauptdiskurses mit diesem bewegen (etwa der Diskurs zur Frauensprache innerhalb des größeren Diskurses um Sprachverfall und Sprachwandel in Japan). Ein Gesamtdiskurs kann sich aus vielen untergeordneten Diskursen zusammensetzen, die oft unterschiedlich lange Lebensdauern haben. Die bereits erwähnten **Diskursebenen** beschreiben die ‚Orte‘, von denen aus Diskursfragmente produziert werden, also etwa Fachliteratur oder Zeitungen.

Ein zentraler Punkt einer Diskursanalyse sollte die Beschäftigung mit den (Diskurs-)**Akteur*innen** sein. So werden die im Diskurs agierenden Subjekte (Personen, unorganisierte Personengruppen wie ‚die Leser*innenschaft‘) und Institutionen (Firmen, Behörden, Regierungen, Vereine) bezeichnet. In diesem Zusammenhang kann es sehr aufschlussreich sein, herauszufinden, welchen Akteur*innen allein Kraft ihrer Position eine „diskursnormierende Funktion zukommt“; Jäger bezeichnet diese Akteur*innen als „autorisierte Sprecher“ (Jäger 2001 159–165; zit. n. Haslinger 2006:27)⁴. Eine solche Position kann je nach Diskurs u. a. ein politisches Amt sein, oder auch der Status eines Experten oder einer Expertin. Umgekehrt kann es ebenfalls sehr fruchtbringend sein, sich zu überlegen, welche Akteur*innen im Diskurs keine Stimme haben (etwa Betroffene). Die Frage danach, wer auf welcher Bühne und in welchem Umfang etwas sagen darf, hängt unmittelbar mit der Frage nach Machtverhältnissen zusammen: Einerseits geht es hier um die Macht zu bestimmen, wer zu Wort kommen darf, andererseits darum, wessen Wort im Diskurs welche Wirkung hat.

Akteur*innen vertreten **Diskurspositionen**, womit die spezifische Positionierung einer Person oder einer Institution innerhalb eines Diskurses gemeint ist. Eine typische Aufgabe der Diskursanalyse ist es, Akteur*innen zu bestimmen und deren Diskurspositionen herauszu-

⁴ Jäger, Siegfried: *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. 3. Auflage. Duisburg: Unrast/DISS, 2001.

präparieren. Daraus ergibt sich dann unter Umständen rasch ein Bild von z. B. gegensätzlichen, wetteifernden oder unterstützenden Positionen der Akteur*innen zueinander.

Korpuserstellung

Grundsätzlich analysieren wir in der Diskursanalyse Texte, wobei wir theoretisch auch den Subtext eines beliebigen Objektes (beispielsweise eines Gebäudes) zur Analyse heranziehen könnten. Mir sind allerdings keine Versuche einer Diskursanalyse mit etwas anderem als Fragmenten tatsächlich geschriebener oder gesprochener Sprache bekannt. Das soll jedoch nicht heißen, dass absichtlich überlieferte Quellen nicht zusätzlich herangezogen werden können, um das wie, warum und weshalb eines Diskurses zu beantworten.

Ein Diskurs kann sich parallel auf zahlreichen Ebenen niederschlagen. Während journalistische Texte (Zeitungen, Zeitschriften) oft für die Diskursanalyse herangezogen werden, kann auch die Auswertung von ganz anderen Medien wie etwa Reden, Schulbüchern oder YouTube-Videos über einen bestimmten Zeitraum hinweg interessant sein, wenn hierdurch ein Diskurs oder ein sinnvoller Ausschnitt eines Diskurses direkt oder indirekt abgebildet werden kann.

Beispiele für Diskursanalyse spezieller Medien



Nartey, Mark

2019 „I shall prosecute a ruthless war on these monsters ...': A critical metaphor analysis of discourse of resistance in the rhetoric of Kwame Nkrumah“, *Critical Discourse Studies* 16/2, 113–130.

Moore, Robyn

2020 „Whiteness=politeness: Interest-convergence in Australian history textbooks, 1950–2010“, *Critical Discourse Studies* 17/11, 111–129.

Potts, Amanda

2014 „LOVE YOU GUYS (NO HOMO)': How gamers and fans play with sexuality, gender, and Minecraft on YouTube“, *Critical Discourse Studies* 12/2, 163–186.

Um eine geordnete Analyse zu ermöglichen, müssen (nachdem man sich für einen Zeitraum und eine Diskursebene entschieden hat) zunächst Diskursfragmente gesammelt werden, aus denen ein Korpus erstellt wird. Diese Korpuserstellung ist als iterativer Prozess und als Teil der aktiven Analyse mit stark induktivem Charakter zu verstehen:

Die Auswahl sollte jedoch auch das Gestaltungsinteresse des Forschenden widerspiegeln. Diskursanalyse ist ohne den konstitutiven Akt der Zusammenstellung eines Textkorpus, der [sic!] im Lauf der Arbeit fortwährend korrigiert werden müsse, nicht denkbar. (Haslinger 2006:29)

Die Auswahl der Diskursfragmente soll nach praktischen Überlegungen wie Verfügbarkeit und Sinnhaftigkeit im Hinblick auf Fragestellungen erfolgen. Auch weitere Gestaltungsinteressen (die Beachtung oder das Ignorieren bestimmter Subdiskurse, Zeiträume, Ebenen) sollen zur Geltung kommen. Landwehr spricht von einem „virtuellen Korpus“, das nicht identisch ist mit dem „imaginären Korpus“, das die theoretische Gesamtheit aller Diskursfragmente darstellt (2001:107). Da wir uns für größere, gesamtgesellschaftliche Diskurse interessieren, wird es grundsätzlich nicht möglich sein, die Grundgesamtheit aller Diskursfragmente in das Korpus mit einzubeziehen⁵. Somit können wir uns in den meisten Fällen lediglich bemühen, den möglichst repräsentativen Querschnitt – Landwehrs „virtuellen Korpus“ – zu bilden.

Die Iterativität der Korpuserstellung ergibt sich daraus, dass im Laufe der Analyse meist neue Schlagwörter, Institutionen und Themen dazukommen, die unter Umständen mit einbezogen werden müssen. Das gilt insbesondere dann, wenn sie zur Formulierung von Vermutungen über Wirkungszusammenhänge (Thesen) in Bezug auf den Diskurs führen.

Es mag verlockend klingen, sich bei der Korpuserstellung nur auf die Schlüsselfragmente eines Diskurses zu beschränken, also diejenigen Texte, die am meisten zur Entwicklung des Diskurses beitragen. Denkt man aber genauer darüber nach, wird man bald sehen, dass sich hier die Katze in den Schwanz beißt, denn: „Die Feststellung, bestimmte Texte hätten einen Diskurs wesentlich beeinflusst, kann erst das Ergebnis der Analyse sein und nicht der Korpusbildung vorangehen“ (Maset 2002:196). Die Korpusbildung muss in jedem Fall nach nachvollziehbaren Überlegungen und Schritten erfolgen und sollte im Methodenteil der wissenschaftlichen Arbeit im Detail erläutert werden.

Auswertung der Diskursfragmente

Nach Jäger (2015) sind die Mindestanforderungen für seine kritische Diskursanalyse ein Vorgehen auf Basis eines repräsentativen Korpus,

⁵ Bei thematisch, in Bezug auf das Medium oder die Zeitspanne klar begrenzten Diskursen mag es allerdings sehr wohl möglich sein, alle Diskursfragmente in das Korpus aufzunehmen, wie es bei den oben angeführten drei Beispielen aus dem Journal *Critical Discourse Studies* der Fall ist.

die Miteinbeziehung der situativen, medialen, institutionellen und historischen Ebene im Sinne einer politischen Darstellung, und sowohl eine Makro- als auch eine Mikroanalyse der Texte im Korpus. Haslinger weist zwar darauf hin, dass eine Mikroanalyse wegen des großen Arbeitsaufwandes nur dann praktisch durchführbar ist, wenn sich die Studie auf wenige Texte beschränken kann, dem kann man aber entgegenwirken, indem man ein größeres Korpus softwaregestützt aufarbeitet (siehe weiter unten).

Grob gesagt können wir also vom Großen ins Kleine vorgehen. Die **Makroanalyse** soll dabei den groben Verlauf aufzeigen. Dazu gehört u. a. die Entwicklung von Themenfeldern, das Aufzeigen von Zusammenhängen, Zusammenspiel und Verknüpfung von Diskursfragmenten und Diskurssträngen, wie auch die Häufigkeiten von Schlagwörtern und deren Entwicklung (wann sind welche Schlagwörter in welcher Häufigkeit aufgetaucht, wie hat sich das entlang der Zeitachse verändert?). Die Makroanalyse bietet sich für die Darstellung des Diskurses anhand von Zahlen, Tabellen, Diagrammen usw. an. Was bis zu welchem Detailgrad ausgewertet wird, hängt natürlich von den Präferenzen der Autorin oder des Autors (Zeitaufwand, technische Schwierigkeit, Erkenntnisinteresse) ebenso wie vom Korpus und der Struktur des Diskurses an sich ab.

Über die **Mikroanalyse** versucht man, Positionen, Redeabsichten, Metaphern, Kollektivsymbole, Argumentationsstrategien usw. herauszufinden. Man wird sich auf dieser Ebene also typischerweise mit einzelnen Diskursfragmenten oder sogar nur Teilen der Fragmente beschäftigen. Auch hier gilt es festzustellen, bis zu welcher Texttiefe man vorgehen möchte.

Zusammengefasst ist also das Ziel der Auswertung von Diskursfragmenten das Herauspräparieren und Sichtbarmachen von: Diskurssträngen/Themenfeldern und deren Hintergründen, Subdiskursen, Diskursverschränkungen, Diskursebenen (wobei die tatsächliche Analyse sich ruhig auf eine bestimmte Ebene beschränken kann), Akteur*innen und deren Zielen, Strategien, Profilen, und letztlich der Veränderung aller Genannten im Laufe der beobachteten Zeitspanne. Welche dieser Punkte dabei im Zentrum stehen oder ob überhaupt alle in der Analyse berührt werden müssen, obliegt dabei dem Ermessen der Forschenden und sollte in der Beschreibung des methodischen Vorgehens dokumentiert werden.

Auswertung von Diskursfragmenten durch Inhaltsanalyse

Die Auswertung von Diskursfragmenten muss nach geeigneten Methoden erfolgen. Hier zeigt sich, dass die Diskursanalyse nicht eine in sich geschlossene Methode darstellt, sondern eher ein Muster, in das nach Bedarf vielerlei Methoden der Datenaufbereitung und -auswertung eingebaut werden: Abhängig von der Natur der Diskursfragmente werden dabei auf Methoden wie Inhaltsanalyse, Filmanalyse oder Literaturanalyse zurückgegriffen. Da in den meisten Fällen sprachliche Äußerungen / schriftliche Texte das Korpus bilden, stehen Methoden zur Analyse von Texten im Zentrum, wie die hermeneutische Textanalyse oder die Inhaltsanalyse, auf die ich etwas genauer eingehen möchte.

Lektüre zur Text- und Inhaltsanalyse



Panke-Kochinke, Brigitte

2004 „Die rekonstruktive hermeneutische Textanalyse“, *Pflege & Gesellschaft* 2/2004, 59–63. <https://dg-pflegewissenschaft.de/wp-content/uploads/2017/06/PG-2-2004-Panke-Kochinke.pdf> (20.09.2019).

Früh, Werner

2007 *Inhaltsanalyse*. Konstanz: UVK.

Grundsätzlich haben wir die Wahl, eine Inhaltsanalyse manuell, computergestützt oder durch eine Mischung von beiden Zugängen durchzuführen. Dabei muss man allerdings sagen, dass auch Werner Früh in sein Standardwerk zur (manuellen) Inhaltsanalyse in der aktuellen Ausgabe in Kapitel 2.7 auf „Computer unterstützte Inhaltsanalyse“ eingeht. Die von ihm beschriebene Vorgangsweise entspricht im Großen und Ganzen derjenigen, die ich für umfangreiche Korpora ebenfalls empfehle. Früh weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass „komplexe Fragestellungen generell Schwierigkeiten [bereiten], also Fragestellungen, die sich nicht auf die einzelnen Elemente, sondern auf semantische Strukturen in Texten beziehen“ (Früh 2007:289). Das bedeutet, dass etwa Zusammenhänge von Formulierungen und Argumentationen nicht automatisiert erkannt werden können, was grundsätzlich richtig ist. Allerdings schließt die softwaregestützte Inhaltsanalyse die qualitative, manuelle Inhaltsanalyse und auch die hermeneutische Textanalyse in keiner Weise aus. Persönlich betrachte ich es als am sinnvollsten, fließend zwischen den Werkzeugen zu wechseln.

Die manuelle Inhaltsanalyse als ausschließliche Methode der Auswertung ist oft nur bedingt geeignet, einen Diskurs sinnvoll zu

analysieren, da nur eine überschaubare Anzahl an Diskursfragmenten manuell codiert werden kann (zumindest von einer einzelnen Person). Je nach Quellenart kann es allerdings auch sein, dass man um eine manuelle Inhaltsanalyse so oder so nicht herumkommt. Ein Beispiel aus der Praxis sind Zeitungsartikel aus jener Zeit, als diese noch nicht in computerlesbarer Schrift als digitalisierte Artikel in die Datenbanken gespeist wurden. Diese alten Artikel (bei der *Asahi shinbun* sind das alle Artikel vor ca. 1984) können somit logischerweise auch nicht computergestützt analysiert werden und widersetzen sich aufgrund schlechter Scanqualität und dem berüchtigten Layout japanischer Zeitungsartikel hartnäckig allen Versuchen, sie mittels OCR in maschinenlesbaren Text umzuwandeln. Wenn man mit historischen Diskursfragmenten arbeitet, muss also unter Umständen ohnehin manuell codiert werden.

Sofern die Diskursfragmente als maschinenlesbarer Text zur Verfügung stehen, ist es bei der Analyse eines umfangreichen Diskurses sinnvoll, für die Untersuchungen auf Makroebene Software zu verwenden, um so den Verlauf von Fragmenten, Schlagwörtern, Sprecher*innenbeiträgen etc. sowie den Diskursverlauf und diskursive Brüche bzw. Kontinuitäten quantitativ bestimmen zu können. Ergebnisse sollten in übersichtlicher Form (Tabelle, Diagramm) dargestellt werden.

Für die Mikroanalyse hat sich in der Praxis die iterative Anwendung manueller Inhaltsanalyse/Textanalyse einerseits und softwaregestützter Textanalyse andererseits bewährt. Die Softwareauswertung kann dabei sowohl induktiv als Basis zur Formulierung von Hypothesen dienen, als auch umgekehrt zur Überprüfung von Vermutungen verwendet werden.

Die Analyse auf der Mikroebene kann sich zwar auf die detaillierte, manuelle Analyse einiger repräsentativer Fragmente beschränken (wobei die Repräsentativität über die Makroanalyse oder auf andere Weise erst festgestellt werden müsste), mithilfe computergestützter Textanalyse kann aber auch halbautomatisiert eine Vielzahl von Fragmenten (oder nur Teile davon) gebündelt und ausgewertet werden, die etwa bestimmten Kriterien in Bezug auf die Verwendung von Wortkombinationen oder Satzarten (Fragesätze, Passivkonstruktionen, direkte Rede, Zitate usw.) entsprechen.

Ziel der Auswertung auf der Mikroebene ist jedenfalls das Bestimmen von Kommunikationsabsicht, -umfeld und -motivation eines

Diskursbeitrages. Des Weiteren können wahrnehmbare diskursive Effekte wie beispielsweise gesetzte Aktionen, Forderungen, Neubewertungen, Resultate etc. bestimmt werden. Zuletzt kann auch die Bestimmung des Verhältnisses der durch den Text hergestellten Ortung zum jeweiligen zeitgenössischen Diskurs (repräsentativ? oppositionell? querdenkerisch?) nur durch eine qualitative Auseinandersetzung mit den Diskursfragmenten auf der Mikroebene erreicht werden.

Ein interessantes Konzept, das von Jürgen Link aufgebracht wurde und von Jäger in die KDA integriert wurde, ist das der **Kollektivsymbole** (Jäger/Jäger 2007:53). Darunter versteht Link kulturelle Stereotype, die kollektiv tradiert und benutzt werden, oder „[d]ie Gesamtheit der so genannten ‚Bildlichkeit‘ einer Kultur, die Gesamtheit ihrer am weitesten verbreiteten Allegorien und Embleme, Metaphern, Exempelfälle und anschaulichen Modelle“ (Link 1997:25, zit. n. Haslinger 2006:27)⁶. In diesen Bereich fallen letztlich auch Metaphern, die im Diskurs verwendet werden; so könnte etwa ein soziales Phänomen von bestimmten Akteur*innen mit Metaphern beschrieben werden, die ein unterschwelliges Bild von Bedrohung oder Ausgeliefertsein hervorrufen: Flut, Überschwemmung, Beben, Erdbeben usw.

Letztlich wird die Wahl der (Mikro-)Analysemethodik von den persönlichen Präferenzen, dem Umfang des Korpus, der gewünschten Tiefe der Analyse und der Art der Diskursfragmente abhängen. Es lassen sich zahlreiche Methoden aus Disziplinen wie Soziologie, Literaturwissenschaft oder Linguistik anwenden, und es zählt sich aus, sich über den methodischen Zugang möglichst vieler Projekte zu informieren⁷.

Synthese der Ergebnisse

Am Ende von zentralen Teilen bzw. am Ende der gesamten Arbeit sollten Ergebnisse der Analyse zusammengeführt werden und von ihnen auf eine mögliche Beantwortung der Fragestellung geschlossen werden. Wie bereits erwähnt, ist neben der Herausarbeitung der Subdiskurse (Themen) und Diskursstränge (Entwicklungen) dabei die Bestimmung der Diskursakteur*innen und ihrer Rolle im Diskurs von zentraler Bedeutung. Haslinger spricht hier von einem Vergleich der Positionen der einzelnen Akteur*innen mit folgenden Zielen:

⁶ Link, Jürgen: *Versuch über den Normalismus: Wie Normalität produziert wird*. Wiesbaden: VS, 1997.

⁷ Viele unterschiedliche Zugänge finden sich in Zeitschriften wie *Critical Discourse Studies*, *Discourse & Society* (beide vorrangig im Rahmen der CDA) oder *Discourse* (kulturwissenschaftliche Themen; eher weniger im Sinne einer geordneten Diskursanalyse, sondern Forschung als Beitrag zu Diskursen).

Bestimmung der Machteffekte des Beitrages, seines Grades an Kreativität und des Aufmerksamkeitswertes des Sprecherbeitrags innerhalb des jeweiligen Sprachmarktes, Methoden zur Lenkung und Monopolisierung von Diskursen und zur Hierarchisierung und Verknappung des Aussageraumes, Einordnung der Einzelergebnisse in ein Gesamtbild des untersuchten Diskurses, Aussagen über die Beziehung zwischen Diskurs, Subjekt und sozialer Ordnung (Was lässt sich für die jeweilige Gesellschaft/Gruppe daraus schließen, wie lassen sich Verbote, Hierarchien, Handlungen etc. daraus erklären?). (2006:47)

Die Ergebnisse der Analyse können und sollen dabei auf Basis von Fachliteratur, Nachschlagewerken etc. interpretiert werden.

Vorsicht ist allerdings bei dem Versuch geboten, den weiteren Verlauf von Diskursen vorherzusagen. Jäger schreibt dazu, dass Diskurse zwar gewisse prognostische Einschätzungen erlauben, weil „historische und aktuelle Diskurse in aller Regel nicht einfach abbrechen und verschwinden, sondern zukünftige Diskursverläufe mitbestimmen“, und hält darüber hinaus fest: „Diskurse können sich mit anderen Diskursen verschränken, können sich verändern, aber auch bereits tot geglaubte Diskurse können wieder auftauchen“ (2015:142–144). In jedem Fall kann aber ein Diskurs nicht einfach linear verlängert werden, wobei Jäger trotz allem betont, dass es möglich scheint „Beharrungstendenzen aufzuzeigen [...] [weil] Diskurse und ähnliche Strukturen medial verfestigt werden, und daher meist nicht so einfach revidierbar sind“ (ebenda). Es sei trotzdem noch einmal darauf hingewiesen, dass geopolitische Ereignisse wie Turbulenzen auf Finanzmärkten, Kriege und dergleichen typischerweise nicht vorausberechenbar sind, und jegliche Prognose ohnehin über den Haufen werfen können.

Ein für die Diskursanalyse sehr wichtiges Konzept, das in der Auswertung und Zusammenführung der Ergebnisse Niederschlag finden sollte, ist das der Macht. Unter ‚Macht‘ kann man hier das Potential verstehen, in den Diskurs aktiv einzugreifen und andere Akteur*innen im Diskurs bzw. den Diskurs selbst zu beeinflussen. Literatur zu Formen von sozial legitimierter Macht baut oft auf den Ideen von French und Raven auf. Hier finden sich beispielsweise Kategorien wie Macht aufgrund des Status als Expert*in (vgl. Jägers „autorisierter Sprecher“), Macht aufgrund des Besitzes von Information, oder auch strukturell bedingte Macht: beispielsweise die Macht von politischen Institutionen, durch Regulative in den Verlauf von Diskursen einzugreifen.

Zu beobachten und zu hinterfragen, wer Macht besitzt, inwiefern diese Macht eingesetzt wird und warum diese Macht von den betroffenen gesellschaftlichen Gruppen akzeptiert wird (oder eben nicht akzeptiert wird), kann sehr interessant sein und wird insbesondere in der CDA typischerweise als zentraler Fokus der Analyse betrachtet.

— Diskurs-Macht



French, John und Betram Raven

1959 *Studies in Social Power*. Ann Arbor: University of Michigan Press⁸.

Des Weiteren ist es lohnenswert, reale Effekte eines Diskurses in der Gesellschaft (Handlungen, die gesetzt werden) im Hinblick auf die Beteiligung von Macht zu untersuchen. Das Ganze ist allerdings recht diffizil – oft genug wird man beispielsweise feststellen können, dass Expert*innen oder andere autorisierte Sprecher*innen einen Diskurs zwar sicherlich geprägt haben, aber ob dies nun aufgrund ihrer Machtposition geschehen ist, oder schlicht und einfach aufgrund der Tatsache, dass sie am häufigsten zu Wort gekommen sind, ist schwer zu interpretieren. Hier könnte man natürlich wiederum mutmaßen, dass autorisierte Sprecher*innen – somit also die mit einer bestimmten Macht ausgestatteten Sprecher*innen – als einen Effekt ihrer Macht einfach mehr Spielraum oder mehr Bühne in einem Diskurs erhalten. Somit könnte im Sinne einer Aufmerksamkeitsökonomie (vgl. Goldhaber 1997) Macht auch als das Potential verstanden werden, Aufmerksamkeit im Diskurs für sich zu beanspruchen – Modelle der Aufmerksamkeitsökonomie gehen ja davon aus, dass es sich bei Aufmerksamkeit um ein limitiertes Gut handelt.

Neben Foucaults eigenen und eher abstrakten Ausführungen zu Macht im Diskurs (vgl. Foucault 1981) und Siegfried Jägers praxisorientierteren Aufarbeitung davon (vgl. Jäger 2015), können auch z. B. dependenztheoretische Ansätze wie Richard Emersons *power-dependence relations* (vgl. Emerson 1962; vgl. Cook et al. 2006 für eine gute Aufarbeitung) helfen zu erklären, wie und warum Akteur*innen sich von anderen beeinflussen lassen. Für einen weniger psychologischen sondern eher sozialanthropologisch-philosophischen Zugang wäre Bourdieus Konzept von „Symbolischer Gewalt“ als Beispiel zu nennen. Grundsätzlich wird man jedenfalls bei den Strukturalist*innen und

⁸ Oder zum schnellen Nachlesen: https://en.wikipedia.org/wiki/French_and_Raven's_bases_of_power.

natürlich in Foucaults eigenem Werk und der Rezeptionsliteratur zu ihm viel (oft einigermaßen philosophisch-Abgehobenes) zum Konzept der Macht finden.

Um es wieder zum Pragmatischen zurückzuführen: Landwehr beschreibt Diskurse als „Regelmäßigkeit von Aussagefeldern, welche regulieren, was gedacht, gesagt und getan werden kann“ (2001:98). Hier kann man im ‚Regulieren‘ des Denk- und Handelbaren ganz gut sehen, was mit Macht gemeint sein kann. Jäger schreibt dazu:

Diskurse können Verhalten von Menschen und weitere Diskurse auslösen oder beeinflussen. Sie tragen damit zur Strukturierung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in den jeweiligen Gesellschaften bei (Foucault: „Macht-Wissens-Komplexe“). (Jäger 2015:38)

Zusammenfassend kann man es wohl so verstehen: Der Diskurs kann in der Gesellschaft reale, konkrete Handlungen nach sich ziehen, weil Subjekte durch das im Diskurs Gesagte und Nicht-Gesagte zu bestimmten Handlungsweisen bewegt werden, oder von anderen Handlungsweisen absehen. Somit können Subjekte oder Institutionen zu Handlungen motiviert werden, die auf die Gesellschaft und wiederum den weiteren Diskurs einwirken können – wie etwa Proteste, Demos und Aktionen; Wahlverhalten; Gesetze und politische Maßnahmen; Interviews, Reden über und zu Personengruppen usw.

Computergestützte Korpusanalyse mit *KhCoder*

Zur (Makro-)Auswertung von Diskursfragmenten kann im einfachsten Fall ein Tabellenkalkulationsprogramm wie *Excel* / *LibreOffice Calc* ausreichen. Daneben gibt es auch eine Reihe an Programmen, die auf statistische Auswertung von großen Textmengen spezialisiert sind, wie etwa das verbreitete *SPSS*. Ich möchte an dieser Stelle die Software *KhCoder*⁹ vorstellen, eine Textanalyse-Software, die vom japanischen Soziologen Higuchi Kōichi (Ritsumeikan-Universität) entwickelt und kostenlos zur Verfügung gestellt wird.

Sie wurde für die Analyse japanischer Texte entwickelt, kann mittlerweile aber auch bestens mit englischen Texten und in unterschiedlich großem Umfang auch mit anderen Sprachen zurechtkommen.

⁹ <http://kncoder.net/en/>.

KhCoder verwendet einen morphologischen Sequencer, mit dessen Hilfe der eingelesene Text in Tokens (für das Programm auswertbare Wörter oder Wortbestandteile) zerlegt wird. Durch Zurückgreifen auf Module der open-source-Programmbibliothek *R* (vergleichbar mit *SPSS*) können zahlreiche Analysen durchgeführt und ihre Ergebnisse visualisiert werden. Der Vorteil von *KhCoder* ist neben der nativen Kompatibilität mit japanischen Texten auch der starke Fokus auf ein Werkzeugset, das sich bestens für die quantitative und teils auch qualitative Analyse im Rahmen einer Diskursanalyse eignet.

Eine Einführung in die Handhabung des Programmes ist im Rahmen dieses Textes nicht möglich. Ich möchte daher auf das auf Japanisch und Englisch vorliegende Handbuch verweisen, das zusammen mit dokumentierten Beispielanwendungen für japanische und englische Texte jeder Installation von *KhCoder* beiliegt. Des Weiteren wird das Internet-Forum vom Entwickler auf Englisch und Japanisch aktiv betreut. Einerseits wurden viele Fragen zur Handhabung des Programmes bereits beantwortet, andererseits beantwortet der Autor des Programmes neue Fragen in der Regel sehr schnell. Auf den Seiten von *KhCoder* gibt es zudem ein Verzeichnis von vielen hundert akademischen Arbeiten, die bisher mit Hilfe dieser Software entstanden sind. Viele davon sind online verfügbar, allerdings wird das Programm oft eher zur Auswertung von Interviewdaten verwendet.

Als Einführung in die Korpuslinguistik empfehle ich die Internetseiten von Noah Bubenhofer. Bubenhofer wendet Korpuslinguistik an, weil er „die Sprache als Indikator für gesellschaftliche und kulturelle Phänomene“ (Bubenhofer 2020#1) betrachtet, was letztlich genau der Grund ist, aus dem Korpuslinguistik und Diskursanalyse so gut zusammenpassen.

Online Kurs und Ressourcen zur Korpuslinguistik

- 文 Bubenhofer, Noah
2020 *Einführung in die Korpuslinguistik: Praktische Grundlagen und Werkzeuge.*
<http://www.bubenhofer.com/korpuslinguistik/> (07.09.2020).

Grundsätzlich wird das Ziel der computergestützten Auswertung mit *KhCoder* oder einer vergleichbaren Software nach einem Erfassen der Eckdaten (Worthäufigkeiten im Korpus; auffällige Begriffe im Korpus) das Untersuchen von Kookkurrenzen mittels unterschiedlicher Werk-

zeuge sein. Kookkurrenz beschreibt die statistische Wahrscheinlichkeit, mit der Wortteile, Wörter oder Mehrwortphrasen innerhalb eines Analyseabschnittes (z. B. in einem Zeitungsartikel, in allen Zeitungsartikeln eines Monats, in allen Absätzen einer bestimmten Auswahl von Artikeln etc.) mit anderen Wörtern oder Mehrwortphrasen zusammen vorkommen. Erscheinen Wörter oder Mehrwortphrasen innerhalb des untersuchten Textes statistisch gesehen häufig bzw. in signifikanter Frequenz zusammen (sodass nicht mehr von einem Zufall ausgegangen werden kann), könnte das z. B. ein Indikator dafür sein, die jeweiligen Diskursfragmente als zusammenhängenden Diskursstrang oder als repräsentativ für den Sprachgebrauch eines Akteurs bzw. einer Akteurin zu begreifen. So liefern Kookkurrenzen Hinweise darauf, welche Diskursfragmente vielleicht manuell genauer untersucht werden sollten, und lassen Rückschlüsse auf Themenfelder, Assoziationen zu Schlagwörtern und diskursiv-rhetorische Strategien zu. Das trifft besonders dann zu, wenn sie mit quantitativer Auswertung kombiniert und evtl. entlang einer Zeitachse dargestellt werden.

Die Visualisierung von signifikanten Kookkurrenzen im Korpus oder in einem Teil des Korpus als Netzwerke (Cluster) beispielsweise ist in *KhCoder* mit sehr wenig Aufwand durchführbar und kann als erster Schritt zur Analyse der Diskursfragmente schon einmal interessante Hinweise auf Thematiken und Akteur*innen liefern. Wird ein Kookkurrenznetzwerk auf Basis von Codes (auf die ich im Folgenden kurz zu sprechen komme) berechnet, kann dies auch verwendet werden, um die Verknüpfung von Diskurssträngen zu visualisieren (siehe Abb. 1).

Für tiefergehende Analysen mit *KhCoder* bietet sich die Verwendung von **Codes** an. Ein Code wird im Prinzip wie in der Inhaltsanalyse als Behälter für beliebig viele Begriffe und/oder Phrasierungen verwendet, die ein Phänomen beschreiben können. In *KhCoder* können Codes sehr simpel sein (einfach Aufzählungen von Wörtern), oder sehr komplex (Kombination von Bedingungen und Beschränkungen). Die Kombination von Codes mit den Kookkurrenz-basierten Auswertungswerkzeugen in *KhCoder* eröffnet viele interessante Möglichkeiten der Korpusauswertung und lädt zum Experimentieren ein. Eine Erklärung der Code-Syntax und der Anwendung findet sich ebenfalls in den Handbüchern. Für anspruchsvolle Analysen wird man um die Verwendung von Codes nicht herumkommen – aber wie gesagt: Codes müssen nicht zwangsläufig kompliziert sein.

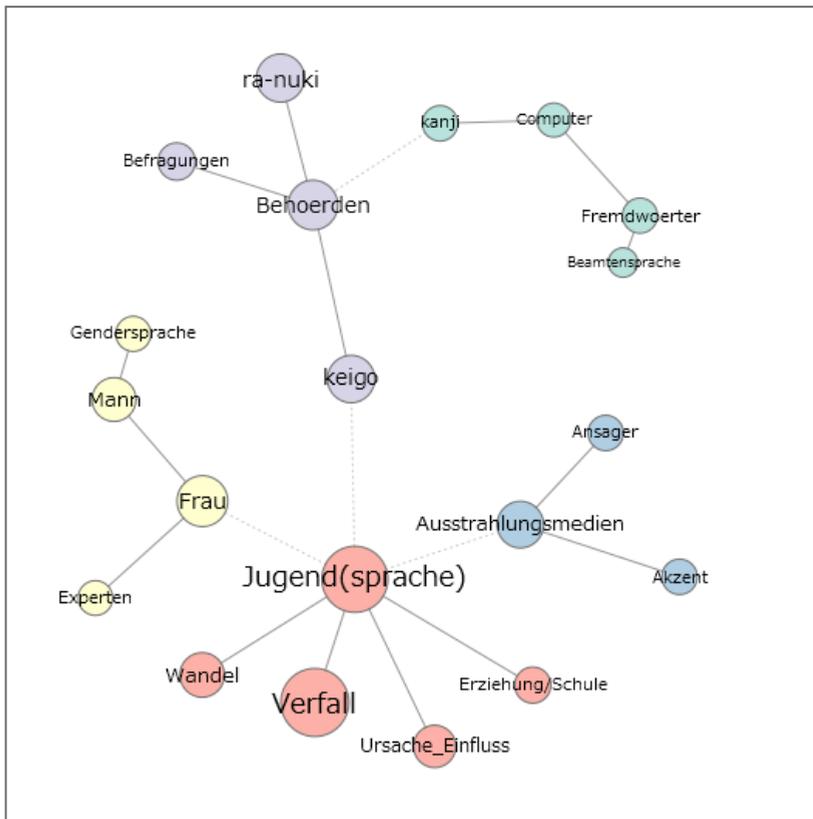


Abb. 1: Beispiel für ein Kookkurrenznetzwerk von Codes zum Rahmenthema „Sprachverfall“ (Seidl 2016:126)

Die Durchführung der Diskursanalyse an einem Beispiel

In diesem Abschnitt möchte ich am Beispiel meiner Dissertation (vgl. Seidl 2016; über die Universitätsbibliothek bzw. die FB Ostasienwissenschaften der Universität Wien verfügbar) kurz die konkrete Durchführung einer softwaregestützten Diskursanalyse erläutern. Dabei konzentriere ich mich auf den sozusagen handwerklichen Aspekt der Analyse und gehe nicht auf Teile wie Begriffsdefinitionen und Klärung des wort- und zeitgeschichtlichen Umfeldes der Thematik ein.

Der gewählte Diskurs war der zu Sprachverfall (und, wie sich bald herausgestellt hat, damit auch zu Sprachwandel) zwischen 1945 und 2010. Da ich an einem möglichst breiten, gesamtgesellschaftlichen Bild eher als am Fachdiskurs interessiert war, habe ich mich für japanische

Tageszeitungen als Diskursebene entschieden. Ursprünglich wollte ich die drei meistgelesenen Zeitungen (*Asahi*, *Yomiuri* und *Mainichi shinbun*) untersuchen. Nach dem Bearbeiten eines kleinen Probesamples und Evaluierung des Arbeitsaufwandes habe ich mich auf nur zwei Zeitungen (*Asahi* und *Yomiuri*) beschränkt. Das Korpus wurde aus Zeitungsartikeln zusammengetragen, die im Titel und/oder Artikeltext eines oder mehrere einer langen Liste von Schlagwörtern enthalten. Die Liste mit Schlagwörtern (teils Begriffe, die sich auf spezifische Subdiskurse beziehen, teils Synonyme anderer Begriffe in der Liste) wurde im Laufe der Korpuserstellung immer länger. Zum Feststellen von (potentiell) relevanten Schlagwörtern habe ich die Wortlisten-Funktion in *KhCoder* verwendet, durch die alle Wörter nach Wortkategorie und Häufigkeit aufgelistet werden. Neu in die Schlagwortliste aufgenommene Begriffe wurden umgekehrt auch wieder für neue Suchen in den Zeitungsdatenbanken verwendet, womit das Korpus über einen langen Zeitraum hinweg ständig seine Gestalt veränderte.

Zunächst wurden grundsätzliche quantitative Aspekte abgeklärt. Dazu gehörten Fragen wie: Wie viele Artikel über welchen Zeitraum? Welche grundsätzlichen Auffälligkeiten wie plötzliche Anstiege oder plötzliches Einknicken von Artikelzahlen pro Jahr? Auffälligkeiten in Bezug auf Artikeltyp und Position in der Zeitung (Sparte)? Hier konnte schon ein auffällig hoher Anteil (etwa ein Drittel) an Leser*innenzuschriften und Artikeln, in denen etwa Personen auf der Straße befragt wurden (zusammengefasst als „Artikel mit Leserbeteiligung“) festgestellt werden. Das wurde zunächst als Hinweis darauf aufgefasst, dass die ‚Leser*innen‘ (also Durchschnittsbürger*innen; nicht Journalist*innen oder andere professionelle Texterzeuger*innen) als heterogene Gruppe von Akteur*innen aktiv am Diskurs beteiligt waren.

Danach wurden die Artikel eines Jahrzehnts zu Subkorpora zusammengefasst und ausgewertet. Dabei wurden die Artikel von 1945 bis Anfang der 1980er Jahre manuell codiert (manuelle Inhaltsanalyse), der Rest mit *KhCoder*. Jedes Jahrzehnt wurde in einem Kapitel näher erläutert. Grundsätzlich wurden dabei Themen, deren Entwicklung sowie beteiligte Akteur*innen beschrieben. Zum besseren Verständnis wurden dabei zahlreiche Passagen aus Artikeln zitiert, etwa um einen bestimmten Sprachgebrauch zu veranschaulichen, oder um widersprüchliche Diskurspositionen oder diskursbestimmende Passagen an Beispielen zu illustrieren.

Für den mit KhCoder ausgewerteten Teil wurde massiv mit Codes gearbeitet. Zunächst wurden hier noch einfache Codes im Sinne von Synonymlisten verwendet. Im Laufe der Arbeit wurden die Codes immer zahlreicher und auch komplexer, etwa mit verschachtelten Bedingungen wie „Wort C muss auf Wort B folgen, und B auf A, und alle drei müssen innerhalb eines Satzes stehen“¹⁰. So wurden Codes für alle Themen und Unterthemen erstellt, für Akteur*innen und Institutionen, für Sprachmuster (etwa Passiv der Allgemeinheit¹¹ in Kombination mit bestimmten Verben wie klagen, behaupten usw.) und vieles mehr. Diese Codes haben sich im Laufe des Projektes ebenfalls immer wieder geändert, weshalb auch hier mitunter ein mehrfaches Aufarbeiten der gleichen Fragestellungen nötig war. Über die Dichte von Schlagwörtern in den Artikeln wurde tentativ die Relevanz für den Diskurs oder Subdiskurs im jeweiligen Zeitraum bestimmt, und über die Anwendung von Codes wurden Artikelpassagen herausgefiltert und im Detail gelesen. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse wurden teils wieder verwendet, um neue Schlagwörter, neue Codes oder neue Arbeitshypothesen zu generieren. Hauptsächliches Werkzeug war dabei neben Filtern von Artikeln und Artikelteilen durch die Anwendung eines oder mehrerer Codes vor allem die Funktion der *Word Association*¹² und der dazugehörigen Visualisierung als Cluster-Netzwerk. *Word Association* gibt eine Liste der statistisch signifikanten Kollokatoren zu einem Wort oder auch einem Code (!) aus, was es zu einem sehr vielseitigen Werkzeug macht. Auch die Möglichkeit, die inhaltliche Überschneidung von Codes und ihre Entwicklung entlang einer Zeitachse zu visualisieren (die Tools *Codes: Frequency*, *Crosstabs* und *Similarity Matrix*), ist sehr hilfreich. Zur schnellen Abklärung des Wortumfeldes wurde neben *Word Association* auch die in der Korpuslinguistik häufig verwendete KWIC (*keyword in context*) Funktion verwendet, bei der ein Suchbegriff und sein unmittelbares Wortumfeld visualisiert werden.

Auf diese Weise wurden jahrzehnteweise alle Subdiskurse und ihre Charakteristiken herausgearbeitet. So wurde festgestellt, welche Subdiskurse sich wann und wie etablierten und entwickelten, von wem sie getragen wurden, und welche Positionen vertreten wurden.

10 Das sieht als Code in *KhCoder* so aus: seq(A-B-C)[b].

11 Entspricht dem deutschen „man hört oft, dass...“; „es wird oft behauptet, dass...“; wurde im Kontext der Arbeit als Versuch der Akteur*innen interpretiert, die eigenen Meinung als gleichlautend mit einer etablierten Weltsicht darzustellen, da in vielen Fällen recht offensichtlich damit die persönliche Meinung der Akteur*innen ausgedrückt wurde, also eigentlich ein „ich finde, dass...“.

12 Begriffe, die sich auf Werkzeuge von *KhCoder* beziehen, gehen vom englischsprachigen Interface aus.

Weiters wurden als die wesentlichen Akteur*innengruppen im Zeitungsdiskurs die Zeitungen selbst (Redakteur*innen), Expert*innen (Wissenschaftler*innen, Schriftsteller*innen usw.) und Leser*innen bestimmt. Mithilfe von *KhCoder* wurden virtuelle Korpora geschaffen, die nur aus Beiträgen der jeweiligen Gruppen bestanden, und diese Korpora auf Auffälligkeiten im Hinblick auf Sprachgebrauchsmuster (Metaphern, Aussageziele usw.) untersucht. Es zeigte sich eine deutliche sprachideologische Komponente (im Sinne von Sprachpurismus, aber auch der Gleichsetzung von Sprache, Kultur und im weiteren Sinn japanischer Identität), die aber tendenziell an Relevanz zur verlieren scheint. Als Verwirklichungseffekt des Diskurses konnte zunächst die Beteiligung von Regierungsinstitutionen im Sinne sprachpolitischer Maßnahmen festgestellt werden. Mit zunehmender Ausdehnung des Diskurses kamen aber auch wirtschaftliche Aspekte wie Sprachkurse und Sprachzertifikatsprüfungen für Muttersprachler*innen, Ratgeberliteratur, sprachbezogene Computerspiele, Theaterstücke usw. dazu. Abschließend wurde der Gesamtverlauf des Diskurses aus der Vogelperspektive betrachtet und versucht, gesellschaftliche Wandlungerscheinungen, die sich im Diskurs manifestierten, in den theoretischen Verständnisrahmen des Poststrukturalismus / der Postmoderne zu setzen.

Literaturempfehlungen

- 文 Franck, Georg
 2007 *Ökonomie der Aufmerksamkeit*. München: dtv.
- Keller, Reiner
 2013 „Das Wissen der Wörter und Diskurse“, Willy Viehöver, Reiner Keller und Werner Schneider (Hg.): *Diskurs – Sprache – Wissen: Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 21–49.

Bibliographie

- Bubenhof, Noah
 2009 *Sprachgebrauchsmuster: Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse*. Berlin: De Gruyter.
- 2020 „Über mich“, Noah Bubenhof. <https://www.bubenhof.com/index.php?id=1> (18.09.2019).

- Cook, Karen, Coye Cheshire und Alexandra Gerbasi
 2006 „Power, dependence and social exchange“, Peter J. Burke (Hg.): *Contemporary social psychological theories*. Stanford: Stanford University Press, 194–215.
- Eder, Franz X.
 2006 „Historische Diskurse und ihre Analyse: Eine Einleitung“, Franz X. Eder (Hg.): *Historische Diskursanalysen: Genealogie, Theorie, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 9–26.
- Emerson, Richard M.
 1962 „Power-dependence relations“, *American Sociological Review* 27/1, 31–41. <https://www.jstor.org/stable/2089716> (07.09.2020).
- Foucault, Michel
 1981 *Archäologie des Wissens*. Berlin: Suhrkamp.
- Früh, Werner
 2007 *Inhaltsanalyse*. Konstanz: UVK.
- Gardt, Andreas
 2012 „Diskursanalyse: Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten“, Ingo H. Warnke (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault: Theorie und Gegenstände*. Berlin: De Gruyter, 27–52.
- Goldhaber, Michael
 1997 „The attention economy and the net“, *First Monday* 2/4. <https://firstmonday.org/ojs/index.php/fm/article/view/519/440> (07.09.2020).
- Haslinger, Peter
 2006 „Diskurs, Sprache, Zeit, Identität: Plädoyer für eine erweiterte Diskursgeschichte“, Franz X. Eder (Hg.): *Historische Diskursanalysen: Genealogie, Theorie, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 27–50.
- He, Agnes Weiyun
 2017 „Discourse analysis“, Mark Aronoff und Janie Ree-Miller (Hg.): *The handbook of linguistics*. Hoboken: Wiley Blackwell, 445–462.
- Jäger, Siegfried
 2015 *Kritische Diskursanalyse: Eine Einführung*. Duisburg: Unrast (Edition DISS).
- Jäger, Margarete und Siegfried Jäger
 2007 *Deutungskämpfe: Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse*. Wiesbaden: VS.
- Landwehr, Achim
 2001 *Geschichte des Sagbaren: Einführung in die Historische Diskursanalyse*. Tübingen: Edition diskord.
- Li, Juan
 2011 „Collision of language in news discourse: A functional-cognitive perspective on transitivity“, *Critical Discourse Studies* 8/3, 203–219.
- Saft, Scott und Yumiko Ohara
 2006 „The media and the pursuit of militarism in Japan: Newspaper editorials in the aftermath of 9/11“, *Critical Discourse Studies* 3/01, 81–101.
- Seidl, Bernhard
 2016 *Verfall oder Wandel?* Diss., Universität Wien.
- Wodak, Ruth
 2006 „Critical Linguistics and Critical Discourse Analysis“, *Handbook of Pragmatics Online*. <https://doi.org/10.1075/hop.10.cri1> (18.09.2019)

Texte und Medien

ADAM GREGUŠ

TAMARA KAMERER

Japan wie es im Buche steht Literaturwissenschaftliche Methoden in der Japanologie

Literaturwissenschaften und japanische Literatur

Eine Besonderheit der literaturwissenschaftlichen Arbeit in der Japanologie ist die stetige Präsenz von verschiedenen Disziplinen, mit denen man sich im Studium womöglich noch vor Literatur und damit verbundenen literaturwissenschaftlichen Methoden vertraut macht. Allein um die Sprache zu beherrschen, die eine Beschäftigung mit literarischen Texten überhaupt erst ermöglicht, werden die intensive Auseinandersetzung mit der Grammatik und ein Zugang zur Fremdsprache vorausgesetzt.

Muss ich Literatur in der Originalsprache lesen? _____

ポ
イ
ン
ト
Abhängig von der Forschungsfrage kann es mehr oder weniger wichtig sein, einen Text im Original zu lesen: Sollen etwa sprachliche Besonderheiten wie z. B. der Gebrauch von Frauensprache oder der Einsatz von Dialekt untersucht werden, so wird man diese anhand einer übersetzten Version nur bedingt bis gar nicht beantworten können. Stehen aber beispielsweise inhaltliche oder thematische Aspekte im Vordergrund, so lassen sich diese auch anhand von Übersetzungen erarbeiten. Für eine qualitativ hochwertige literaturwissenschaftliche Arbeit ist es daher wichtig, die richtigen Fragen an den jeweiligen Text zu richten und eine geeignete Methode für die Analyse zu wählen. Es empfiehlt sich dennoch, die Lektüre im Original nicht allzu lange aufzuschieben: Versuchen Sie beispielsweise Schlüsselstellen im Text zu identifizieren und diese im japanischen Original zu lesen, wenn Sie sich einen ‚ganzen‘ Text noch nicht zutrauen, oder erarbeiten Sie sich das japanische Original mit Hilfe einer Übersetzung.

Neben dem Erlernen der Fremdsprache setzen sich Japanologie-Studierende oftmals mit Methoden aus diversen Disziplinen auseinander; am Wiener Standort beinhaltet das vor allem Bereiche der Kultur- und Sozialwissenschaften. Dieses Wissen kann in interdisziplinären Ansätzen münden und so das metaphorische Blickfeld um neue Perspektiven er-

weitern; andererseits können Vorerfahrungen aus Bereichen außerhalb der Kulturwissenschaften teilweise auch zu Unsicherheiten bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit literarischen Texten führen. Dieser Beitrag soll daher dazu dienen, einige wenige grundlegende Methoden und Zugänge für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit literarischen Texten vorzustellen und auf die besonderen Möglichkeiten und Herausforderungen im Bereich der japanischen Literatur und der japanologischen Literaturwissenschaft einzugehen.

Die wissenschaftlichen Zugänge zu japanischer Literatur unterschieden sich ursprünglich im internationalen Feld teils deutlich voneinander, was im bedeutenden Maße auch mit den jeweiligen akademischen Traditionen verbunden ist. In Japan wurde japanische Literatur lange Zeit als Nationalliteratur (*kokubungaku* 国文学) erforscht; daraus ergab sich eine gewisse Innenperspektive, die ausländische Forscher*innen eher ausschloss, wie die Japanologin Irmela Hijiya-Kirschnereit ausführt (Hijiya-Kirschnereit 2015:6). An vielen japanischen Universitäten erfuhr das Fach daher in den letzten Jahren eine Neubenennung in *Nihon bungaku* 日本文学, also japanische Literatur, und einige Forscher*innen sprechen auch von *nihongo bungaku* 日本語文学, also japanisch-sprachiger Literatur, um den Fokus auf die japanische Sprache und nicht auf den ethnischen Hintergrund der Autor*innen zu legen (Nishi 2011:179). In der japanischen Literaturwissenschaft lag der Fokus zudem lange Zeit auf den Schriftsteller*innen und ihren Biographien, wobei insbesondere jene wissenschaftliche Aufmerksamkeit erhielten, die zum zentralen Literaturkanon zählten. Auch hier zeichnet sich jedoch eine Veränderung ab, sodass Literatur in Japan nun auch über Themenfelder und Literaturtheorien erschlossen wird.

Die japanologische Literaturwissenschaft im deutschsprachigen Raum hat ebenfalls philologische Wurzeln, welche die Japanologin Lisette Gebhardt so zusammenfasst: „Der heute noch legitime philologische Ansatz stellt den Text als solchen in den Mittelpunkt und versucht ihn sprachlich, inhaltlich, ästhetisch sowie in seinem zeitgebundenen soziokulturellen Umfeld zu erfassen“ (Gebhardt 2014:299). Ab den 1990er Jahren machte sich der Einfluss der Kulturwissenschaften bzw. der (britischen) Cultural Studies in der literaturwissenschaftlichen Japanologie im deutschsprachigen Raum bemerkbar: Die Berücksichtigung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen bei der Analyse literarischer Texte verstärkte sich und es trat eine stark theoriegeleitete Ar-

beitsweise in den Vordergrund. Heute kommen auch oft gleichzeitig verschiedene Methoden bei der Bearbeitung literaturwissenschaftlicher Themen zum Einsatz, die unter anderem aus sozialwissenschaftlichen Feldern entliehen werden (Gebhardt 2014:297–299).

An den englischsprachigen Universitäten begann die literaturwissenschaftliche Forschungsgeschichte ähnlich, da auch sie in der Philologie verwurzelt ist. Insbesondere in Großbritannien und den USA wurde jedoch schon wesentlich früher mit Theorien aus dem Bereich der Cultural Studies gearbeitet. Beispiele dafür wären Gender-Theorien (z. B. Judith Butler) oder auch Theorien zu Postkolonialismus (z. B. Homi K. Bhabha oder Edward Said), die den wissenschaftlichen Diskurs innerhalb der (japanologischen) Literaturwissenschaften stark geprägt haben. Die starke Orientierung an Theorien hat mittlerweile aber auch schon zu Kritik geführt, nämlich in jenen Fällen, in denen der (literarische) Text neben dem gewählten theoretischen Ansatz in den Hintergrund tritt oder der Kulturbegriff nicht näher definiert wird (z. B. Treat 2018:236). Abschließend sei gesagt, dass diese internationalen Unterschiede heute immer mehr verschwinden und sich die Arbeitsweisen mehr und mehr angleichen. Dennoch ist es immer notwendig, die eigenen Vorannahmen, Theorien und Vorgehensweisen zu reflektieren und zu überprüfen, ob sie für die vorliegende Fragestellung geeignet sind.

Wenngleich die Literaturwissenschaften eine vergleichsweise alte Disziplin sind, deutet dieser kurze Abriss bereits an, wie vielfältig die Zugänge sein können. Diese Diversität setzt sich bei den methodischen Vorgehensweisen fort. Schon die Art, einen literarischen Text zu lesen, kann maßgeblichen Einfluss auf Analyseergebnisse haben. Daher widmet sich dieser Beitrag unter anderem den verschiedenen ‚Distanzen‘ des Lesens, die sich auf einen Textabschnitt bis hin zu ganzen Textkorpora, die mehrere Titel umfassen, beziehen können. Schnell wird klar, dass es nicht die eine ‚richtige‘ Art gibt, literaturwissenschaftlich zu arbeiten; je nach Thema, Erkenntnisinteresse und Material sind aber bestimmte Zugangsarten an den Gegenstand geeigneter als andere. Einige Vorschläge, wie man sich einem literarischen Text nähern und diesen analysieren kann, werden im Folgenden dargestellt. Der Fokus liegt hier auf narrativen, fiktionalen Texten, da diese zu den am öftesten untersuchten zählen und so auch einen geeigneten Einstieg in die japanologische Literaturwissenschaft bieten.

Die grundlegenden Kategorien einer Erzählung

Ein narrativer Text wird üblicherweise in einer Geschichte verankert, die einen guten Ausgangspunkt für die Analyse bildet. Freilich kann der Begriff „Geschichte“ metaphorisch auch auf nichtfiktionale Texte (wie Essays oder Reiseberichte) übertragen werden: Selbst wissenschaftliche Arbeiten erzählen im Idealfall eine ‚Geschichte‘, welche das Publikum zum Lesen animiert. Die Geschichte – beziehungsweise *Erzählung* – kann mit fünf grundlegenden **W-Fragen** verortet werden: **was, wie, wer, wo** und **warum**¹ (Nünning/Surkamp 2009:95). Die aus der Philologie entstammende Methode der Narratologie oder Erzähltextanalyse bietet eine Vielzahl an Werkzeugen an, um diese Fragen zu beantworten.

Die Frage „was“ bezieht sich vor allem auf die Handlung: Was passiert? Hier unterscheidet man zwischen Story und Plot. Die Story beschreibt die chronologische Abfolge von Ereignissen – z. B.: Die Katze verschwindet, dann steigt Okada Tōru in einen Brunnen hinab. Der Plot bezieht zusätzlich kausale und logische Zusammenhänge verschiedener Handlungselemente mit ein – z. B.: Da seine Katze verschwunden war, stieg Okada Tōru in einen Brunnen hinab, um dort nach ihr zu suchen. Dieses „Was“ des Textes kann auch Ereignisse, Figuren, narrative Muster, den Aufbau der Geschichte oder die örtliche und zeitliche Einordnung beinhalten (ebenda). Alle diese Elemente sind potentiell zu untersuchen. In der Praxis ist es aber vor allem bei kürzeren Textformen wie Seminararbeiten nicht sinnvoll, alle diese Bestandteile gleichwertig zu behandeln, und es empfiehlt sich eher, sich auf ein oder zwei besonders ergiebige oder interessante Aspekte zu konzentrieren. Darüber hinaus sollte unbedingt auf lange Zusammenfassungen, die sämtliche Verzweigungen im Plot wiedergeben, verzichtet werden – eine konzise Inhaltsangabe hilft dem Verständnis der Analyse mehr und sollte maximal eine halbe Seite einnehmen.

Neben der Handlung spielt auch die Diskursebene eine bedeutende Rolle in narrativen Texten; diese definiert, wie der Text erzählt wird (ebenda:91–92). Die Diskursebene des Textes wird hauptsächlich durch die Differenzierung von Erzähler- und Fokalisierungsinstanz bestimmt. Die Erzählerinstanz („der/die Erzähler*in“) erzählt die Geschichte; die Fokalisierungsinstanz ist hingegen diejenige Figur, aus deren Sicht die Ereignisse wahrgenommen werden. Diese beiden Instanzen stimmen

¹ Ansgar Nünning und Carola Surkamp führen in ihrem Beitrag einen detaillierten Fragenkatalog an (Nünning/Surkamp 2009:110).

oft bei einer Erzählung aus der ersten Person – einer „Ich-Erzählung“ – überein, wobei man hier noch zwischen dem „erzählenden Ich“ (das die Geschichte *berichtet*) und dem „erlebenden Ich“ (das die Geschichte *erlebt*) unterscheiden kann. Auf eine ähnliche Weise können Erzählweisen aus der dritten Person – der „Sie/Er-Erzählung“ – abgestuft werden (ebenda:98–99). In diesem Fall kommt entweder eine auktoriale Erzählinstanz vor, die vor allem durch ihre ‚Allwissenheit‘ bzw. ‚Allgegenwart‘ gekennzeichnet ist, oder eine personale, die eine Geschichte aus der Perspektive einer oder mehrerer Figuren erzählt (ebenda:103). Die Allwissenheit ist dabei spezifisch für Erzählungen aus der Drittperson-Perspektive. Wichtig zu erwähnen ist dabei der Begriff von der sogenannten Diegese, also der ‚fiktiven Welt‘ bzw. des ‚Universums‘, in dem die jeweilige Fiktion spielt. Man kann sich die drei Wände einer klassischen Theaterbühne vorstellen und die unsichtbare „vierte Wand“ zum Publikum, die bei direkter Ansprache des Publikums durchbrochen wird – und so die diegetische Grenze überschreitet. In diesem Zusammenhang unterscheidet der Literaturwissenschaftler Gérard Genette zwischen homodiegetischem (Erzähler*in ist an der Handlung beteiligt) und heterodiegetischem Erzählen (Erzähler*in ist nicht an der Handlung beteiligt) sowie zwischen der extradiegetischen (= Erzählen) und der intradiegetischen (= erzähltes Erzählen) Ebene (Martínez/Scheffel 2016:80; 85–86).

Es gibt viele Variationen dieser Strukturen und Muster, die aber unter Berücksichtigung der grundlegenden „W-Fragen“ ersichtlich werden. Als Erzählinstanz können beispielsweise unzuverlässige Erzähler*innen (*unreliable narrator*) vorkommen, welche die Leser*innen auf verschiedenen textuellen Ebenen in die Irre führen (ebenda:100–112). In den Werken *Kinkakujī* von Mishima Yukio (1956) und *Gurotesuku* von Kirino Natsuo (2003) dient die unzuverlässige Erzählinstanz etwa dazu, die Natur der Wahrheit respektive den psychischen Zustand der erzählenden Figur in Frage zu stellen. Es ist auch zu bemerken, dass die Ermittlung des „Was“ und „Wie“ eines Textes durchaus in die drei restlichen Faktoren übergreifen kann: Die W-Fragen bzw. Ebenen eines Erzähltextes können nicht immer trennscharf voneinander unterschieden werden. So kommt es auch, dass verschiedene Literaturwissenschaftler*innen die Zugehörigkeiten von Handlung, Erzählstimme, Figuren, Ort und Zeit etwas unterschiedlich handhaben (vgl. z. B. Martínez/Scheffel 2016 und Nünning/Surkamp 2009).

Unabhängig vom Referenzwerk ist es jedoch wichtig, sich dieser formalen Aspekte von Erzähltexten bewusst zu werden und diese Strukturen mithilfe der narratologischen Werkzeuge offenzulegen und nachvollziehbar darzulegen, wie ein Text gemacht ist. Alle Aspekte gemeinsam tragen zu dem „Warum“ eines narrativen Textes bei.

Literaturwissenschaftliche Methoden

- 文 Hallet, Wolfgang
 2009 „Romanlektüre und Kompetenzentwicklung: Vom narrativen Diskurs zur Diskursfähigkeit“, Wolfgang Hallet und Ansgar Nünning (Hg.): *Romandidaktik: Theoretische Grundlagen, Methoden, Lektüeranregungen*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 73–88.
- Martínez, Matías und Michael Scheffel
 2016 *Einführung in die Erzähltheorie*, 10. Auflage. München: C. H. Beck [1999].
- Nünning, Vera und Ansgar Nünning (Hg.)
 2010 *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse: Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen*. Stuttgart und Weimar: J. B. Metzler.

Zugänge und Distanzen zum Lesen und Interpretieren

So sinnvoll die Bestimmung von formalen Aspekten eines narrativen Textes ist, stellt sie meistens nur den wichtigen ersten Schritt der eigentlichen Arbeit dar². Wie auf den Text in der weiteren Analyse eingegangen wird, hängt in erster Linie vom Erkenntnisinteresse ab, mit welchem das jeweilige Thema bearbeitet wird.

Im Rahmen der Literaturwissenschaft können wie oben erwähnt verschiedenste Theorien und Methoden diskutiert und zum Einsatz kommen, auch wenn sie aus anderen Disziplinen stammen. Gender-Aspekte literarischer Werke werden inzwischen fast selbstverständlich in Literatur-Analysen miteinbezogen, was gewiss auch mit der zunehmenden Diffusion der öffentlichen Gender-Diskussion zu tun hat. Ansätze wie beispielsweise jene von Judith Butler bieten daher immer noch fruchtbare Möglichkeiten für die literarische Analyse. Und obwohl man in der Japanologie in der Regel immer noch selten auf psychoanalytische Fragestellungen etwa nach Sigmund Freud oder Jacques Lacan stößt, finden kulturelle Theoretiker wie Stuart Hall oder Michel Foucault nach wie vor hohen Anklang. Die theoretische Verankerung einer Analyse dient nicht nur der Schärfung des Fokus, sondern verortet die ‚japanolo-

² Die Sondernummer der *Beiträge zur mediavistischen Erzählforschung* sind ein Beispiel dafür, dass auch der Fokus auf die narratologische Analyse von (vormodernen) japanischen Texten gewinnbringende Erkenntnisse erzielen kann (→ 文, S. 222).

gische' Fragestellung in einem breiteren kulturwissenschaftlichen Diskurs und bietet so Anknüpfungspunkte für fachübergreifende Diskussionen. Als Einstieg in Theorien und die um sie entstandenen Diskurse sind Reader und Handbücher zu empfehlen, welche die teilweise sehr komplexen Ideen und Konzepte klar darstellen und die erste Orientierung vereinfachen. Ebenso sinnvoll für die Konzeptionsphase sind Methodenwerke, die sich detailliert mit den jeweiligen Vorgehensweisen auseinandersetzen. Überblickswerke können hier einen guten Einstieg in das literaturwissenschaftliche Arbeiten bieten und liefern zumeist wertvolle Hinweise auf weiterführende Literatur³.

Verschiedene methodische Zugänge und Möglichkeiten von Textanalyse können unter anderem durch die jeweiligen ‚Distanzen‘, die zum Text eingenommen werden, illustriert werden. Die bekannteste Methode und wohl diejenige, die sich in der Literaturwissenschaft am besten etabliert hat, ist das sogenannte *close reading*. In der Gegenwart stellt *close reading* aber bei weitem nicht die einzige angemessene Methode der Textlektüre dar, obwohl sie lange Zeit in der Literaturwissenschaft als *das* Analyseinstrument für literarische Texte galt. Inzwischen wurden verschiedene andere Ansätze entwickelt, die als Reaktion auf die dominante Rolle dieser Analyse-Methode angesehen werden können. Eine kurze Vorstellung dieser verschiedenen ‚Leseweisen‘ von literarischen Texten – sprich, der verschiedenen ‚Brillen‘, die man sich bei der Textlektüre bzw. der Themensuche und Themenstellung aufsetzen kann – findet sich im Folgenden und soll als Einstieg in die literaturwissenschaftliche Arbeit in der Japanologie dienen.

***Close reading*: Wie nah ist nah genug?**

Es ist wichtig festzuhalten, dass *close reading* – gewissermaßen im Kontrast zu den darauffolgenden Arten der Lektüre – keine eindeutig definierte Methode darstellt, der man schrittweise folgen würde. Es ist sogar umstritten, ob der Sinn und Zweck von *close reading* überhaupt die inhaltliche Interpretation eines Textes sein sollte. Der Anglist Wolfgang Hallet definiert die Methode folgendermaßen:

Als *close reading* wird ein [...] Interpretationsverfahren bezeichnet, dessen grundlegendes Prinzip die textgenaue, detailbezogene Lektüre und Analyse

³ Der von Vera und Ansgar Nünning (2010) herausgegebene Sammelband bietet beispielsweise einen breiten Überblick zu literaturwissenschaftlichen Methoden und weiterführender Fachlektüre (→ 文, S. 212).

eines literarischen Textes ist. Eine solche Lektüre versucht der Vielschichtigkeit literarischer Texte, ihren ästhetischen Strukturgebungen und der Bedeutungsvielfalt ihrer sprachlichen Elemente und Formen durch eine möglichst präzise Erfassung der Bedeutung und Effekte aller Einzelemente und ihres Zusammenspiels im Text gerecht zu werden. Durch diese Konzentration auf die Zeichen des Textes selbst soll die Lektüre freigehalten werden von ‚textfremden‘ [...] Vorannahmen (textimmanente Interpretation). (Hallet 2010:294)

Bei einem *close reading* rückt also der Text an sich als Gegenstand in den Fokus, und so kann man auch von einem philologisch ausgeprägten Zugang sprechen. Historisch gesehen bedeutete dies eine Wende in der Literaturwissenschaft: Es ging nicht länger darum, die eine wahre, vielleicht verschlüsselte Botschaft aus dem Text herauszulesen, wie dies die Hermeneutik versuchte, sondern die Vieldeutigkeit des Textes sowie seine Beschaffenheit zu erschließen. Die Intention der Autor*innen rückt also in den Hintergrund und es liegt nun an den Leser*innen, den Texten Sinn zu verleihen, wie Roland Barthes in seinem Aufsatz „The death of the author“ festhält (vgl. Barthes 1967)⁴.

Dass es jedoch keine klare Definition von *close reading* gibt, spricht auch Jonathan Culler an, der diese Technik als ein Interesse an der Fremdheit oder Besonderheit von literarischen Werken und deren Teilen bezeichnet. In seiner Auslegung liegt der Sinn eines *close reading* primär nicht darin, Probleme zu lösen, sondern vielmehr, diese zu bezeichnen und deren Ursprünge und Implikationen zu benennen; detaillierte Interpretation von Textpassagen ist für Culler weniger wichtig als die Aufmerksamkeit darauf, wie Sinn produziert und vermittelt wird und welche literarischen und sprachlichen Techniken zu diesem Zweck eingesetzt werden. Dadurch plädiert Culler mit seiner Auffassung des *close readings* für eine Schnittstelle zwischen Poetik und Hermeneutik (Culler 2010:22). Eine mehr oder weniger ‚rein‘ linguistische oder philologische Textanalyse könnte auch als eine Art von *close reading* betrachtet werden, vor allem bei Werken, wo Sprache an sich thematisiert wird oder sinnstiftend eingesetzt wird. Im japanologischen Kontext bieten sich zum Beispiel die Werke von Tawada Yōko oder Mizumura Minaes *Shishōsetsu from left to right* (1995) für derartige Analysen an, da sie die Grenzen der Einsprachigkeit klar übertreten. Die japanische

⁴ Der französische Originaltext wurde ein Jahr später (1968) in der Zeitschrift *Manteia* unter dem Titel „La mort de l'auteur“ veröffentlicht.

Sprache lässt Schriftsteller*innen zudem mehr kreativen Spielraum als etwa das Deutsche oder Englische; man denke nur an die Möglichkeiten, die beispielsweise die verschiedenen Silben-Alphabete, die tausenden zur Verfügung stehenden Schriftzeichen oder *furigana* bieten.

Die ‚Nähe‘ zum Text kann auf verschiedene Arten erzeugt werden, und oft passiert dies, indem man sich eine andere Wahrnehmung von Text als Gegenstand aneignet. Paul de Man spricht von einem Zugang zum Text als (kontextloser) Text an sich, ohne dabei Bezug auf die menschliche Erfahrung oder Geschichte zu nehmen; ein solch theoriebefreites Lesen könne eine subversivere Lektüre hervorrufen, als wenn man Literatur als Gegenstand mit derselben Brille wie zum Beispiel Psychologie oder Theologie betrachtet (De Man 1986:23–24; zit. n. Culler 2010:21)⁵. Es dürfte jedoch schwierig oder sogar unmöglich sein, die Erfahrungen der eigenen Lebenswelt vollkommen auszublenden. Barthes hat seine Studierenden veranlasst, jede Aussage einer bestimmten Textpassage zu kommentieren und dadurch die darin eingesetzten „Codes“ zu dekodieren und mit dem Rest des Textes zu verbinden. Dieses zugegeben etwas mechanische Verfahren sollte eine andere Art von Aufmerksamkeit hervorrufen und den Fokus auf den Text richten (Culler 2010:23).

Schließlich ist Übersetzung als eine weitere Art von *close reading* zu erwähnen, die im japanologischen Kontext eine besondere Stellung einnimmt, da sie außerhalb Japans bei literaturwissenschaftlicher Arbeit gewissermaßen unumgänglich ist. Die eigene Übersetzung kann durch die Entschleunigung des Lesens zur Nähe am Text beitragen (ebenda:24); andererseits ist festzumachen, dass der Übersetzungsvorgang zugleich immer ein Prozess von Interpretation ist. Daher kann bei literarischen Werken, wo eine Übersetzung bereits vorliegt, der Vergleich zwischen der Originalfassung und Übersetzung neue Perspektiven auf den Text liefern. Hallet zufolge zeichnet sich die literarische Kompetenz in einer Fremdsprache dadurch aus, dass die Sprachkenntnisse für die Dekodierung von langen Texten genügen. Vor allem müssen die verhandelten Themen, Inhalte und Problemlagen, die vielmehr kultureller als literarischer Natur sind, erkannt und verstanden werden (Hallet 2009:75–76). Für Hallet macht das *close reading* in einer Fremdsprache zum einen die Fähigkeit aus, die Geschichte, Figuren, Schauplätzen usw. – also das „Was“ des Textes – aus der Sprache herauszufiltern, gleichzeitig muss aber auch das „Wie“, also die Ver-

5 De Man, Paul: *The resistance to theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1986.

mittlungsinstanzen, erkannt und verstanden werden. Das Leseverstehen im eigenen Sinne, die Fähigkeit zum *close reading* und die Fähigkeit, sich auf den Text einzulassen, konstituieren für Hallet eine fundamentale Kompetenzebene des literarischen Lesens, und er betont in diesem Zusammenhang die Einbettung sämtlicher literarischer Texte in ihre jeweiligen Kulturkontexte (ebenda:78)⁶.

Angesichts der neueren Zugänge, die als Alternativen zum *close reading* entwickelt worden sind und die für einen größeren Abstand zum Text plädieren, stellen einige Literaturwissenschaftler*innen die Zukunft dieses Ansatzes in Frage. Aber gleichzeitig erinnert die Komparatistin Jane Gallop daran, dass sich die Literaturwissenschaft gerade durch die Fähigkeit zum *close reading* hin zu den Cultural Studies entwickeln habe können, da die Disziplin zu einem neuen Verständnis von nichtliterarischen Texten beitragen könne (Gallop 2007:184). Nicht zuletzt wegen der Notwendigkeit von fremdsprachlicher und fremdkultureller Kompetenz lässt sich aber vermuten, dass *close reading* in der japanologischen Literaturwissenschaft in der einen oder anderen Form nach wie vor bedeutend bleiben wird.

— Zusammenfassung zu *close reading* —

手法

- Keine eindeutige Methode, sondern ein textimmanenter Zugang zur Textanalyse (den Text aus sich selbst heraus verstehen)
- Interpretation wird heute oft mit theoretischen Ansätzen unterstützt, wie Gender-Theorie, kulturwissenschaftlichen Theorien oder psychoanalytischen Theorien
- ‚Nähe zum Text‘ bezieht sich nicht nur auf den Inhalt: Ein *close reading* kann sich auch z. B. mit linguistischen oder narratologischen Aspekten eines Textes auseinandersetzen

— Beispiele für *close reading* —

例

1. Konstruktion von Regionalität am Beispiel von Literatur aus Tōhoku (linguistische Analyse von Dialekt und Sprachgebrauch; Einsatz von lokalen Markern wie z. B. Speisen, Orten, etc.; Figurenkonstruktion hinsichtlich Alter, Geschlecht, Charakter, etc.)
2. Konstruktion von Männlichkeit in Romanen von Tsuji Hitonari (linguistische Analyse von Männersprache, Verhaltensweisen, Figurenkonstruktion)

⁶ Wie ersichtlich wurde, gibt es verschiedene Ideen davon, worauf sich *close reading* konzentrieren sollte. Das Writing Center der Harvard University bietet auf seiner Website eine konkrete Anleitung für ein *close reading* an (vgl. Kain 1998). Es muss aber gleichzeitig betont werden, dass Kains Ansatz nur eine von vielen Möglichkeiten des *close reading* darstellt.

konkrete Anleitung für eine Variante von *close reading*



Kain, Patricia

1998

„How to do a close reading“, *Harvard College Writing Center*. <https://writing-center.fas.harvard.edu/pages/how-do-close-reading> (23.01.2020).

Surface reading: Die verschiedenen Oberflächen eines Textes

Das sogenannte *surface reading* stellt einen relativ neuen Ansatz in der Literaturwissenschaft dar, der zuerst von Stephen Best und Sharon Marcus in einer Spezialausgabe der Zeitschrift *Representations* im Jahr 2009 vorgeschlagen wurde. Best und Marcus sehen die Aufgabe von *surface reading* in der Gliederung von einzelnen Texten oder Diskursen in ihre Bestandteile, oder in taxonomischer Anordnung und Kategorisierung von Texten in größere Gruppen. Auf der Oberfläche des Textes sind narrative Strukturen und abstrakte Muster zu identifizieren, die über mehrere Texte eine „kognitive Latenz“, andererseits aber eine „semantische Kontinuität“ aufweisen (Best/Marcus 2009:11). Schließlich betont Marcus die Wichtigkeit der textuellen Oberfläche sowie einer Haltung von „just reading“⁷ (ebenda:12) und kritisiert so – ähnlich wie Susan Sontag gut vierzig Jahre vor ihr – dass beim *close reading* die Interpretation den literarischen Text überschatten würde (vgl. Sontag 2013). Trotzdem handelt es sich hier nicht um eine harte Kritik an bzw. einen Gegenvorschlag zu *close reading* an sich, sondern um eine ‚Perspektivenkorrektur‘ dessen, was ein damit verbundenes und häufig auftretendes Phänomen ist, und was Best und Marcus als *symptomatic reading* bezeichnen (ebenda:4).

Beim „symptomatischen Lesen“ konzentriert man sich auf Lücken und Absenzen im Text, wobei danach gefragt wird, was diese verursacht. Diese Lücken werden in der darauffolgenden Interpretation üblicherweise als etwas Verstecktes konstruiert, was nicht explizit dargestellt werden kann: Ein Beispiel wäre ein queeres symptomatisches Lesen von einem Schrank (*closet*) oder die Auslegung von Geistern als Repräsentation von latenter oder unterdrückter Homosexualität. Im weiteren Zug führt diese Tendenz des symptomatischen Lesens zu einer Wahrnehmung der Textoberfläche als ‚trägerisch‘ und als etwas,

⁷ Marcus gibt ein Beispiel aus ihrer eigenen Forschung an, wo sie im Gegensatz zu einer verbreiteten Interpretation von weiblicher Freundschaft in viktorianischer Literatur als eine Metapher für lesbisches Verlangen die Zentralität der weiblichen Freundschaft feststellt (Marcus 2007:75, in: Best/Marcus 2009:12).

das aufgedeckt werden muss (ebenda). Im Gegensatz zu diesem Trend plädieren Best und Marcus für eine ‚Rückkehr‘ zu der namensstiftenden Textoberfläche, die sie auf verschiedene Arten auslegen. Insofern ist auch *surface reading* keine eindeutige und präskriptive Methode, sondern eher ein bestimmtes Verständnis von Textanalyse. Es gilt bei diesem Zugang also, sich an den Text zu halten und darauf zu konzentrieren, was in dem Text selbst präsent ist, also symbolisches bzw. symptomatisches Interpretieren zu unterlassen. Der Literaturwissenschaftler Jason Baskin erkennt in *surface reading* eine Reaktion auf eine oft frustrierende Tendenz, Literatur zu „demystifizieren“ und sieht daher Bedarf für differenziertere Zugänge zum literarischen Text als Forschungsobjekt. Baskin zufolge ist für *surface reading* das Ersetzen von Interpretation durch Wahrnehmung ausschlaggebend (Baskin 2015:8).

Dass *surface reading* und *close reading* einander nicht unbedingt ausschließen müssen, sondern teilweise auch ergänzende Perspektiven anbieten, zeigen die Definitionen von *surface*, die Best und Marcus liefern: Die erste Auslegung von *surface* ist die wortwörtliche Oberfläche des Textes als seine Materialität; hier können Publikationsmedien, Editionen, Begleitillustrationen und ähnliche Aspekte gemeint sein. Auch die Entstehungsgeschichte sollte berücksichtigt werden, was eine Auseinandersetzung mit Bibliographien, Publikationsgeschichte und anderen Themen bedeutet, durch welche der Text Produzent*innen und Leser*innen verbindet (ebenda:9). Zweitens wird *surface* als „verworrene verbale Struktur der literarischen Sprache“ (*intricate verbal structure of literary language*) verstanden (ebenda:10). Hier stützen sich Best und Marcus auf Samuel Otter und die Ansätze des New Criticism, wonach der Text aus sich selbst aufgeschlüsselt werden müsse, insbesondere basierend auf seinen formalen Eigenschaften. Dieser Zugang unterscheidet sich kaum von einem klassischen *close reading*, und wird auch als ein solches bezeichnet (Best/Marcus 2009:10).

Neben diesen drei relativ konkreten Auslegungen zu *surface*, plädieren Best und Marcus für die Diskussion folgender drei weiterer Dimensionen: Mit *surface* als Praxis der kritischen Beschreibung „*surface as a practice of critical description*“ (ebenda:11) meinen sie, dass Aspekte wie Form, Struktur und Bedeutung den Texten bereits innewohnen. Mit diesem Fokus wird die Aufgabe von Literaturkritik

schlicht eine Vermittlung davon, was literarische Texte über sich selbst aussagen (ebenda). Der vielleicht wichtigste Vorschlag bezieht sich auf das Aufspüren von Mustern, die in- und außerhalb von literarischen Texten vorkommen „location of patterns that exist within and across texts“ (ebenda). Dies ist ein Zugang, der sich auf Narratologie, Genrekritik und Diskursanalyse stützt (ebenda) und auch an Patricia Kains Zugang zu *close reading* erinnert (vgl. Kain 1998). Abschließend kehren Best und Marcus zu ihrer Devise des „just reading“ zurück, also literarische Werke nicht übermäßig zu interpretieren „surface as literal meaning“ (Best/Marcus 2009:12).

- └ Zusammenfassung zu *surface reading* —————
- 手
法
- Betont insbesondere eine Abwendung von zu tiefer Interpretation literarischer Texte
 - Fokus auf Bestandteile und Muster von Texten, die auf der ‚Oberfläche‘ zu identifizieren sind und darauf, was Texte ‚über sich selbst‘ aussagen
 - Fokus auf Materialität von Texten
 - Keine kohärente Methode; kaum Fallstudien vorhanden
 - Einzelne Interpretationen von *surface* sind sinnvolle Ergänzung zu anderen Methoden/Lesarten

- └ Beispiele für *surface reading* —————
- 例
1. Konstruktion von Multimedialität und Materialität eines digitalen Romans am Beispiel von Murakami Ryūs *Utau kujira* (2010; Analyse von Spezifika des digitalen Mediums und Effekte auf Textrezeption, Einsatz von Bild und Musik als Bestandteile des Textes)
 2. Thematische und narratologische Tendenzen von Akutagawa-Preis-Werken in der letzten Dekade (Analyse von narratologischen Mustern, evtl. mit Bezug auf Printmedien)

Wide reading: kulturwissenschaftliche Literaturinterpretation

Anders als *surface reading* handelt es sich beim *wide reading* um einen mittlerweile weit verbreiteten und daher vielfach erprobten Zugang zu literarischen Texten. Der oben zitierte Anglist Wolfgang Hallet entwickelte diese Vorgehensweise als Ergänzung zum *close reading*. Wie der Name bereits suggeriert, betont *wide reading* den vielschichtigen und breiten Kontext, in dem ein literarischer Text eingebettet ist. Hallet beruft sich dabei auf die Annahme, die jeder kulturwissenschaftlichen

Literaturinterpretation zugrunde liegt, nämlich dass literarische Texte stets eine kulturelle Dimension innehaben – auch wenn diese nicht unbedingt äußerlich erkennbar ist. *Wide reading* verbindet daher die einzeltextbasierte Interpretation des *close reading* mit der Lektüre einer Vielzahl von anderen, auch nicht-literarischen Texten. So soll der kulturelle Kontext des jeweiligen literarischen Textes erfasst werden. Ähnlich wie *surface reading* rät *wide reading* von einer zu nahen und isolierten Betrachtung eines literarischen Textes ab, denn mit einem strikten hermeneutisch-interpretativen Verfahren gehe die inhärente Einbettung von literarischen Texten in ihre kulturellen Umfelder verloren. Insofern sind Text und Kontext nicht in einer Opposition zu sehen; vielmehr ist Kulturalität als ein fester Bestandteil von textuellen Zeichen zu sehen (Hallet 2010:293–296).

Die kulturelle Dimension eines literarischen Textes muss Hallet zufolge wissenschaftlich erfasst werden und darf sich nicht auf pauschale Aussagen über den Zustand oder Dynamiken einer Kultur beschränken. Kultur selbst ist hier als ein Zeichensystem zu verstehen, das seine Mitglieder als Zeichenbenutzer*innen und soziale Akteur*innen verbindet. Daher ist für Hallet auch die Berücksichtigung des „Diskurses“ im Sinne von Michel Foucault (→ Grundbegriffe und praktische Zugänge zur Diskursanalyse) und dessen Auswirkungen auf literarische Texte von zentraler Bedeutung (ebenda:296).

Anders als bei anderen Methoden wird bei *wide reading* nach Hallet ein ziemlich genaues Interpretationsverfahren vorgeschlagen: Zunächst muss ein Korpus an Bezugstexten erstellt werden, in das der literarische Text eingebettet wird. Dieses Korpus ergibt sich aus der erstellten Hypothese und einem nachweisbaren Zusammenhang mit dem untersuchten literarischen Text oder aus dem Untersuchungsziel. Danach sollen repräsentative kulturelle Diskurse identifiziert werden, denen der literarische Text entweder angehört oder zu denen er in einer Beziehung steht. Um die Repräsentativität des Diskurses bzw. der Diskurse sicherzustellen, die in dem literarischen Text vorkommen, ist auch ein kulturhistorisches Vorwissen notwendig, welches weiterführende Recherche erfordert. Dies lässt sich wiederum durch die Untersuchung von intertextuellen Strukturmerkmalen sichern, die Hallet zufolge kulturelle Tiefenstrukturen eines Textes freilegen können (ebenda:303–304).

Vereinfacht ausgedrückt muss im ersten Schritt eines *wide readings* durch kontextualisierende Lektüre und Studium das kulturelle Vorwissen erworben werden, welches in weiterer Folge die Zusammensetzung des Korpus (Bezugstexte bzw. mediale Produkte) bestimmt. Dies ermöglicht es dann, einen literarischen Text in einer größeren Breite und Tiefe darzustellen und zu analysieren.

- Zusammenfassung zu *wide reading* —
- 手法
- An der Schnittstelle zwischen Literaturwissenschaft und anderen Kulturwissenschaften
 - Zentral für ein *wide reading* ist die Erfassung der ‚kulturellen Dimension‘ eines literarischen Textes
 - Gleichzeitige Lektüre von anderen, auch nicht literarischen Texten
 - Die Zusammenstellung des relevanten Materials ist von der Analyse nicht zu trennen, da dieses die ‚kulturelle Dimension‘ bestimmt

- Beispiele für *wide reading* —
- 例
1. Atombombennarrative in Ibuse Masujis *Kuroi ame* (1965) im Spiegel der zeitgenössischen Berichterstattung (Analyse von Literatur von Augenzeug*innen und Nichtbetroffenen, sowie Presse, Berichterstattung und Filmmaterial)
 2. Murakami Harukis *Underground* (1997) als Beispiel für die Repräsentation von Terrorismusopfern (Analyse von *Underground* anhand des Primärwerkes, sowie auch anderen Zeugnissen, Pressespiegel, Interviews, interdisziplinärer Forschung, etc.)

Fazit

Die Arten, literarische Texte zu lesen und zu interpretieren, sind vielfältig und die oben genannten Zugänge sind bei weitem nicht erschöpfend. Mit technologischen Entwicklungen und strukturellen Änderungen im akademischen Umfeld findet zunehmend eine Wende zu *digital humanities* statt oder einer Methode, die Franco Moretti im Jahr 2000 als *distant reading* vorstellte. Für Moretti ist inzwischen ‚bloß zu lesen‘ keine Lösung mehr; stattdessen soll die Literaturwissenschaft vom Lesen überhaupt wegkommen. Er plädiert für eine datenbezogene Untersuchung von großen Textkorpora, die inzwischen mit der Allgegenwart von riesigen Datenkomplexen (*big data*) und der rasch

zunehmenden Textdigitalisierung eine Realität ist (Moretti 2000:55). Im Umfeld japanischer Literatur stößt man hier derzeit jedoch rasch auf technische Grenzen, da die Digitalisierung literarischer Texte eher langsam erfolgt und die Zugänglichkeit dieser Digitalisate noch sehr eingeschränkt ist. Da es sich hierbei außerdem um eine äußerst arbeitsintensive Vorgehensweise handelt, sollte davon bei kürzeren Arbeiten Abstand genommen werden.

Tatsache ist, dass eine gute literaturwissenschaftliche Studie nicht an dem einen wahren methodischen Zugang festgemacht werden kann; vielmehr ist es notwendig, interessante und ergiebige Fragen stellen zu können und zwischen wie auch außerhalb der Zeilen von literarischen – und anderen – Texten zu lesen. Die hier vorgestellten methodischen Zugänge zu Literaturlektüre stellen keineswegs eine erschöpfende Einleitung in das literaturwissenschaftliche Arbeiten dar. Vielmehr sollte aufgezeigt werden, dass Literaturwissenschaft kein starres und präskriptives Feld ist. Im Gegenteil fordert die Disziplin auf, sich auf literarische Texte einzulassen und diese aus diversen – auch inter- und transdisziplinären – Perspektiven zu beleuchten. Auch die drei oben genannten Zugänge schließen einander keineswegs aus, sondern können ergänzend umgesetzt werden, insbesondere bei komplexeren Projekten, deren verschiedene Bestandteile verschiedene Auslegungen erfordern. Daher bietet die interdisziplinäre Prägung der Japanologie gerade im Bereich der Literaturwissenschaft immer noch unzählige Möglichkeiten und bisher unentdeckte Fragestellungen.

Literaturwissenschaftliche Japanforschung

- 文 Balmes, Sebastian (Hg.)
 2020 *Narratological perspectives on premodern Japanese literature* (BmE Special Issue 7). Oldenburg (= *Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung* 7).
https://doi.org/10.25619/BME_H202037 (07.09.2020).
- Gebhardt, Lisette
 2014 „Japanische Literatur in der japanologischen Forschung und Lehre: Sichtungen, Bilanzierungen, Perspektiven“, Lisette Gebhardt und Evelyn Schulz (Hg.): *Neue Konzepte japanischer Literatur? Referate des 15. Deutschsprachigen Japanologentags – Literatur II*. Berlin: EB-Verlag, 273–318.
- Hijiya-Kirschner, Irmela
 2015 „Literaturwissenschaftliche Japanforschung: Kein Ort. Nirgends?“, *Bunron* 2, 1–14. <https://crossasia-journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/bunron/issue/view/92> (20.10.2019).

Bibliographie

- Barthes, Roland
1967 „The death of the author“, *Aspen: The magazine in a box* 5-6. <http://www.ubu.com/aspen/aspen5and6/threeEssays.html#barthes> (29.01.2020).
- Baskin, Jason M.
2015 „Soft eyes: Marxism, surface, and depth“, *Mediations* 28/2, 5–18.
- Best, Stephen und Sharon Marcus
2009 „Surface reading: An introduction“, *Representations* 108/1, 1–21.
- Culler, Jonathan
2010 „The closeness of close reading“, *ADE Bulletin* 149, 20–25.
- Gallop, Jane
2007 „The historicization of literary studies and the fate of close reading“, *Profession*, 181–186.
- Gebhardt, Lisette
2014 „Japanische Literatur in der japanologischen Forschung und Lehre: Sichtungen, Bilanzierungen, Perspektiven“, Lisette Gebhardt und Evelyn Schulz (Hg.): *Neue Konzepte japanischer Literatur? Referate des 15. Deutschsprachigen Japanologentags – Literatur II*. Berlin: EB-Verlag, 273–318.
- Hallet, Wolfgang
2009 „Romanlektüre und Kompetenzentwicklung: Vom narrativen Diskurs zur Diskursfähigkeit“, Wolfgang Hallet und Ansgar Nünning (Hg.): *Romandidaktik: Theoretische Grundlagen, Methoden, Lektüeranregungen*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 73–88.
- 2010 „Methoden kulturwissenschaftlicher Ansätze: Close Reading und Wide Reading“, Ansgar Nünning und Vera Nünning (Hg.): *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse*. Stuttgart und Weimar: J. B. Metzler, 293–315.
- Hijiya-Kirschneireit, Irmela
2015 „Literaturwissenschaftliche Japanforschung: Kein Ort. Nirgends?“, *Bunron* 2, 1–14. <https://crossasia-journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/bunron/issue/view/92> (20.10.2019).
- Kain, Patricia
1998 „How to do a close reading“, *Harvard College Writing Center*. <https://writing-center.fas.harvard.edu/pages/how-do-close-reading> (23.01.2020).
- Kirino, Natsuo 桐野夏生
2003 *Gurotesuku* グロテスク [Grotesk]. Tōkyō: Bungeishunjū 文藝春秋.
- Martínez, Matías und Michael Scheffel
2016 *Einführung in die Erzähltheorie*, 10. Auflage. München: C. H. Beck [1999].
- Mishima, Yukio 三島由紀夫
1956 *Kinkakuji* 金閣寺 [Der Goldene Pavillon]. Tōkyō: Shinchōsha 新潮社.
- Mizumura, Minae 水村美苗
1995 *Shishōsetsu from left to right* 私小説 from left to right [Ich-Roman von links nach rechts]. Tōkyō: Shinchōsha 新潮社.
- Moretti, Franco
2000 „Conjectures on world literature“, *New Left Review* 1, 54–68.

Nishi, Masahiko 西成彦

2011 „Nihongo bungaku no ekkyōtekina yomi ni mukete“ 日本語文学の越境的な読みに向けて [Für eine grenzüberschreitende Leseweise japanisch-sprachiger Literatur], *Ritsumeikan gengo bunka kenkyū* 立命館言語文化研究 22/4, 179–186. http://r-cube.ritsumei.ac.jp/repo/repository/rcube/4081/LCS_22_4pp179-186Nishi.pdf (07.02.2020).

Nünning, Vera und Ansgar Nünning (Hg.)

2010 *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse: Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen*. Stuttgart und Weimar: J. B. Metzler.

Nünning, Ansgar und Carola Surkamp

2009 „Kategorien, Fragen und Verfahren der Romananalyse“, Wolfgang Hallet und Ansgar Nünning (Hg.): *Romandidaktik: Theoretische Grundlagen, Methoden, Lektüeranregungen*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 89–113.

Sontag, Susan

2013 *Against interpretation and other essays*. New York: Picador, 10–17 [1966].

Treat Whittier, John

2018 „Japan is interesting: Modern Japanese literary studies today“, *Japan Forum* 30/3, 421–440. DOI: 10.1080/09555803.2018.1441171 (07.09.2020).

INA HEIN

Audiovisuelle Medien als Untersuchungsgegenstand

Methodische Grundlagen der Filmanalyse inklusive Anwendungsbeispiel

Die vergleichsweise junge Filmwissenschaft baut in ihren Ursprüngen auf den schon länger etablierten Ansätzen der Literaturwissenschaft auf. Grundsätzlich decken beide ähnliche Betätigungsfelder ab:

- die Behandlung theoretischer Fragen, z. B.: Wie definiert man einen literarischen Text bzw. einen Film? In welchem Verhältnis befinden sich ‚Fiktion‘ und ‚Realität‘ zueinander?
- die Aufarbeitung literatur- bzw. filmgeschichtlicher Entwicklungen (historische, gesellschaftliche, politische und technische Publikationsbedingungen, Etablierung der jeweiligen Vertriebs-Infrastruktur, Herausbildung bestimmter erzählerischer Konventionen, Schulbildung usw.)
- Forschung zu bestimmten Genres, z. B. Abenteuerroman bzw. -film, Liebesroman bzw. -film, Science Fiction, Horror etc.
- die Produktionsseite, z. B.: Autor*innen bzw. Regisseur*innen; Publikationswesen (Verlage, Lektor*innen) bzw. die Filmindustrie (Studios, Produzent*innen, Sponsor*innen) etc.
- die Produkte selbst, also konkrete literarische Texte bzw. Filme
- die Rezeptionsseite, also z. B. Reaktionen des Lese- bzw. Filmpublikums, aber auch die Rezeption von Texten und Filmen durch Kritiker*innen, Wissenschaftler*innen etc.

Ein großer Teil der Forschungsaktivitäten konzentriert sich auf die Analyse einzelner Texte bzw. Filme. Die dabei grundsätzlich verfolgten methodischen Konzepte weisen ebenfalls viele Parallelen auf. In der Regel versucht man zunächst, den konkreten Gegenstand (also einen literarischen Text oder einen Film) ‚analytisch zu beschreiben‘. Dies umfasst üblicherweise die Berücksichtigung folgender Aspekte:

— Analytisch beschreiben anhand folgender Fragen —

質 **WO** und **WANN** spielt sich die Handlung ab?

- 問**
- Orte/Schauplätze
 - Zeit, zu der die Handlung angesiedelt ist / Zeitspanne, über die hinweg sich die Handlung abspielt

WER sind die vorkommenden bzw. handlungstragenden Figuren?

- Figurenkonstellationen (z. B. Protagonist*in – Antagonist*in, Hauptfigur/en – Nebenfigur/en)
- Figurentypen (z. B. Typifizierter/flacher Charakter versus individualisierter Charakter)
- Wie lassen sich die Figuren charakterisieren, was erfahren wir über sie?

WAS passiert?

- Rahmenhandlung (der Haupthandlung bzw. Diegese¹ vorgelagert)
- Haupthandlung (Ebene, auf der die Figuren handeln)
- Weitere in die Haupthandlung eingeflochtene Erzählungen, Nebenhandlungen
- Alternierende Handlungsstränge

WIE wird erzählt?

- Aus welcher Perspektive wird die Handlung präsentiert?
- Mit welcher Art von Erzählinstanz haben wir es zu tun (auktoriale*^r bzw. allwissende*^r Erzähler*in, personale*^r Erzähler*in, neutrale*^r Erzähler*in; homodiegetische oder heterodiegetische Erzählposition; etc.)?
- Wie (un-)zuverlässig ist diese Erzählinstanz?
- Erzählgeschwindigkeit/Tempo
- Verhältnis zwischen Erzählzeit² und erzählter Zeit³
- Zeitliche Abfolge (lineare Erzählform, Zeitsprünge, Flashbacks etc.)
- Strukturierung der Handlung
- Stilmittel, z. B.: wiederkehrende (Leit-)Motive, Einsatz von Symbolen/ Metaphern, intertextuelle Referenzen etc.

WOZU wird (diese Handlung, auf diese Weise) erzählt?

- Worin besteht die Gesamt-Botschaft des Erzählten? Was für Aussagen werden letztlich getroffen?
- Welche Normen und Werte werden transportiert?
- Welche Funktion erfüllt der Text / der Film?

¹ Als Diegese wird das fiktionale Universum bezeichnet, das in einem Text oder Film konstruiert wird. Diegetisch/ intradiegetisch ist alles, was zur erzählten Welt (meist auf die Haupthandlung bezogen) gehört. Extradiegetisch ist alles, was sich außerhalb dieser erzählten Welt befindet/abspielt.

² Zeitspanne, die man als Rezipient*in für das Lesen eines Textes oder Sehen eines Films benötigt.

³ Zeitraum, über den sich eine (fiktive) Handlung erstreckt.

Die Analyse eines literarischen Textes oder eines Films anhand dieser Parameter kann bereits das eigentliche Zentrum der Untersuchung sein, wenn man z. B. einen narratologischen Ansatz verfolgt. In den meisten Fällen jedoch dienen diese Schritte einer ersten Annäherung an das zu untersuchende Fallbeispiel, das zunächst auf diese Weise vorgestellt wird. Hieran schließt sich dann oft eine eingehendere Analyse an, die von einer zuvor klar definierten Forschungsfrage geleitet ist.

Trotz all dieser Parallelen handelt es sich aber beim Film natürlich um ein Medium, das sich von literarischen Texten durch ihm eigene – insbesondere visuelle und auditive – Gestaltungsmöglichkeiten unterscheidet. Daher wurden die Methoden der Literaturwissenschaft mittlerweile an das Medium Film ‚angepasst‘, und die Filmwissenschaft als eigenständige Disziplin hat weitere, eigene methodische Zugänge entwickelt, die diesem Umstand Rechnung tragen. Grundsätzlich geht es auch bei der Analyse von Filmen darum, anhand einer systematischen Untersuchung der Handlung, der auftretenden Figuren⁴ und der Gestaltungsmittel (bei Faulstich 2008: „Baumformen“) herauszuarbeiten, welche Bedeutung der jeweilige Film transportiert (bzw. transportieren kann), welche Normen und Werte bzw. welche Botschaft er (im Hinblick auf bestimmte Fragen, die der bzw. die Forschende zuvor identifiziert hat) vermittelt. Da die ‚Filmsprache‘ jedoch eine spezifische, dem Medium eigene ist, wird in der folgenden kurzen Darstellung der filmwissenschaftlichen methodischen Grundlagen der Fokus speziell darauf gelegt. Filmspezifische Bauformen, auf die bei der Analyse zu achten ist, sind u. a.:

- └─ Filmspezifische Aspekte der Analyse ───────────────────────────────────
- 手法
- Ton, Geräusche
 - Musik
 - Visuelle Gestaltung (z. B. durch den Einsatz von Licht, Farben etc.)
 - Kameraeinstellungen (Totale, Großaufnahme, Nahaufnahme etc.)
 - Kameraperspektive (Untersicht, Aufsicht etc.)
 - Kamerabewegung (Kamerafahrt, Schwenks, Zoom-Ins etc.)
 - *Mis-en-scene*: Aufbau eines Bildes, räumliche Anordnung (von Gegenständen und Figuren)
 - Montage: zeitliche Anordnung der Bilder (chronologisch, Flashbacks etc.)

⁴ Mit Eder 2008 liegt eine äußerst umfassende Darstellung der Möglichkeiten vor, die Konstruktion von Filmfiguren zu untersuchen.

Die genaue Erfassung dieser Gestaltungselemente kann reiner Selbstzweck sein – nämlich, wenn es bei der Untersuchung um die Frage geht, wie ein Film gemacht ist. Jedoch werden mit der Wahl eines bestimmten Stilmittels (also z. B. des Einsatzes bestimmter Farben, Geräusche und Musik, der Wahl der Kameraeinstellungen usw.) immer auch ganz bestimmte Effekte erzielt, die z. B. zur Charakterisierung der Filmfiguren dienen, die gezeigte Handlung unterstützen (oder konterkarieren), und damit ebenso wie Figuren und Handlung dazu beitragen, die Botschaft(en) des Films zu transportieren. Neben sich gegenseitig verstärkenden und bestätigenden Elementen auf unterschiedlichen Ebenen (z. B. Musik unterstützt das Bild) kann eine Analyse u. U. auch offenlegen, dass sich einzelne filmische Elemente widersprechen und so Ambivalenzen entstehen.

Da in Filmen – anders als bei einem literarischen Text, der als Medium durch seine ‚Textualität‘ und auch den Prozess des Lesens in einem gewissen Sinne linear ist – vieles gleichzeitig passiert bzw. zu hören und zu sehen ist, ist es praktisch, während der Sichtung des Films Tabellen anzulegen, in denen man das Gesichtete systematisch festhält. Das ist zwar während der Sichtung relativ zeitaufwändig; dann aber ist alles gut und nachvollziehbar dokumentiert, und man spart später wiederum sehr viel Zeit, weil man entsprechende Stellen im Film, die für die eigene Argumentation wichtig sind, nicht mehr erneut suchen muss. Beispielsweise kann man eine Tabelle anlegen, in der man versucht, die Art und Weise zu erfassen, in der die Filmfiguren konstruiert sind⁵. Üblich ist es ferner, sogenannte Szenen- bzw. Sequenzprotokolle anzufertigen, mit deren Hilfe man die Strukturierung des Filmes erfassen und die wichtigsten Gestaltungsmerkmale festhalten kann. Je nach Zweck können diese Protokolle detaillierter (wenn es um einzelne, ausgewählte kurze Filmszenen geht) oder großteiliger (wenn es um das Erfassen eines Films als Ganzes geht) ausfallen. Die angefertigten Protokolle, Übersichtstabellen etc. sind i. d. R. Teil des Anhangs der Forschungsarbeit⁶. Üblicherweise werden in den Szenen-, Sequenz- und Filmprotokollen folgende Informationen festgehalten:

⁵ Ein Beispiel dafür gibt die vom Australian Centre for the Moving Image (o. J.) zur Verfügung gestellte Online-Ressource.

⁶ Beispiele dafür finden sich u. a. im Anhang zu der Monographie von Knobloch (2002), die sich mit der japanischen Fernsehserie *Rongu bakēshon* (Long Vacation, Fuji 1996) befasst.

- Szenen-, Sequenz- und Filmprotokoll —
- 手法
- Einstellungslänge (Zeit: von...bis)
 - Einstellungsgröße, Kamerabewegung
 - Inhalt/Handlung
 - Ton – Geräusche – Licht
 - Sonstige Bemerkungen / Auffälligkeiten / Besonderheiten

Außerdem kann man die Handlung eines gesamten Films in größere Abschnitte einteilen und auf diese Weise sichtbar machen, wie sie strukturiert ist (und auch, welche Szenen oder Sequenzen welcher Phase im Handlungsverlauf zuzuordnen sind)⁷. Viele fiktionale Geschichten lassen sich – egal, in welchem Medium sie erzählt werden – mit dem Aufbau des aristotelischen Dramas in fünf Akten erfassen⁸:

- Aufbau des aristotelischen Dramas —
- 基礎知識
1. Exposition (Vorstellung der wichtigsten Figuren, Einführung in die Handlung / Vorstellung des Grundthemas oder -problems)
 2. Steigende Handlung (die Handlung wird genauer entwickelt)
 3. Klimax und Peripetie (die Handlung / das Problem / der Konflikt erreicht einen Höhepunkt; im Anschluss kommt es zu einer Wendung im Geschick der Hauptfigur)
 4. Retardierendes Moment (die Entwicklung der Handlung wird verzögert, was zur Erhöhung der Spannung beiträgt)
 5. Katastrophe (Auflösung des Konflikts im negativen wie auch im positiven Sinne)

Auch hier gilt, wie bei der Analyse literarischer Texte, dass das Identifizieren all dieser Gestaltungselemente in den meisten Fällen lediglich das ‚Grundhandwerkszeug‘ für die Untersuchung von Filmen darstellt. Eine ausschließliche Beschäftigung mit der ‚Machart‘ eines Films – oder mehrerer Filme – findet man z. B. häufig dann, wenn es darum geht, die ‚Handschrift‘ bzw. ‚Filmsprache‘ bestimmter Regisseur*innen herauszuarbeiten, oder um zu zeigen, wie sich das Medium Film über einen bestimmten Zeitraum hinweg verändert hat (z. B. zunehmendes Tempo von Filmen durch immer kürzer werdende Einstellungslängen, dynamischeren Kamerabewegungen etc., oder auch die Veränderung der Länge von

⁷ Faulstich (2008:84) zeigt einige Möglichkeiten am Beispiel des Films *The third man* (Carol Reed 1949).

⁸ Zwar folgen vormoderne japanische Geschichten wie die, die z. B. in der *monogatari*-Literatur oder auch im Nō-Theater erzählt werden, eigenen Aufbauschemata; die Struktur moderner japanischer Texte hingegen, die in einer Zeit entstanden sind (und immer noch entstehen), in der ein enger interkultureller Austausch zwischen Japan und dem Westen stattfindet, lässt sich oft recht gut mit Hilfe des aristotelischen Drama-Aufbaus erfassen.

Dialogen). Üblicherweise jedoch werden Leitfragen formuliert, die eher auf Aspekte der Filmhandlung und auf die Gestaltung der Filmfiguren abzielen und unter denen die Untersuchung eines Films dann (unter Berücksichtigung der dafür relevanten Gestaltungselemente) erfolgt. Die Behandlung bestimmter Themen in japanischen Filmen wurde bereits im Rahmen einiger umfangreicher Studien untersucht wie, z. B. die Darstellung der Familie (vgl. Sakamoto 1997), die Repräsentation anderer Länder und/oder ausländischer Figuren (vgl. Kirsch 2015), Konstruktionen von ‚Männlichkeit‘ (vgl. Standish 2000) und ‚Weiblichkeit‘ (vgl. Coates 2017), Repräsentationen Okinawas (vgl. Yomota/Ōmine 2008) usw.

Faulstich empfiehlt, den Film, den man analysieren möchte, zunächst ein erstes Mal zu schauen und dann die eigenen Eindrücke in Notizen festzuhalten (Faulstich 2008:59). Diese kann man dann zum Ausgangspunkt nehmen, um konkretere Ansatzpunkte und Fragen für eine systematische Analyse zu entwickeln. Dann sichtet man den Film erneut (und wahrscheinlich noch einige weitere Male) und fertigt anschließend Sequenzprotokolle an. Wenn man die Forschungsfrage eingegrenzt/konkretisiert/verfeinert hat, beginnt man, sich detaillierter mit einzelnen Szenen auseinanderzusetzen, die einem im Hinblick auf das Erkenntnisinteresse, von dem man bei der Analyse geleitet ist, wichtig erscheinen. Bei der Analyse und Diskussion dieser Filmszenen kann und sollte man, sofern vorhanden, auch Sekundärliteratur einbeziehen (zu diesem Film; zu anderen Filmen derselben Regisseur*innen; zu Filmen desselben Genres; zu Filmen mit einem ähnlichen Thema etc.).

Selbstverständlich bestehen zum Teil große Unterschiede zwischen Kinofilmen und Fernsehfilmen, die den jeweiligen Rahmenbedingungen bei der Produktion, den Finanzierungsmöglichkeiten, dem Zielpublikum, den Aufführungspraxen (große Leinwand versus Fernseh Bildschirm etc.) geschuldet sind. Außerdem folgen als Einzel film konzipierte Produktionen anderen Konventionen als Mehrteiler und Serien⁹. Dies sollte man bei der Analyse berücksichtigen. Jedoch lassen sich die Grundlagen filmanalytischer Methoden grundsätzlich

⁹ So wird die Struktur von Fernsehserien gleich bei der Produktion an die Ausstrahlungspraxis im Fernsehen angepasst. Das bedeutet zum Beispiel, dass Pausen für Werbeblöcke und die in Japan übliche Einblendung von Sponsoren eingeplant werden. Entsprechend findet sich vor diesen Werbeunterbrechungen meist ein kleiner *cliffhanger*. Jede einzelne Folge endet normalerweise ebenso mit einem *cliffhanger*, um Spannung aufzubauen, sodass der bzw. die Zuseher*in wissen will, wie sich die Handlung weiterentwickelt. Zu Beginn jeder Folge werden außerdem kurz die wesentlichen Teile der vorangegangenen Handlung so zusammengefasst, dass das Publikum folgen kann, auch wenn einzelne Folgen verpasst wurden (Genauerer zum Aufbau spezifisch von *renzoku drama*, den wöchentlich über den Zeitraum von drei Monaten ausgestrahlten Fernsehserien im Abendprogramm, siehe Knobloch 2002:30–31).

durchaus auf alle filmischen Formate anwenden – so auch auf Dokumentarfilme, Werbespots oder Fernsehserien. Im Folgenden soll anhand des Beispiels einer japanischen Fernsehserie gezeigt werden, wie dies umgesetzt werden kann.

Beispielanalyse: *Chura-san*

Als Fallbeispiel wurde hier die NHK-Morgenserie *Chura-san*¹⁰ (2001) ausgewählt. Bei diesem als *renzoku terebi shōsetsu* (wörtl. „Fortsetzungs-Fernsehroman“) bezeichneten, speziellen Format handelt es sich um Serien, die ca. 150 Folgen mit jeweils 15 Minuten Länge umfassen, täglich von Montag bis Samstag am frühen Vormittag ausgestrahlt und über den Zeitraum von einem halben Jahr gesendet werden. Bei diesem Serientypus handelt es sich um eine beim japanischen Fernsehpublikum äußerst beliebte Programmform, die auch nach der Diversifizierung des medialen Angebots in Japan in den letzten zwanzig Jahren mit nur wenigen Ausnahmen immer noch Einschaltquoten von mindestens 20 % erzielt hat¹¹.

Chura-san wurde vom 2. April bis 29. September 2001 täglich montags bis samstags von 8:15 bis 8:30 ausgestrahlt; die durchschnittliche Einschaltquote betrug 22,2 %¹². Die Serie gilt, zusammen mit dem Kinofilm *Nabi no koi* („Nabis Liebe“, Nakae Yūji 1999), als Mit-Auslöser des ‚Okinawa-Booms‘, der sich ab Ende der 1990er Jahre auf den japanischen Hauptinseln auszubreiten begann¹³. *Chura-san* hat dabei das populäre Okinawa-Bild, das sich im Zuge dieses Booms herausbildete, maßgeblich mitgeprägt.

Bei der von Kan Yasuhiro produzierten Serie war man, auch wenn alle Positionen in den Entscheidungsinstanzen von Personen besetzt waren, die von den japanischen Hauptinseln stammen, offensichtlich um die Herstellung einer gewissen ‚Authentizität‘ bemüht. So wurde die aus Okinawa stammende Literaturwissenschaftlerin Yonaha Keiko als Expertin für die Kultur Okinawas in beratender Funktion hinzugezogen; ebenso arbeiteten Trainer*innen für okinawanischen Tanz,

¹⁰ *Chura-san* ist ein Begriff aus der regionalen Sprache Okinawas und bedeutet so viel wie „schön“.

¹¹ Siehe Auflistung aller bisher gesendeter NHK-Morgenserien unter dem Schlagwort „renzoku terebi shōsetsu“ auf der japanischen *Wikipedia*-Seite: <https://ja.wikipedia.org/wiki/連続テレビ小説> (07.09.2020).

¹² Diese Angabe findet sich u. a. auf der japanischsprachigen *Wikipedia*-Seite zu der Serie: <https://ja.wikipedia.org/wiki/ちゅらさん> (07.09.2020).

¹³ Dieser mediale und populärkulturelle ‚Okinawa-Boom‘ erstreckte sich über die gesamten 2000er Jahre und lässt sich an der in diesem Zeitraum stark gestiegenen Anzahl an Kinofilmen und Fernsehserien ebenso festmachen wie an den Erfolgen von Musikgruppen aus Okinawa auf den japanischen Hauptinseln, aber auch an der Etablierung okinawanischer Restaurants in den japanischen Metropolen und im Reiseverhalten japanischer Tourist*innen.

Musik, Sprache etc. an der Produktion mit. Der Drehbuchautor Okada Yoshikazu hat einen okinawanischen Elternteil, und mehrere der an der Serie beteiligten Schauspieler*innen – so auch Kuminaka Ryōko, die Eri verkörpert, und Taira Tomi¹⁴, die ihre Großmutter Hana spielt – stammten aus Okinawa.

Im Folgenden wird zunächst eine kurze Einführung zur Serie gegeben, die Informationen zur Rahmenhandlung, zu den wichtigsten Schauplätzen, zu der erzählten Zeit, den wichtigsten Figuren, Stilmitteln etc. enthält. Anschließend werden vor dem Hintergrund der Konventionen des *renzoku terebi shōsetsu* die zentralen Themen identifiziert, die die Serie behandelt. Schließlich wird exemplarisch der Vorspann einer genaueren Analyse unterzogen.

Serienhandlung

Die Handlung von *Chura-san* beginnt am 15.5.1972, dem Tag der Rückgabe Okinawas an Japan nach 27 Jahren unter US-Besatzung, auf der kleinen okinawanischen Insel Kohama mit der Geburt von Kohagura Eri, der Protagonistin der Serie. Die erste Staffel¹⁵ des *dorama* erzählt ihre Geschichte über eine Zeitspanne von ca. dreißig Jahren. Zwischen den ersten Folgen, die Eri als Kind und als Jugendliche zeigen, finden größere Zeitsprünge statt; der größte Teil der Handlung folgt der Protagonistin dann, als sie mit 18 Jahren nach Abschluss der Oberschule nach Tōkyō zieht. Eri, die lange kein klares Ziel im Leben hat, wird schließlich Krankenschwester. Während ihrer Ausbildung wohnt sie im „Ippūkan“, einem Apartmenthaus in Tōkyō, in dem sie Kontakte mit ihren diversen Nachbar*innen und der Vermieterin knüpft; diese bilden im Laufe der Zeit eine Art ‚Wahlfamilie‘. Ein weiterer Schauplatz in Tōkyō, der immer wieder gezeigt wird und als wichtiger Treffpunkt fungiert, ist das „Yugafu“, ein okinawanisches Restaurant. Schließlich heiratet Eri ihren Kindheitsfreund Uemura Fumiya, den sie durch Zufall in Tōkyō wiedertrifft, und bekommt einen Sohn (Kazuya). Insgesamt geht es auf der Handlungsebene – wie für das Sendeformat typisch – darum, wie sie erwachsen wird und ihre Bestimmung im Leben findet.

¹⁴ Taira Tomi (1928–2015) war lebender Kulturschatz der Präfektur Okinawas (*Okinawa-ken shitei muken bunkazai*) und Bewahrerin des *Ryūkyū kageki* bzw. des Ryūkyūanischen Sing- und Tanztheaters. Sie hatte bereits in verschiedenen Filmen des okinawanischen Regisseurs Takamine Gō mitgewirkt und wurde in ihrer Rolle der Hana in *Chura-san* auch auf den japanischen Hauptinseln bekannt.

¹⁵ Wegen des großen Erfolgs der Serie wurden – was im Falle japanischer Fernsehserien eher unüblich ist – weitere Staffeln produziert, die jedoch bei weitem nicht mehr so umfangreich waren: „Chura-san 2“ (2003, 6 Folgen); „Chura-san 3“ (2004, 5 Folgen); „Chura-san 4“ (2007, Zweiteiler).

Die Serienhandlung wechselt immer wieder zwischen Schauplätzen in Tōkyō und in Okinawa. Eris Familie zieht, als sie nach der Rückgabe Okinawas auf der kleinen Insel Kohama mit der Idee, eine Pension für japanische Tourist*innen zu eröffnen, nicht erfolgreich ist, in die Präfekturhauptstadt Naha. Abwechselnd wird gezeigt, wie sich das Leben Eris in Tōkyō (= der Haupthandlungsstrang) und das der anderen Familienmitglieder in Okinawa (= Nebenhandlungen) entwickelt. Im späteren Verlauf reisen die Figuren auch ab und zu zwischen Okinawa und Tōkyō hin und her, um sich gegenseitig zu besuchen. Ein weiteres Stilmittel, das eingesetzt wird, um die Handlung in Tōkyō mit der in Okinawa zu verbinden, sind die immer wiederkehrenden Telefonate, die Eri mit ihrer Mutter und Großmutter führt.

Themen

Bei *Chura-san* handelt es sich um einen typischen Vertreter des Sendeformats *renzoku terebi shōsetsu*. Dabei werden in unterschiedlichen Settings und Variationen grundsätzlich immer wieder die gleichen Themen behandelt: Fast immer steht die Lebensgeschichte einer jungen Frauenfigur im Mittelpunkt (Harvey 1995:80; Goerke 1998:72). Harvey zufolge spielt dabei auch das Verhältnis der Protagonistin zu ihrer Familie eine wichtige Rolle (Harvey 1995:82). Insgesamt wurden bisher vier Schlüsselthemen ausgemacht, die in den NHK-Morgenserien verhandelt werden: „Die Unabhängigkeit von den Eltern, die Selbständigkeit im Beruf, die Emanzipation vom Ehemann und die Unabhängigkeit im Alter“ (Hashida 1994; zit. n. Goerke 1998:70)¹⁶. Die zentrale Botschaft lautet dabei, dass das „Frauenglück [...] nicht in der Polarität: Beruf oder Familie, sondern dazwischen“ (Goerke 1998:71) liegt.

Auch in *Chura-san* steht das Thema der Familie klar erkennbar im Mittelpunkt der Serienhandlung. Mizuno Hiromi (2006) arbeitet allerdings heraus, dass diese Serie keine einengende Kernfamilie mit dem Modell des Ehemanns als Alleinverdiener und der Ehefrau als *senryō shufu* konstruiert, sondern stattdessen mehrere ganz unterschiedliche Formen des Zusammenlebens integriert. So handelt es sich bei Eris Familie in Naha um eine Dreigenerationenfamilie, die auch den Sohn der Mutter Katsuko aus einer früheren Beziehung umfasst.

¹⁶ Hashida, Sugako 橋田壽賀子: „Jinsei wa yottsuno jiritsu“ 人生は四つの自立 [Die vier Unabhängigkeiten der Menschen], *NHK-Dorama gaido: Asa no renzoku terebi shōsetsu – Haru yo, koi!* Tōkyō: NHK Shuppan NHK出版, 1994:42–51.

Eri gründet in Tōkyō schließlich selbst eine Kernfamilie (sie heiratet Fumiya und bekommt einen Sohn), in der allerdings beide Elternteile berufstätig sind. Die Bewohner*innen des „Ippūkan“ wiederum bilden eine Art Wahlfamilie; und die Mutter von Eris Mann Fumiya hat ihren Sohn nach dem Tod von dessen Vater alleine großgezogen. Alle diese Figuren zusammen bilden schließlich im Laufe der Serie ein Netzwerk. Eri entfernt sich also nach ihrer Heirat nicht von ihrer Herkunftsfamilie oder ihren ehemaligen Mitbewohner*innen, sondern sie bleibt eng mit ihnen verbunden. Mizuno weist in diesem Zusammenhang auch darauf hin, dass das „Ippūkan“ zu einer Art „Zweigstelle“ der Kohagura-Familie in Tōkyō wird, wo alle Familienmitglieder in unregelmäßigen Abständen ein und aus gehen (Mizuno 2006:178). Damit entwirft die Serie ein Gegenbild zur herkömmlichen ‚japanischen Familie‘, die als einschränkend (*sokubaku*), streng (*kibishii*) und geordnet (*chitsujo*) empfunden wird, wohingegen die ‚okinawanische Familie‘ als frei (*jūyū*), milde/nachsichtig (*yuruyaka*) und locker (*shimari no nai*) imaginiert wird (Higa 1987:36, zit. n. Mizuno 2006:176)¹⁷. Insgesamt werden die Beziehungen zwischen den Mitgliedern der Familie Kohagura in *Chura-san* als ungewöhnlich offen, herzlich und liebevoll charakterisiert. Es kommt zwar hin und wieder auch zu Streit; dieser wird aber immer schnell beigelegt.

Ein weiteres Motiv, das die NHK-Morgenserien kennzeichnet, ist das Thema des Erwachsenwerdens. So geht es z. B. oft darum, dass die Figuren ein Ziel im Leben finden, einen Traum realisieren bzw. ihren eigenen Weg gehen lernen. Dies wird in *Chura-san* nicht nur am Beispiel der Protagonistin Eri durchgespielt, die einerseits als Krankenschwester ihre berufliche Bestimmung findet und andererseits mit ihrer Jugendliebe eine glückliche Familie gründet; sondern u. a. auch an dem ihres jüngeren Bruders Keitatsu, der E-Gitarre spielt und eine Karriere als Rock-Musiker anstrebt. So rät ihm ein älterer Musiker in Folge 39, seine eigene Musik zu machen und nicht nur Cover-Versionen der Stücke anderer zu spielen. Die Botschaft, die in diesem Serienformat vermittelt wird, ist, dass man auch bei Rückschlägen nicht aufgeben darf – der zentrale Wert ist also der des *ganbaru*, des Durchhaltens¹⁸.

17 Higa, Masao 比嘉政夫: „Okinawa shakai to ‚yasashisa‘ no kōzō“ 沖縄社会と「やさしさ」の構造 [Okinawas Gesellschaft und die Konstruktion von ‚Freundlichkeit‘], Masao Higa (Hg.): *Josei yūi to dankai genri – Okinawa no minzokushakai kōzō* 女性優位と男系原理 沖縄の民俗社会構造. Tōkyō: Gaifūsha 凱風社, 1987:13–38.

18 Harvey spricht in diesem Zusammenhang auch von *shinbō* (beharrlich / ausdauernd sein) – die Figuren beweisen Stärke, indem sie lernen, sich gegen Widerstände durchzusetzen (Harvey 1995:76).

Die *renzoku terebi shōsetsu* decken mit ihren Schauplätzen mittlerweile alle Präfekturen Japans ab. Bei *Chura-san*, der 64. Produktion dieses Sendeformats, handelt es sich um die erste Morgenserie, die zu großen Teilen in Okinawa spielt. Laut Harvey impliziert der Prozess des Erwachsenwerdens, den die Protagonist*innen dieses Serienformats durchlaufen, bzw. deren Suche nach Unabhängigkeit, oft „leaving the provinces to live in Tōkyō“ (Harvey 1995:83); auch in dieser Hinsicht kann *Chura-san* also als prototypisch gelten.

Grundsätzlich spielen die Morgenserien außerdem mit dem Paradigma der *natsukashisa* (Nostalgie), indem der Verlust von als ‚traditionell‘ imaginierten Werten angedeutet wird. Auch in *Chura-san* ist dieses Element recht stark ausgeprägt, wobei Eri und die okinawaischen Figuren positiv konnotierte Eigenschaften (Natürlichkeit, Herzlichkeit, Offenheit, Wärme) verkörpern, die im restlichen Japan bzw. Tōkyō bereits verlorengegangen zu sein scheinen. So gelingt es der Protagonistin beispielsweise mit ihrer unbekümmerten, fröhlichen Art und ihrem Familiensinn, die zuvor eigenbrötlerisch vor sich hinlebenden Bewohner*innen des „Ippūkan“ zusammenzubringen und aus ihnen eine Gemeinschaft zu machen. Die Serie spricht hier den Aspekt der ‚zeitlichen Rückversetzung‘ im nostalgischen Sinne ganz deutlich an, indem sich die Hausverwalterin dadurch an „früher“ (und damit an ‚die guten alten Zeiten‘) erinnert fühlt (Folge 38: 08:43–08:48). Insgesamt wird in *Chura-san* das Leben in Okinawa sehr deutlich als Gegenbild zu dem zwar modernen, dafür aber kalten und anonymen Tōkyō entworfen¹⁹.

Ferner werden in den *renzoku terebi shōsetsu* als *plot*-Elemente oft unwahrscheinliche Zufälle, glückliche oder unglückliche Fügungen, und zum Teil auch fantastisch anmutende Ereignisse eingesetzt. In *Chura-san* beispielsweise ist die Protagonistin Eri auf telepathische Weise mit ihrer Großmutter Hana verbunden, die es trotz der großen Entfernung spüren kann, wenn es Eri in Tōkyō schlecht geht. Hana besitzt eine Art sechsten Sinn und hat immer wieder Vorahnungen, die sich schließlich bewahrheiten. Die übersinnlichen Fähigkeiten der älteren weiblichen Figuren werden in der Fernsehserie dabei durchweg in Comedy-Manier inszeniert.

19 Siehe hierzu auch Gerow 2003:277.

Vorspann-Analyse

Wie alle fiktionalen (Medien-)Texte bietet auch die Serie *Chura-san* sehr viele unterschiedliche Ansatzpunkte für eine genauere Analyse. Neben den bereits identifizierten Themen (Familie, Erwachsenwerdung, Nostalgie) könnte so z. B. auch das in der Serie präsentierte Geschlechterverhältnis Gegenstand einer gewinnbringenden Untersuchung sein. Ferner werden in *Chura-san* bestimmte Figurentypen konstruiert (z. B. der ‚nichtsnutzige okinawanische Mann‘ oder die ‚okinawanische Großmutter‘), denen man oft auch in anderen Medienformaten (literarischen Texten, Kinofilmen etc.) begegnet und auf die sich eine Analyse konzentrieren könnte, die diese kritisch als Stereotype hinterfragt. Im Folgenden soll der Fokus aber beispielhaft auf die Frage gelegt werden, wie Okinawa in der Serie repräsentiert wird. Welche Aspekte des Lebens in Okinawa werden herausgegriffen, welche nicht? Wie wird das, was gezeigt wird, präsentiert? Und welche Prognosen lassen sich daraus über das insgesamt von der Serie vermittelte Okinawa-Bild ableiten?

— Analysebeispiel Vorspann —

例 Als Fallbeispiel dient hier der Vorspann. Dieser ist – bei jeder Serie – aus zwei Gründen von besonderer Bedeutung: Zum einen wird er vor jeder Folge wiederholt und prägt sich daher beim Publikum ein. Bei dem speziellen Sendeformat der NHK-Morgenserie mit ihren ca. 150 Folgen ist dieser Effekt besonders stark. Der Vorspann einer Serie fasst außerdem in der Regel auf abstrakte Weise zusammen, worum es im gesamten Serienverlauf auf der thematischen Ebene geht, und verweist daher in komprimierter Form auf die zentralen Motive und Botschaften.

Der Vorspann zu *Chura-san*, der insgesamt knapp eineinhalb Minuten umfasst, beginnt mit einer aus niedriger Kameraposition aufgenommenen Totalen, die im Vordergrund einen weißen Sandstrand und im Hintergrund, der die Bildmitte einnimmt, das Meer sowie im oberen Bilddrittel einen blauen Himmel mit ein paar wenigen weißen Wolken zeigt. Rechts im gezeigten Bildausschnitt befindet sich eine große weiße Muschel; ein weißer Einsiedlerkrebs krabbelt von links nach rechts durch das Bild. Darüber wird in Weiß der Schriftzug „renzoku terebi shōsetsu“ eingeblendet. Nach einem Schnitt beginnt eine Kamerafahrt, bei der zunächst ein leichter Wolkenschleier durchstoßen wird; daraufhin kommt aus der Vogelperspektive ein weites, tiefblaues

Meer in Sicht. In der Bildmitte ist nun eine kleine, grün bewaldete Insel²⁰ zu sehen; nacheinander fliegen die in gelber Farbe gehaltenen Silbenschriftzeichen für den Serientitel *Chura-san* in die Mitte des Bilds. Es geht weiter mit einer Kamerafahrt über ein nun türkisblaues Meer. Die von Korallenriffen umgebene Insel wird von der Kamerafahrt aus der Vogelperspektive umrundet und damit aus verschiedenen Winkeln gezeigt, wobei auch ein langgestreckter weißer Sandstrand zu sehen ist. Dann wird zu Unterwasseraufnahmen gewechselt, die Fischschwärme und Korallenriffe zeigen. Als nächstes ist der Teil eines Mangrovenbaums zu sehen, der sich unter Wasser befindet; danach wechselt die Kamera in einer Überblendung wieder die Position und fährt über dem Meeresspiegel einen Mangrovenwald entlang. Daraufhin werden weitere Bäume und Pflanzen präsentiert: ein *gajumaru*-Baum²¹ im Gegenlicht, eine rote Hibiskusblüte am rechten Bildrand, weiße Blumen (wohl ebenfalls Hibiskus) am linken Bildrand, noch einmal ein *gajumaru*, dann eine grüne Wiese mit Schmetterlingen und Blumen, danach wieder ein *gajumaru* im Gegenlicht. Nach einer Überblendung folgen erneut Aufnahmen von Tieren: Zunächst läuft eine Winkerkrabbe durch den Bildvordergrund. Danach wird aus der Vogelperspektive ein Schwarm Delfine verfolgt; nach einem Schnitt wird wieder zu Unterwasseraufnahmen gewechselt, und die Delfine schwimmen nun der Kamera entgegen. Es folgt eine Strandansicht, im Hintergrund sind das Meer und eine Insel zu sehen. Im Bildvordergrund befindet sich eine Heuschrecke, die kurz darauf nach rechts davonspringt. Danach wird gezeigt, wie ein großer Nashornkäfer von rechts nach links über einen Baumstamm klettert, im Hintergrund ist blaues Meer zu sehen. Erneute Unterwasseraufnahmen zeigen einen großen Rochen und danach eine Meeresschildkröte. Dann gibt eine Totale die Aufsicht auf das Meer frei, das nun in warmes, orangefarbenes Abendlicht getaucht ist. Die letzte Szene zeigt die Silhouetten von drei Personen am Strand: von einem Mann links, einer Frau rechts und einem Kind in der Mitte, die sich am Ende an den Händen halten; direkt vor ihnen befindet sich das ins Abendlicht getauchte Meer, und darüber ist die untergehende Sonne zu sehen.

20 Einige Internetquellen identifizieren diese tropfenförmige, unbewohnte Insel als Irisunajima, die westlich der Insel Tonaki liegt und von einem Atoll umgeben ist, siehe z. B. <https://www.ritou.com/spot/view-tonaki-t13.html> (07.09.2020). Irisunajima untersteht der U.S. Air Force und wird als militärisches Übungsgebiet genutzt. Näheres hierzu siehe <https://www.okinawatimes.co.jp/articles/-/200030> (07.09.2020).

21 Ein Banyan-Baum, der zur Ficus-Gattung gehört.

Nach der Angabe des Serienformats und des Serientitels zu Beginn des Vorspanns werden im unteren Bilddrittel immer wieder Schriftzüge eingeblendet.²² Der gesamte Vorspann ist außerdem mit dem vom okinawanischen Duo Kiroro²³ stammenden Titelsong „Best Friend“ unterlegt. Die Gesangsstimme wird dabei von Klaviermusik und später von einem recht zurückhaltenden Schlagzeug begleitet. Inhaltlich wird im Songtext der Dank an eine Person ausgedrückt, die das lyrische Ich mit einem Lächeln auch in traurigen Zeiten tröstet, es beschützt, für immer verlässlich an seiner Seite ist und ihm dabei hilft, sich zurückzubekommen, wenn es aus den Augen verliert, was wichtig im Leben ist. Aus dem „*anata*“ (Du), das in der ersten Strophe angesprochen wird, werden im mittleren Liedteil mehrere Personen („*subete no nakama*“, also „alle meine Freund*innen / Gefährt*innen“, bzw. „*minna*“, „alle“), die an der Seite des Ichs stehen und es damit stärken; am Ende wird wieder ein mit „*anata*“ bezeichnetes Gegenüber adressiert.

Der Vorspann der Serie *Chura-san* zeigt diverse Ansichten des Meeres, Strände sowie lokaltypische Flora und Fauna Okinawas. Auffallend sind ferner die intensiven Farben und das helle Licht. Alle diese Bildkomponenten zusammengenommen tragen zu einer sofort klar ersichtlichen lokalen Verortung in Okinawa bei und betonen mit diesen ‚Markern‘ des ‚Okinawanischen‘, anhand derer die ‚südliche Atmosphäre‘ und der ‚exotische Charakter‘ der in der subtropischen Klimazone gelegenen Präfektur hervorgehoben werden, die Differenz zwischen Okinawa und einem Leben in den Großstädten auf den japanischen Hauptinseln.

Okinawa wird hier als friedliches Inselparadies mit einer intakten Natur inszeniert. Der Vorspann wirft damit einen klar touristisch orientierten Blick auf Okinawa. Dieser Eindruck lässt sich nicht nur anhand dessen, was an Bildobjekten ausgewählt wurde, gewinnen, sondern wird auch gestützt durch die gewählten Einstellungsgrößen und Bewegungen der Kamera, die diese Objekte aus einer distanziererten Außenperspektive zeigt. Insgesamt zeichnet die Serie ein idealisiertes Bild von Okinawa und kann im Grunde als Werbung für die Präfektur aufgefasst werden. Tatsächlich hat sich Okinawa in den 2000er

22 Nach den Angaben „Woche 1“, „Folge 1“ und der Einblendung des Folgentitels „Churaumi no yakusoku“ (dt.: „Das Versprechen des schönen Meeres“) werden die Namen der an der Serienproduktion beteiligten Personen und Organisationen aufgeführt. Erwähnt werden u. a. der Drehbuchautor, die Verantwortlichen für die Filmmusik, der Titelsong von Kiroro, die diversen Trainer*innen, die Präfektur Okinawa und die Stadt Taketomi als Drehorte, die Schauspieler*innen, die Bewohner*innen von Kohama, die Verantwortlichen für Technik, Sound Effekte, Editing, Kamera etc., sowie abschließend der Regisseur Enodo Takahiro.

23 Sowohl die Pianistin Kinjō Ayano als auch die Sängerin Tamashiro Chiharu stammen aus Yomitan in der Präfektur Okinawa.

Jahren zu einem bei japanischen Tourist*innen beliebten Reiseziel entwickelt. U. a. werden auch sogenannte *roke*-Touren²⁴ nach Kohama vermarktet, bei denen z. B. das Haus der fiktiven Familie Kohagura aus *Chura-san* zu besichtigen ist²⁵.

Anhand des Vorspanns wird bereits deutlich, dass es sich bei der Serie um eine Produktion handelt, die sich in das gängige *iyashi*²⁶-Muster einfügt, dem auch viele andere Mainstream-Medienproduktionen folgen: Okinawa wird als ein (Sehnsuchts- und Wohlfühl-)Ort der Schönheit, Ruhe und des Friedens gezeichnet; genau deshalb vermag es gestresste japanische Großstädter*innen wieder ins Lot bringen. Entsprechend gibt die aus Okinawa stammende Protagonistin Eri ihren japanischen Mitmenschen, denen sie in Tōkyō begegnet, Kraft und positive Energie. Gedoppelt wird diese Heilungs-Funktion des ‚Okinawanischen‘ noch dadurch, dass Eri sich als Krankenschwester in Tōkyō auch um das physische Wohlergehen ihrer japanischen Patient*innen kümmert.

Ausgeblendet bleibt hingegen alles, was das Bild von Okinawa als Trauminsel stören würde. So ist z. B. im Serienvorspann von den amerikanischen Militärbasen, die in der okinawanischen Lebensrealität durchaus sehr präsent sind, keine Spur zu sehen²⁷. Dies ist umso ironischer, als es sich bei der im Vorspann gezeigten Insel um Irisunajima handelt – eine unbewohnte Insel, die der in Kadena stationierten Air Force-Einheit untersteht und ausschließlich militärisch (zu Schießübungen u. ä.) genutzt wird. Ebenso wenig werden Stadtscenen, Hotelanlagen etc. gezeigt; vielmehr wird der Fokus auf eine unzerstörte, ursprüngliche Natur gelegt. Dabei wird der Umstand, dass gerade diese bedroht ist – und zwar in erster Linie durch die amerikanischen Militärbasen und den Tourismus – vollkommen ausgeblendet.

Der Vorspann und auch die Serie als Ganzes sprechen ferner weder mit Worten noch mit Bildern das historisch schwierige Verhältnis zwischen Okinawa und Japan an: Es finden sich keinerlei Hinweise auf die Annexion des Ryūkyū-Königreichs durch Japan Ende des 19. Jahrhunderts; und die Schlacht von Okinawa (April bis Juni 1945), bei der

24 *Roke* ist die Abkürzung für *location*; die sog. *roke*-Touren führen die Besucher*innen zu den Drehorten eines Films oder einer Serie.

25 Ein Beispiel für die Bewerbung von Kohama als Reiseziel, die u. a. auf *Chura-san* Bezug nimmt, findet sich auf <https://www.travel.co.jp/guide/article/245/> (07.09.2020).

26 Wörtlich: „Heilung“.

27 Auf die amerikanische Besatzungszeit (1945–1972) und auf die immer noch massive militärische Nutzung der Inseln wird in der ganzen Serie nur wenige Male indirekt hingewiesen; noch am deutlichsten wird dies in einer Szene, in der Eris Bruder Keitatsu in einen Musikklub geht, in dem viele Amerikaner*innen verkehren: In dem Club hängt ein sog. „A-sign“, ein Schild, mit dem während der Besatzungszeit signalisiert wurde, dass Angehörige des US-Militärs Zutritt haben (Folge 10 ab Minute 04:12).

ein großer Teil der okinawanischen Zivilbevölkerung ums Leben kam, kommt in der gesamten Serie nur zweimal kurz zur Sprache²⁸, wobei keinerlei Kritik an der Rolle anklingt, die Japan dabei spielte. Alles, was auf einen kolonialen Umgang Japans mit Okinawa hindeuten würde, wurde bei der Serienproduktion ganz offensichtlich sehr bewusst ausgeschlossen²⁹.

Auffallend ist ferner, dass der Serienvorspann mit Ausnahme der Schlusszene nur Landschaften, Tiere und Pflanzen zeigt, jedoch keine Menschen. Erst ganz am Ende sind drei nicht näher identifizierbare (und damit nicht individualisierte) Personen im Gegenlicht zu sehen. Dies legt nahe, dass es der Serie insgesamt nicht um die Bevölkerung Okinawas, deren Geschichte(n) und Problemlagen geht. Die letzte Einstellung (ein Paar mit einem Kind) verweist – neben der Konstruktion Okinawas als idealisierter Trauminsel – vielmehr deutlich auf die Familie als zweites wichtiges Thema der Serie.³⁰

Schließlich gibt auch die musikalische Untermalung des Vorspanns wichtige Hinweise hinsichtlich der Frage, womit sich *Chura-san* im Kern beschäftigt: Die ruhigen, sanften Klänge der Klaviermusik und des Gesangs unterstreichen das Wohlgefühl, das die Serie offensichtlich zu vermitteln beabsichtigt. Gleichzeitig lenkt der Text des Titelsongs den Fokus auf zwei inhaltliche Aspekte: zum einen auf die Unterstützung, die die Protagonistin im Laufe ihres Lebens durch andere (ihre Familie und Freund*innen) erfährt, und zum anderen auf die Liebesgeschichte zwischen Eri und Fumiya. Ein Okinawa-Bezug ist hier nur insofern vorhanden, als es sich bei den Mitgliedern von Kiroro um zwei Musikerinnen handelt, die aus Okinawa stammen. Eine kritische Perspektive auf das Verhältnis zwischen Okinawa und Japan sucht man – sowohl im Vorspann als auch in der Serie selbst – vergeblich, was im Falle eines kommerziellen, populärkulturellen Produkts wie dem hier untersuchten vielleicht auch nicht allzu

28 Als die Verwalterin des „Ippūkan“ hört, dass ihre neue Mieterin Eri aus Okinawa stammt, spricht sie diese auf den Pazifikkrieg an: „Dō deshita ka? Taihen deshita yo ne.“ („Wie haben Sie ihn erlebt? Es war schlimm, nicht wahr...“); offensichtlich ist ihr nicht bewusst, dass sowohl Eri als auch ihre Eltern erst nach Kriegsende geboren wurden (Folge 30, 04:25–05:00), weshalb diese Szene eher komisch wirkt. Als später dann Hana, Eris Großmutter, ihre Enkelin im „Ippūkan“ besucht, sich dort mit der Vermieterin unterhält und sie dazu einlädt, auch einmal nach Okinawa zu kommen, antwortet diese, sie könne nicht so einfach, nur zum Spaß, nach Okinawa reisen, weil sie immer an den Krieg denken müsse. Japans Rolle im Kriegsgeschehen wird hier jedoch ebenfalls nicht kritisch hinterfragt; Hana entgegnet vielmehr lediglich, dass gerade deshalb, weil sich dort so viel Trauriges („*kanashii koto*“) ereignet habe, Okinawa zu den Menschen sanft und freundlich („*hito ni yasashii*“) sei (Folge 78, 07:10–08:30).

29 Katō et al. zufolge, die die Produzent*innen der Serie für ihre Studie zur Repräsentation Okinawas in *Chura-san* befragt haben, wurde dies damit begründet, dass das Sendeformat der Morgenserie nicht geeignet sei, um Themen wie das „Militärbasenproblem“ oder den Krieg zu behandeln (2004:30).

30 Der Chefproduzent der Serie, Kan Yasuhiro, bestätigt, dass er das Thema der Familie in den Mittelpunkt von *Chura-san* stellen wollte (Mizuno 2006:169; ähnlich auch Katō et al. 2004:29).

verwunderlich ist. Spannendere Auseinandersetzungen mit Okinawa – bei denen es tatsächlich auch um Okinawa als Hauptthema geht – finden sich eher in anderen Medienformaten wie z. B. in experimentellen Arthouse-Filmen³¹.

Fazit

In diesem Beitrag wurde am Beispiel der japanischen Fernsehserie *Chura-san* – und im Speziellen einer ganz kurzen Sequenz daraus, nämlich dem etwa eineinhalbminütigen Vorspann, der jeder einzelnen der 156 Folgen vorangestellt ist – gezeigt, wie man sich damit systematisch unter Zuhilfenahme filmwissenschaftlicher Methoden auseinandersetzen kann. Dabei wurde ganz ‚klassisch‘ vorgegangen, indem zunächst einführend Metadaten zur Serie recherchiert, die Handlung kurz zusammengefasst sowie Grundinformationen zu den Schauplätzen, zu der erzählten Zeit, den wichtigsten Figuren und eingesetzten Stilmitteln gegeben wurden.

Die ‚Test-Analyse‘ orientierte sich an der oben erwähnten Empfehlung von Faulstich, demzufolge man zunächst das gesamte Filmmaterial ein erstes Mal mit möglichst offenem Blick sichten sollte, um auf dieser Basis dann wichtige Themen und Besonderheiten identifizieren und Ansatzpunkte für eine genauere Untersuchung finden zu können. Die Diskussion der Themen, die in *Chura-san* verhandelt werden, fand hier unter Einbeziehung der Genre-Konventionen des *renzoku terebi shōsetsu* (und der entsprechenden Sekundärliteratur dazu) statt, wobei sich herausstellte, dass *Chura-san* tatsächlich als prototypisch für dieses spezielle Sendeformat gelten kann.

Schließlich folgte beispielhaft eine genauere Untersuchung des Serienvorspanns. Dabei wurde allerdings nicht eines der zuvor identifizierten Hauptthemen der Serie vertieft, sondern es ging um einen anderen Aspekt, nämlich die Frage, wie Okinawa darin repräsentiert wird. Zu diesem Zweck erfolgte eine genaue Bestandsaufnahme dessen, was in jeder einzelnen Szene des Vorspanns zu sehen (Strände, Meer, Inseln, subtropische Vegetation, Insekten, Meerestiere etc.) und zu hören (angenehme, weiche Musik) ist, wie das Gezeigte präsentiert wird (Kamerabewegungen und -perspektiven) – und was ausgeblendet bleibt (z. B. die amerikanischen Militärbasen in Okinawa).

31 Diese stammen zum Teil auch von Regisseur*innen aus Okinawa.

Die Ergebnisse dieses Analyseschritts wurden dann abstrahiert und folgendermaßen interpretiert: Gezeigt wird eine sehr klar als ‚okinawanisch‘ und damit als ‚anders‘ markierte Natur, wobei ein ‚touristischer Blick‘ der Kamera und damit eine Außenperspektive dominiert. Sowohl die visuelle Inszenierung als auch die akustische Untermalung dienen der Vermittlung eines Wohlgefühls. Eine tiefere Auseinandersetzung mit dem Leben der Menschen in Okinawa scheint hingegen nicht angestrebt zu sein. Als Ergebnis kann festgehalten werden, dass Okinawa im Vorspann zu *Chura-san* sehr einseitig dargestellt wird: Es wird darin als subtropisches Inselparadies inszeniert, auf seine schöne, (angeblich) heile Natur reduziert und damit stark exotisiert.

- Aspekte der Filmanalyse (die hier einbezogen wurden) —
- 手法
- Metadaten (Informationen zu Produktion / an der Entstehung Beteiligten / Ausstrahlungszeitraum / Einschaltquoten)
 - Genrekonventionen (*renzoku terebi shōsetsu*)
 - Kontext: Okinawa-Boom / Okinawa-Repräsentationen in japanischen Medien
 - Handlung/Plot
 - Figuren (Konstellationen, Beziehungen, Charakterisierung, Funktionen)
 - Themen/Motive
 - Filmische Bauformen (Kameraeinstellung und -bewegung, Einstellungsgrößen, musikalische Untermalung etc.)

Abschließend wurde der Frage nachgegangen, was die Beschäftigung mit dem Vorspann hinsichtlich des in der Serie vermittelten Okinawa-Bildes erwarten lässt. Dabei floss natürlich die bereits zuvor erarbeitete Kenntnis des gesamten Serienverlaufs ein. Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass man auf Basis einer eingehenden Auseinandersetzung mit dem kurzen Vorspann tatsächlich eine recht treffende Einschätzung dessen vornehmen kann, welche Funktion Okinawa in der Serie erfüllt. Alles, was im Vorspann zu *Chura-san* zu sehen und zu hören ist, weist darauf hin, dass es sich hier nicht um eine Serie handelt, deren Anliegen es ist, tatsächlich okinawanischen Belangen Ausdruck zu verleihen. Stattdessen fügt sich die Produktion in das gängige *iyashi*-Erzählmuster ein und vermeidet jegliche Thematisierung von (gesellschafts)politischen Kontroversen oder Konflikten. Okinawa

dient darin lediglich als schöne (und womöglich auch austauschbare) Kulisse. Hiermit verbindet sich eine wichtige Erkenntnis, die man bei der Untersuchung eines Films – bzw. vielleicht sogar bei *jeder* Analyse – im Blick behalten sollte: Was *nicht* gesagt/gezeigt wird ist mindestens genauso bedeutungsvoll wie das, *was* gesagt/gezeigt wird. Gerade Auslassungen und Leerstellen können wichtige Hinweise darauf geben, worum es im Endeffekt inhaltlich geht und worum nicht, was nach Ansicht der Produzent*innen vom Publikum gewünscht wird oder zu vermeiden ist, und was letztlich in einer bestimmten Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt legitim und konsensfähig erscheint und was nicht.

Abschließend sei außerdem noch darauf hingewiesen, dass die ausschließliche Fokussierung auf den Vorspann zu einer Serie trotzdem in Teilen auch auf eine falsche Fährte locken könnte. So wird im Vorspann von *Chura-san* beispielsweise lediglich durch den Text des Titelsongs und die Schlusszene angedeutet, dass sich die Serie inhaltlich schwerpunktmäßig mit den Themen Familie und Freundschaft beschäftigt. Während der Vorspann ausschließlich die okinawanische Natur, keinerlei Stadtszenen und nur im Schlussbild eine dreiköpfige Familie zeigt, stehen in der Serie selbst durchaus die (okinawanischen) Figuren im Zentrum, die sich zudem größtenteils in den Städten Naha und Tōkyō bewegen. Dies zeigt, dass sich nicht über alle Aspekte der Serie allein auf Basis des Vorspanns Aussagen treffen lassen. Die Analyse eines Serienvorspanns ersetzt also trotz aller Erkenntnisse, die sie bereits erbringen kann, nicht die Auseinandersetzung mit der Serie selbst.

Wichtige Methodenwerke zur Filmanalyse

- 文 Eder, Jens
 2008 *Die Figur im Film: Grundlagen der Figurenanalyse*. Marburg: Schüren Verlag.
 Faulstich, Werner
 2008 *Grundkurs Filmanalyse*. Paderborn: Fink.
 Keutzer, Oliver, Sebastian Lauritz, Claudia Mehlinger und Peter Moormann
 2014 *Filmanalyse*. Wiesbaden: Springer.
 Kuchenbuch, Thomas
 2005 *Filmanalyse: Theorien, Methoden, Kritik*. Wien [u. a.]: Böhlau.

Bibliographie

- Australian Centre for the Moving Image
 o. J. *Guide to film analysis in the classroom: ACMI education resource.* https://is.muni.cz/el/1421/jaro2018/AJ18085/film_analysis.pdf (06.11.2018).
- Coates, Jennifer
 2017 *Making icons: Repetition and the female image in Japanese cinema, 1945–1964.* Hong Kong: Hong Kong University Press.
- Eder, Jens
 2008 *Die Figur im Film: Grundlagen der Figurenanalyse.* Marburg: Schüren Verlag (bes.: „Zusammenfassung: Grundlagen der Figurenanalyse“, Kapitel 14).
- Faulstich, Werner
 2008 *Grundkurs Filmanalyse.* Paderborn: Fink.
- Gerow, Aaron
 2003 „From the national gaze to multiple gazes: Representations of Okinawa in recent Japanese cinema“, Laura Hein und Mark Selden (Hg.): *Islands of discontent: Okinawan responses to Japanese and American power.* Lanham: Rowman & Littlefield Publishers, 273–307.
- Goerke, Marie-Luise
 1998 „Der ignorierte Mann? Zur Darstellung der Geschlechterrollen im NHK-Morgendrama“, *NOAG* 163-164, 67–75.
- Harvey, Paul A. S.
 1995 „Interpreting Oshin: War, history and women in modern Japan“, Lise Skov und Brian Moeran (Hg.): *Women, media and consumption in Japan.* London: Routledge, 75–110.
- Katō, Chinatsu, Yasuko Kikumoto, Naoya Takahashi und Yuka Fujimura 加藤千夏 菊本泰子 高橋直哉 藤村有加
 2004 „Chura-san' ni okeru Okinawa no hyōshō, seisan, juyō: Hōkoku (1)“ 「ちゅらさん」における沖縄の表彰・生産・受容: 報告 (1) [Okinawa in ‚Chura-san‘ – Repräsentation, Produktion, Rezeption: Bericht (1)], Kōichi Iwabuchi, Osamu Tada und Yasuhiro Tanaka 岩淵功一 多田治 田中康博 (Hg.): *Okinawa ni tachisukumu: Daigaku o koete shinka suru chi: ‚Chura-san‘, ‚Nabi no koi‘, ‚Monpachi‘ kara yomitoku, Okinawa' no bunka no seijigaku* 沖縄に立ちすくむ: 大学を越えて深化する知: 「ちゅらさん」「ナビの恋」「モンパチ」から読み解く沖縄の文化の政治学. Tōkyō: Serika shobō せりか書房, 28–39.
- Kirsch, Griseldis
 2015 *Contemporary Sino-Japanese relations on screen.* London [u. a.]: Bloomsbury Academic.
- Knobloch, Heidi
 2002 *Liebesbeziehungen in japanischen Fernsehserien: Das Beispiel von Rongu bakēshon ‚Lange Ferien‘.* Hamburg: Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.
- Mizuno, Hiromi 水野宏美
 2006 „Posuto kindai kazoku toshite no ‚Chura-san‘“ ポスト近代家族としての「ちゅらさん」 [Chura-san' und die postmoderne Familie], Okinawa bungaku kenkyūkai 沖縄文学研究会 (Hg.): *Gendai Okinawa bungaku no seidoteki jūssōsei to hondokankei no naka de no Okinawa-sei ni kansuru kenkyū: Okinawa bungaku o torimaku media, kiso-bunka, josei* 現代沖縄文学の制度的重層性と本土関係の中での沖縄性に関する研究: 沖縄文学をとりまくメディア、基層文化、女性. Tōkyō: Morimoto insatsu モリモト印刷, 167–180.

Sakamoto, Kazue 坂本佳鶴恵

1997 *„Kazoku‘ imēji no tanjō: Nihon eiga ni miru ,hōmu dorama‘ no keisei* 「家族」
イメージの誕生: 日本映画にみる「ホームドラマ」の形成 [Die Entstehung des Bildes von
der ‚Familie‘: Das ‚home drama‘ im japanischen Film]. Tōkyō: Shin'yōsha 新曜社.

Standish, Isolde

2000 *Myth and masculinity in the Japanese cinema: Towards a political reading of
the tragic hero*. London und New York: Routledge.

Yomota, Inuhiko 四方田犬彦 und Sawa Ōmine 大嶺沙和 (Hg.)

2008 *Okinawa eigarōn* 沖縄映画論 [Okinawa im Film]. Tōkyō: Sakuhinsha 作品社.

CHRISTINA GMEINBAUER

Zocken für die Wissenschaft **Methoden für eine japanologische Videospieldanalyse**

Einleitung

Unter vielen anderen in diesem Band vertretenen Disziplinen stellt die Computer- und Videospieforschung ein noch relativ junges Forschungsfeld dar. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass es sich auch bei ihren Forschungsgegenständen – digitalen Spielen – um ein recht neues Medium handelt, das erst ab den 1970er und 1980er Jahren durch erste kommerziell vertriebene Spiele gesellschaftliche Bedeutung erlangte. Insofern scheint es nicht verwunderlich, dass sich die sogenannten Game Studies, die sich jedoch wohlgerne auch mit analogen Spielen auseinandersetzen, etwa ab den 1990er Jahren verstärkt zu formieren begannen. Sich aus wissenschaftlicher Perspektive mit digitalen Spielen auseinanderzusetzen bedeutet daher auch, sich in vielerlei Hinsicht auf Neuland zu begeben, da schlichtweg nach wie vor an Theorien und Methoden für diese Art der Forschung gearbeitet wird.

Besonders in ihrer Entstehungszeit zeichneten sich die Game Studies dadurch aus, dass zahlreiche Forscher*innen Herangehensweisen aus ihren jeweiligen Disziplinen mitbrachten, um Spiele zu untersuchen. Die Zugänge könnten dabei kaum unterschiedlicher sein, was vor allem auf die Beschaffenheit des Mediums selbst zurückzuführen ist: Viele digitale Spiele zeigen Merkmale, die auch andere Medienprodukte wie etwa Literatur oder Film aufweisen, was zahlreiche Anknüpfungspunkte bietet, sie aus kultur- oder medienwissenschaftlichen Perspektiven zu betrachten. Darüber hinaus muss jedoch auch hervorgehoben werden, dass Spiele auf sehr unterschiedliche Weise ihre Spieler*innen in das Spielgeschehen involvieren, weshalb auch Untersuchungen, die Menschen in den Fokus setzen, möglich sind. Die Herangehensweisen reichen hierbei von philosophischen und pädagogischen über psychologische Perspektiven, die die Wirkung von digitalen Spielen auf ihre Spieler*innen hinterfragen, bis hin zu kommunikationswissenschaftlichen und soziologischen

Sichtweisen, die sich mit den sozialen Dimensionen des Spielens beschäftigen. Schließlich soll in diesem kurzen Abriss, der unmöglich tatsächlich alle Perspektiven der Game Studies zusammenfassen kann, auch noch darauf hingewiesen werden, dass digitale Spiele unter anderem Computerprogramme sind und daher auch in Disziplinen wie der Informatik zu Forschungsmaterial werden. Insgesamt kann festgehalten werden, dass die Game Studies nicht nur digitale Spiele selbst, sondern das gesamte ‚Phänomen Spiel‘ zu betrachten suchen und dementsprechend als inter- und multidisziplinär beschrieben werden können.

Ab der zweiten Hälfte der 2000er Jahre wurde das Problem, sich auf keinen einheitlichen Forschungsgegenstand einigen zu können, zunehmend thematisiert und kritisiert. Dabei wurde vor allem darauf verwiesen, dass die Game Studies ihre eigenen Methoden und Theorien hervorbringen sollten, anstatt von anderen Disziplinen vereinnahmt zu werden (vgl. etwa Crogan 2006; Björk 2008; Mäyrä 2015). Tatsächlich stehen inzwischen viele Ansätze zur Verfügung, sodass man in vielen Fällen nicht mehr darauf angewiesen ist, sich der Vorgehensweisen anderer Felder zu bedienen. Nur schwer lassen sich diese jedoch unter einer Kategorie zusammenfassen, da kaum eine gemeinsame Grundlage für das eben beschriebene diverse und multimodale Medium des digitalen Spiels geschaffen werden kann – eine Tatsache, mit der man sich inzwischen nicht nur abgefunden hat, sondern die zugleich fundamental für jegliche Auseinandersetzung mit Spielen geworden ist:

[...] [T]here can be no pure, *universal understanding* of what games are. If there is any notion of ‚what games are,‘ it is that they are *not* universal or pure of form.
(Jennings 2015:5, Hervorhebung im Original)

Im Gegensatz zu Forscher*innen der Game Studies müssen wir uns als Japanolog*innen weniger damit beschäftigen, Methoden tatsächlich zu entwickeln, sondern können diese aus den jeweiligen Disziplinen übernehmen und gegebenenfalls an unsere eigenen Forschungsinteressen anpassen. Dennoch teilen Japanologie und Game Studies gleichermaßen die Schwierigkeit, durch ihre Arbeiten zu digitalen Spielen wissenschaftliches Neuland zu betreten: Erstaunlicherweise bleiben japanologische Auseinandersetzungen mit diesem Medium besonders im deutschsprachigen Raum bis heute eher selten – was in Anbetracht der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedeutung

japanischer Spiele nicht nur überrascht, sondern auch auf eine große Lücke in der Forschung hinweist. So wie in den Game Studies nach wie vor viele Fragen ungeklärt bleiben, muss auch die Japanologie noch ausloten, wie sie mit digitalen Spielen umgehen kann und möchte. Vor diesem Hintergrund soll hier nun in aller Kürze vorgestellt werden, welche Aspekte der Spieleanalyse von den Game Studies besonders diskutiert werden und inwiefern eine japanologische Herangehensweise in diesem Kontext verortet werden könnte.

— Weiterführende Lektüre zu Game Studies



Beil, Benjamin

2013 *Game Studies: Eine Einführung*. Berlin [u. a.]: LIT Verlag.

Egenfeldt-Nielsen, Simon, Jonas Heide Smith und Susana Pajares Tosca

2020 *Understanding video games: The essential introduction*, 4. Auflage. New York [u. a.]: Routledge [12013].

„Press start to play“ Die Möglichkeiten der Spieleforschung

Was aus der Einleitung vorerst mitgenommen werden kann, ist der Gedanke, dass es eine Vielzahl an Möglichkeiten gibt, digitale Spiele zu untersuchen – und daher Game Studies nicht gleich Game Studies sind. Zu allererst sollte man sich als Forschende*r daher die Frage stellen, was genau man eigentlich mit der eigenen Arbeit in Erfahrung bringen möchte. Allein die Frage, ob man sozial- oder kulturwissenschaftlich vorgehen möchte, ist dabei schon entscheidend. Sozialwissenschaftliche Arbeiten könnten in der japanologischen Forschung beispielsweise hinterfragen, wie japanische Spieler*innen über bestimmte Spielinhalte reflektieren, E-Sport-Veranstaltungen oder Online-Spiele als soziale Phänomene betrachten oder aber auch die sozialen Netzwerke, die sich in Gaming-Communities bilden, untersuchen. Geeignete Methoden für eine solche Herangehensweise wären etwa Befragungen oder teilnehmende Beobachtungen, die in diesem Band bereits in den Beiträgen von Manzenreiter (→ **Ethnographie und Teilnehmende Beobachtung**) und Purkarthofer und Polak-Rottmann (→ **Qualitative Interviews**) beschrieben wurden und daher an dieser Stelle nur noch erwähnt werden sollen.

Eine kulturwissenschaftliche Arbeit dagegen rückt das digitale Spiel selbst in den Fokus: Besonders im regionalwissenschaftlichen

Kontext kann es dabei als kulturelles Artefakt betrachtet werden, „als eine Art Text, der sich im konkreten Kontext einer Gesellschaft konstituiert“ und nur „durch sein Erfahren (Lesen, Betrachten, Spielen) seitens der Rezipient_innen [...] an Bedeutung(en) [gewinnt]“ (Schubert 2018:161–162). Japanologische Forschung, die sich aus dieser Perspektive mit digitalen Spielen auseinandersetzen will, könnte daher beispielsweise der Frage nachgehen, welche Themen bestimmte Videospiele behandeln und welche Zusammenhänge diesbezüglich zu gesellschaftlichen Diskursen in Japan bestehen.

— Kulturwissenschaftliche Videospielanalyse —

例 Im 2016 erschienenen Spiel *Persona 5* (Atlus) treffen die Spieler*innen im Verlauf der Handlung auf die Figur Sakura Futaba, die als *hikikomori* ihr Zimmer kaum verlässt und mit der Gruppe der Protagonist*innen hauptsächlich auf digitalem Weg kommuniziert. In diesem Abschnitt wird es zum deklarierten Spielziel, Futaba dazu zu überzeugen, die Tür zu ihrem Zimmer zu öffnen und in weiterer Folge wieder mit der Außenwelt in Kontakt zu treten. Dazu dringen die Spieler*innen auf Futabas Wunsch wortwörtlich in ihr Herz ein, um sie zum Umdenken zu bewegen: Die Protagonist*innen müssen sich dabei durch einen Dungeon kämpfen, der als einsame Pyramide in der Wüste nicht nur unterstreicht, wie Futaba sich in ihrem Zimmer fühlt, sondern auch in Wandgemälden und Inschriften erklärt, wie es überhaupt zu ihrem Rückzug aus der Gesellschaft kam. Eine kulturwissenschaftliche japanologische Arbeit könnte daher beispielsweise folgende Fragen stellen:

- Wie wird die Figur Futaba im Verlauf der Handlung als *hikikomori* beschrieben?
- Inwiefern wird der Rückzug aus der Gesellschaft als ein zu lösendes ‚Problem‘ diskutiert? (z.B.: Wie fühlt sich Futaba als *hikikomori*? Was sind die Gründe für ihren Rückzug? Wie gehen die anderen Figuren mit ihr um?)
- Wie wird dieses ‚Problem‘ im Spielverlauf gelöst? (z.B.: Was muss passieren, damit Futaba ihr Zimmer wieder verlässt? Welche Rolle spielen dabei die anderen Figuren?)
- Wie werden auf der narrativen Ebene zum Ausdruck gebrachte Sichtweisen zu *hikikomori* spielerisch umgesetzt? (z.B.: Was sind die konkreten Spielziele – nicht zu verwechseln mit den Zielen und Motivationen, die die Protagonist*innen als fiktive Wesen beschreiben – in Bezug auf diesen Aspekt? Wie gewinnt man? Wie verliert man? Gibt es Verhalten, das belohnt oder bestraft wird? Was für Gegner gibt es und wie besiegt man sie – und wer kommt wie auf unterstützende Weise zur Hilfe?)
- Zusammenfassend: Wie wird das Phänomen *hikikomori* in diesem Spiel diskutiert? Welche Vorstellungen über *hikikomori* werden dabei reproduziert und wiederum an die Spieler*innen weitergegeben?

Besonders was die qualitative Spieleanalyse betrifft, wurde mehrmals darauf hingewiesen, dass die verwendeten Methoden zu wenig beschrieben werden und daher oft nicht nachvollziehbar wird, wie gearbeitet wurde (Consalvo/Dutton 2006#3; Lammes 2007:25; Jennings 2015:7). Dabei ist es gerade bei der Analyse von digitalen Spielen wichtig, genauestens zu dokumentieren, wie man selbst vorgegangen ist – handelt es sich hierbei doch um ein Medium, dessen Inhalte stark von den eigenen Präferenzen, Entscheidungen und Fähigkeiten abhängen. Spiele des Genres RPG (Role-Playing Game) beispielsweise verlangen oft zu Beginn des Spiels, eine persönliche Spielfigur zu entwerfen, mit der das Abenteuer im Anschluss bestritten werden soll. Dabei wird den Spieler*innen meist viel Freiheit eingeräumt: Neben der Wahl des Geschlechts können oft auch Aussehen, Alter und Stimme bis ins kleinste Detail bestimmt werden. Im Anschluss können gewöhnlich Punkte vergeben werden, die die spielerischen Eigenschaften der Figur festlegen und beispielsweise darüber entscheiden, wie viel körperliche Kraft diese haben wird oder ob sie charismatisch sein wird. Diese Einstellungen zu Beginn des Spiels können – müssen aber nicht – bereits festlegen, wie die Spieler*innen die Aufgaben im anschließenden Spielverlauf absolvieren werden: Figuren mit einem besonders hohen Verteidigungswert werden im direkten Kampfgeschehen einfach zu steuern sein und daher eine offensive Spielweise begünstigen, während Figuren mit entsprechenden Fernkampf-Fähigkeiten eher dazu verleiten, aus dem Hintergrund zu agieren. Darüber hinaus können Eigenschaften wie Redegewandtheit oder die Fähigkeit, sich lautlos zu bewegen, darüber entscheiden, ob spielerischen Konflikten auch ohne physische Gewalt entkommen werden kann.

Darüber hinaus bieten viele Spiele die Möglichkeit, während des Spielverlaufs Entscheidungen zu treffen, die zu unterschiedlichen Enden der erzählten Handlung führen können. Ein sehr anschauliches Beispiel dafür liefern Spiele des Studios Quantic Dream wie etwa *Heavy rain* (2010) oder *Detroit: Become human* (2018), in denen diese Entscheidungen das Hauptcharakteristikum des Spiels darstellen und Fehlschläge nicht wie in anderen Spielen zu einer Wiederholung der Spielszene, sondern schlichtweg zu einem alternativen Ende führen. Der Verlauf der Geschichte wird daher nicht nur anhand der Entscheidungen, die die Spieler*innen aufgrund bestimmter Vorlieben treffen, bestimmt, sondern hängt auch maßgeblich von der persönlichen Spielleistung ab, die selbstverständlich von Spieler*in zu Spieler*in stark variieren kann.

Wie diese Beispiele deutlich zeigen, ist es möglich, dasselbe Spiel auf derart unterschiedliche Arten zu spielen, dass man zu zwei völlig unterschiedlichen Aussagen darüber gelangen kann (Jennings 2015:7). Eine genaue Erklärung der Vorgehensweise ist daher essentiell, um die Transparenz der eigenen Arbeit und eine Validität der Ergebnisse garantieren zu können. Im folgenden Abschnitt sollen auszugsweise einige Werke der Game Studies vorgestellt werden, die über die Rahmenbedingungen und Schwierigkeiten der Spieleanalyse reflektieren.

Messy gaming: Die Balance zwischen Ordnung und Chaos

Die ersten Texte, die sich mit einer Methode für die Spieleanalyse auseinandersetzen, wurden in den frühen 2000ern publiziert (vgl. etwa Konzack 2002; Kücklich 2002; Aarseth 2003). Besonders hervorzuheben ist unter diesen der Artikel „Playing research: Methodological approaches to game analysis“ von Espen Aarseth (2003), der aufgrund seiner starken Befürwortung des Spielens während einer Spieleanalyse großes Aufsehen erregte und nachfolgende Arbeiten in diesem Gebiet stark beeinflusst hat. Obwohl die Bedeutung, ein Spiel auch als Forscher*in tatsächlich selbst zu spielen, bereits in früheren Arbeiten angesprochen wurde (Kücklich 2002:106–107), führt Aarseth sehr konkret aus, welche Schwierigkeiten sich ergeben, wenn man versucht, ein Spiel zu analysieren, das man selbst nicht gespielt hat: Prinzipiell bestehe zwar die Möglichkeit, auch anderen Spieler*innen beim Spielen zuzusehen, jedoch bleibe der oder die Forscher*in dadurch in der Rolle als Zuseher*in verhaftet, was nur einen Bruchteil der eigentlichen Spielerfahrung ausmache (Aarseth 2003:3). Da man so nur ansatzweise nachvollziehen könne, was die Spieler*innen erleben, könne dies zu schwerwiegenden Missverständnissen bei der Interpretation führen (ebenda). Selbstverständlich wäre es dennoch möglich – und sogar wünschenswert – zusätzlich auch andere Quellen miteinzubeziehen, um möglichst viel über ein Spiel in Erfahrung zu bringen: Das Beobachten anderer Spieler*innen könne etwa dabei helfen, auch andere Sichtweisen auf ein Spiel nachzuvollziehen. Jedoch müsse all dem auf jeden Fall ein eigenes Spielen zugrunde liegen (ebenda 2003:6).

Aarseths Ansatz wurde innerhalb der Game Studies vermehrt positiv aufgenommen, da er eine grundlegende Eigenschaft von Spielen als Ausgangspunkt wählt: Sie müssen gespielt werden, um überhaupt

rezipiert werden zu können (Lammes 2007:26). Diese Auffassung führte zu zahlreichen Diskussionen darüber, wie daher mit der Rolle der Forscher*innen, die zugleich Spieler*innen sind, umgegangen werden sollte. Als Instanz, die wie in den oben beschriebenen Beispielen über das Spielgeschehen bestimmen kann, beeinflusst der oder die Spieler*in gleichzeitig die Ergebnisse der Forschung: „To a certain extent the researcher becomes her study of object“, was starke Parallelen zur Feldforschung aufweist (Lammes 2007:28).

Was bedeutet es, wenn Forscher*in und Material zum Teil miteinander verschmelzen? Man könnte hier auf jeden Fall das Problem sehen, dass so keine Objektivität mehr garantiert werden kann – doch stellt sich dabei die grundlegende Frage, wie objektiv die Analyse eines kulturellen Artefaktes generell sein kann. So wird etwa in Anlehnung an Theorien der Cultural Studies darauf verwiesen, dass digitale Spiele – so wie auch alle anderen Texte – erst ‚gelesen‘ bzw. gespielt werden müssen, um dabei zu dem zu werden, was wir aus ihnen herauslesen (Kücklich 2002:104). Dabei wird immer wieder betont, dass Spiel-Texte sich (so wie auch andere Medien-Texte wie Literatur oder Film) durch ihre Vieldeutigkeit auszeichnen und es daher nie nur eine Möglichkeit gibt, diese zu lesen bzw. zu spielen (Jennings 2015:6). In diesem Sinne kann auch eine wissenschaftliche Analyse von Spiel-Texten nie vollständig objektiv sein, da man auch als Forscher*in die Bedeutungen dieser Texte durch die eigene Interpretation konstruiert.

Aufgrund dieser Sachlage stößt man nicht selten auf wissenschaftliche Werke, in denen gerade diese subjektive Position als ein Teil der Methode für die Spieleanalyse akzeptiert wird (vgl. Lammes 2007; Keogh 2014; Fernández-Vara 2015). Dabei wird mit großem Nachdruck darauf verwiesen, dass sich die Forscher*innen darüber im Klaren sein müssen, welche Positionen sie selbst innerhalb des Spiels haben (Lammes 2007:27–28). Das beginnt schon allein bei den Spielgewohnheiten: Ob man auf eine langjährige und zeitintensive Erfahrung mit digitalen Spielen zurückblicken kann oder sich eher zu den sogenannten *casual gamers* zählt, kann Einfluss auf das Spielerlebnis und die anschließende Analyse haben und sollte daher bereits im Vorfeld bedacht werden (Fernández-Vara 2015:29–30). Wie auch in der Feldforschung kann durch eine solche Reflexion über die eigene Involvierung wiederum Distanz zum Forschungsmaterial geschaffen werden (Lammes 2007:28), die als *critical distance* eine

analytische Sichtweise auf dieses ermöglicht. Gelegentlich wird sogar argumentiert, dass es die subjektive Wahrnehmung überhaupt erst ermöglicht, bestimmte Einsichten über ein Spiel zu erlangen, die sonst ungesehen geblieben wären (vgl. Jennings 2015). Diese Position sei jedoch, wie von der Urheberin dieses Vorschlages selbst betont, mit Vorsicht zu genießen:

Application of this method does not support a reading of a video game that is based purely on the critic's reactions at the exclusion of the video game itself. The critic is a *part* of game text, but is certainly not the only facet of that text. (Jennings 2015:17, Hervorhebung im Original)

Da den Spieler*innen wie oben beschrieben ermöglicht wird, interaktiv über den Spielverlauf mitzubestimmen, kann man sagen, dass das Lesen bzw. Spielen von digitalen Spiel-Texten nicht nur wie herkömmlich dadurch verkompliziert wird, dass je nach Perspektive verschiedene Interpretationen des gelesenen Textes möglich sind, sondern bereits der Prozess des Lesens an sich je nach persönlicher Spielweise stark variieren kann (Jennings 2015:10). Das bedeutet jedoch nicht automatisch, dass eine Spieleanalyse prinzipiell unwissenschaftlich oder gar unmöglich durchzuführen wäre: Stattdessen muss man sich darüber im Klaren sein, dass die eigene Analyse stets nur eine von vielen unterschiedlichen Lesarten sein kann, die dabei hilft, die verschiedenen Bedeutungsebenen eines Textes offen zu legen (Schubert 2018:158). Dass es prinzipiell möglich ist, völlig unterschiedliche Aussagen über ein und dasselbe Spiel zu treffen, wird daher von den Game Studies in vielen Fällen weniger als Problem, sondern vielmehr als Charakteristikum des – wie oben beschrieben – sehr vielfältigen Mediums (und von Texten im Generellen) gesehen.

Nicht umsonst bezeichnet beispielsweise Ian Bogost digitale Spiele als *messy* (2009), was auch von anderen Forscher*innen aufgegriffen wird, um dazu aufzurufen, endlich damit aufzuhören, Spiele wie auch immer zu definieren und so ‚in Ordnung‘ bringen zu wollen; stattdessen solle man sie als das begreifen, was sie nun einmal sind: „messy hybrids of a variety of previous media forms“ (Keogh 2014:4). Und zu dieser *messiness* zählen nicht zuletzt eben auch die Spieler*innen und ihre ganz persönlichen und unterschiedlichen Spielweisen.

„Spielen“ oder „Lesen“? Das Spiel als Text

Digitale Spiele als Texte zu untersuchen bedeutet nicht, dass man sich lediglich auf die textuelle Ebene des Spiels konzentriert: Alle Bestandteile (also auch die audiovisuellen Ebenen) des Spiels werden dabei zum Spiel-Text, der durch seine Durchführung – das Spielen – Bedeutung erhält (Carr 2009:2). Eine solche Analyse kann daher für jedes Spiel, das auf irgendeine Art und Weise eine solche Bedeutung generiert, durchgeführt werden. Beispiele zeigen, dass dies nicht nur in Singleplayer-Spielen mit starkem Handlungsfokus, sondern etwa auch anhand von Quest-Beschreibungen in Online-Spielen (vgl. Carly et al. 2009) oder aber sogar in Spielen ohne narrative Handlung wie *Tetris* (Paschitnow, 1984) möglich ist (Murray 1997:143–144).

Die Vergangenheit hat gezeigt, dass nicht immer alle Ergebnisse solcher Analysen problemlos aufgenommen werden. Janet Murrays Analyse zu *Tetris*, in der sie das Spielprinzip mit dem *workload* in den USA der 1990er verglich, unter Stress permanent neue Aufgaben übernehmen zu müssen, gilt in akademischen Kreisen als umstritten. Abgesehen von Äußerungen, Murray hätte durch ihre Vorgehensweise nicht das Spiel selbst untersucht, sondern versucht, ihm eine Erzählung ‚aufzuzwingen‘, und darüber hinaus den kulturellen Kontext des Spiels missachtet¹ (vgl. Eskelinen 2001), wird darauf hingewiesen, dass das Erkenntnisinteresse in solch einer Analyse sehr beschränkt bleibt – ähnlich, als würde man versuchen, stark narrativ gestaltete Spiele wie die oben erwähnten Beispiele *Heavy rain* oder *Detroit: Become human* lediglich auf ihre spielmechanischen Bestandteile zu reduzieren und die narrative Handlung, die die Spieler*innen immer wieder vor ethische Entscheidungen stellt und daher eine ausdrucksstarke Funktion übernimmt, dabei zu ignorieren (Beil 2013:28).

Bedeutet das nun, dass manche analytischen Perspektiven wertvoller sind als andere, oder gar manche Spiele bedeutender für die Game Studies sein können als andere? Dies würde der bisherigen Beschreibung von Spielen als *messy* widersprechen, und so verweisen viele Forscher*innen darauf, dass auf gar keinen Fall einzelne Elemente von Spielen als essentieller betrachtet werden dürfen als andere, wenn man das ‚Phänomen Spiel‘ tatsächlich verstehen wolle (Keogh 2014:9). Sie betonen daher die Wichtigkeit,

¹ *Tetris* wurde ursprünglich von Alexei Paschitnow in der Sowjetunion entwickelt.

die Hybridität des Untersuchungsgegenstandes herauszuarbeiten, d. h. die ‚innere Spannung‘ zwischen spielerischen, narrativen, simulativen und anderen Elementen gerade als Quelle der ästhetischen Komplexität (und Faszination) des Computerspiels zu sehen. (Beil 2013:25)

— Bedeutungsebenen des Spiel-Textes —

例 Im Spiel *Bokujō monogatari: Hajimari no daichi* (Marvelous AQL, 2012) lautet das Spielziel, ein entvölkertes Dorf in einer ländlichen Region wieder aufzuwerten und für neuen Zuzug zu sorgen. Möchte man untersuchen, wie in diesem Spiel über Probleme reflektiert wird, denen sich zahlreiche Orte im ländlichen Japan derzeit ebenfalls stellen müssen, könnte man beispielsweise folgende Ebenen miteinbeziehen:

Im Spiel geschriebener Text:

Erklärungen und Beschreibungen des Zustands, wie z. B.: この町に決してミリヨクがないわけじゃない。豊かな自然や人々の温かみが町にはある。しかし、それだけでは生活していけない場合もある。人が少なくなった町で職が成り立たず、仕方なく町を去っていった人が多いんだ。

Audiovisuelle Gestaltung:

Farbenfrohes Level-Design, Gute-Laune-Musik im Hintergrund sowie die idyllische Darstellung des Dorfes mitten in der Natur tragen zur Idealisierung des Lebens am Land bei.

Spielziel:

Die Spieler*innen müssen Quests absolvieren, in denen Gegenstände gesammelt und Geld gespart werden sollen, um neue Häuser für Zuziehende zu bauen und so das Dorf sukzessive umzugestalten. Dadurch wird man selbst Akteur*in bei der Revitalisierung der Region.

Für die Botschaft des Spiels ist es daher wichtig, sich nicht nur auf die Analyse des geschriebenen Textes zu beschränken: Erst in Kombination mit anderen Ebenen wird die volle Bedeutung des Spiel-Textes klar, der nicht nur die Probleme der ländlichen Bevölkerung deutlich anspricht und diskutiert (und dabei jedoch keinesfalls das Leben am Land negativ konnotiert), sondern auch Migration und die damit verbundenen kreativen Potentiale als Lösung vorschlägt, um dem Strukturwandel in ländlichen Regionen entgegenzuwirken. Obwohl es sich bei *Bokujō monogatari* um eine Landwirtschaftssimulation handelt, beschäftigt sich der bzw. die Protagonist*in nicht nur mit Arbeiten am Feld, sondern beteiligt sich auch aktiv an der Entwicklung der Region. Der Ideenreichtum und die Handlungsbereitschaft des bzw. der Protagonist*in werden daher als entscheidender Faktor in diesem Prozess definiert. Eine mögliche Interpretation dieses Spiel-Textes wäre es demnach, dass die Gestaltung solcher Dörfer stark von der Arbeit in der und für die Gemeinschaft abhängt und schlussendlich jede*r Einzelne dazu beitragen kann, den Zustand dieser Orte zu verändern.

Eine Analyse des Spiel-Textes sollte daher im Optimalfall alle Elemente der Spielerfahrung mit einbeziehen – was jedoch nicht nur unglaublichen Arbeitsaufwand bedeutet, sondern die Forscher*innen wiederum vor zahlreiche Probleme stellt: Wie soll beispielsweise mit Phänomenen wie Bugs, Glitches oder Cheats umgegangen werden? Wann gilt ein Spiel als ‚durchgespielt‘, das eigentlich kein richtiges Ende² hat? Und welche Bedeutung nehmen DLCs oder Updates ein, die ein Spiel sukzessive und potentiell auch in einer Zukunft, in die die Forscher*innen nicht blicken können, noch weiter verändern?

— Kleine Game Studies Fremdwortkunde —

用語

Bugs: Fehler im Programmcode, die das Spielerlebnis negativ beeinflussen, da dadurch beispielsweise bestimmte Spielinhalte nicht mehr abgespielt und zusammenhängende Aufgaben nicht mehr erledigt werden können (z. B. das ‚Einfrieren‘ des Spiels bei einer bestimmten Sequenz, das einen Neustart der Soft- oder Hardware und eventuell ein Überspringen dieser Stelle erfordert).

Glitches: Ebenfalls Fehler im Programmcode, die allerdings von den Spielenden zu ihrem Nutzen durchgeführt werden können (z. B. die Tatsache, dass Gegner in älteren Spielen einfach aus einer Spielszene verschwinden, wenn man die Kameraperspektive so verändert, dass sie nicht mehr auf dem Bildschirm zu sehen sind).

Cheats: Bewusste Änderungen des Programmcodes bzw. der Spielbedingungen durch die Spieler*innen selbst, meist durch die Eingabe von Codes oder die Verwendung von sogenannten Cheat-Modulen (wodurch z. B. in Spielen wie *Die Sims* (Maxis, 2000) unendlich viel Geld generiert werden kann, sodass eine der durchzuführenden Spielaufgaben komplett hinfällig wird).

DLC (Downloadable Content): optionale Spielinhalte, die gratis oder gebührenpflichtig heruntergeladen und dem ursprünglichen Spiel auf freiwilliger Basis hinzugefügt werden können.

Ein Spiel analytisch komplett zu durchleuchten bleibt daher in vielen Fällen schlichtweg unmöglich – ganz abgesehen davon, dass oft schon der Arbeitsaufwand, lediglich alle zum Veröffentlichungszeitpunkt vorhandenen und vom Entwicklerstudio ‚vorgesehenen‘ Elemente zu untersuchen, kaum in größeren Forschungsprojekten geschweige denn in Seminararbeiten bewältigt werden könnte.

In den Game Studies wird darauf mit verschiedenen Vorschlägen reagiert. Clara Fernández-Vara empfiehlt beispielsweise, sich vor der Analyse genau zu überlegen, was man über das Spiel eigentlich in

² Manche Spiele wie etwa *Harvest moon* oder *Sim city* können als immer fortlaufende Simulationen verstanden werden, die zwar auf gewisse Weise Spielziele festlegen, aber auch noch nach deren Erreichen weitergespielt werden können.

Erfahrung bringen möchte und anschließend zu entscheiden, welche Elemente dafür besonders aussagekräftig sein könnten (Fernández-Vara 2015:18). Je nach eigenem Erkenntnisinteresse kann es daher beispielsweise auch sinnvoll sein, nur das Interface (vgl. Jørgensen 2012) oder Möglichkeiten des Cheatens (vgl. Kücklich 2007) zu untersuchen. Bei der Recherche stößt man auch auf die Herangehensweise, ein Spiel einmal zwanglos durchzuspielen und anschließend für detaillierte Betrachtungen eine Schlüsselszene auszuwählen, die besonders repräsentativ für die Gesamtaussage des Spiels ist (Carr 2009:5). Zusätzlich besteht die Möglichkeit, zwischen *potential textualities* und *actualized textualities* zu unterscheiden: Dabei handelt es sich bei *actualized textualities* um Spieldurchgänge, die tatsächlich durchgeführt wurden, während *potential textualities* alternative Möglichkeiten darstellen, die zwar nicht selbst gespielt wurden, jedoch prinzipiell erreicht werden und beispielsweise in Ratgebern und Spielösungen nachgelesen werden können (Jennings 2015:10).

Für welche Variante man sich auch entscheiden mag: Wichtig bleibt in jedem Fall die Erkenntnis, dass eine Spieleanalyse auch dann durchgeführt werden kann, wenn nicht alle Elemente eines Spiels in dieser untersucht werden. Selbstverständlich sollte man sich dennoch darüber im Klaren sein, was dies für die Aussagekraft der eigenen Ergebnisse bedeutet, denn wie man es auch dreht und wendet: Auslassungen führen unweigerlich dazu, dass man auf jeden Fall nicht mehr feststellen kann, wie das Spiel ‚als Ganzes‘ funktioniert. Nicht immer muss dies aber das oberste Ziel der Erforschung von digitalen Spielen sein, wie auch die oben angeführten Ansätze der Game Studies verdeutlichen. Entgegen aller Kritik an einem selektiven Vorgehen bei der Spieleanalyse ist es bei Fragestellungen, die sich nicht primär³ auf ontologische Weise mit digitalen Spielen auseinandersetzen, völlig legitim, bestimmte Teile eines Spiels weniger genau zu untersuchen. Dafür sollte man sich auch während der Forschung immer wieder überlegen, welche Details überhaupt etwas über das Thema aussagen, mit dem man sich beschäftigen möchte. Sogar Aspekte, die für die Spielerfahrung selbst essenziell sein können (wie beispielsweise die konkreten Spielregeln in einem Spielabschnitt, die Erlangung eines bestimmten Gegenstandes oder die

³ Hier sei angemerkt, dass auch Analysen, die ‚nur‘ einige konkrete Aspekte eines Spiels untersuchen, indirekt zur Beantwortung der großen Frage beitragen, was Spiele eigentlich sind.

Hintergrundgeschichte des Endgegners), können bei der Analyse, wenn sie nicht oder nur in geringem Ausmaß zur Beantwortung der eigenen Fragestellung beitragen, weniger beachtet werden, ohne dadurch in der Regel die Qualität der eigenen Forschung zu gefährden oder die Ergebnisse zu verfälschen.

Auslassungen

例] Im Spiel *The legend of Zelda: Majora's mask* (Nintendo, 2000) sollen die Spieler*innen verhindern, dass der Mond vom Himmel stürzt und die Spielwelt zerstört. Dafür muss der Protagonist durch die Gebiete der Region reisen, die von jeweils unterschiedlichen Gemeinschaften anthropomorpher Fantasiewesen bewohnt werden. Durch das Tragen von Masken kann er sich selbst in Mitglieder dieser Gemeinschaften verwandeln und wird so von diesen akzeptiert und aufgenommen. Nur so kann er im Spielverlauf voranschreiten und die drohende Katastrophe schlussendlich verhindern.

Möchte man sich beispielsweise mit der Frage beschäftigen, wie in diesem Spiel über Weltuntergangsvorstellungen reflektiert wird, ist es unerlässlich, sich genauestens damit auseinanderzusetzen, wie der Einschlag des Mondes diskutiert wird. In einer Arbeit jedoch, die sich mit der ebenfalls sehr ausführlich beschriebenen kulturellen Vielfalt innerhalb der Spielwelt beschäftigt (vgl. Gmeinbauer 2019), ist das Herabstürzen des Mondes – auch wenn dies zu verhindern das eigentliche Spielziel ausmacht – weniger von Bedeutung und könnte daher in der Analyse als zweitrangig betrachtet werden. So kann man sich vermehrt den transkulturellen Eigenschaften des Protagonisten sowie den Interaktionsmöglichkeiten mit anderen Figuren im Spiel widmen und das eigentliche Thema der Arbeit besser in den Fokus rücken.

Spiele nach Anleitung: Systematische Herangehensweisen

Wie genau sollte nun eine Spieleanalyse durchgeführt werden? Da wie bereits erwähnt häufig genaue Beschreibungen der eigenen Methoden fehlen, haben viele Forscher*innen der Game Studies damit begonnen, systematische Herangehensweisen zu entwickeln, die eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit digitalen Spielen ermöglichen sollen und als gesondert vom Spielen ‚zum Spaß‘ in der Freizeit betrachtet werden können. In den meisten Fällen wird ein Spiel dabei in Ebenen unterteilt, die während der Analyse gesondert untersucht werden können, jedoch im Anschluss auch wieder zusammengesetzt werden sollen, um zu verstehen, wie sie im großen Ganzen zusammenarbeiten.

┌ „Das macht bestimmt Spaß (?)“ – Zocken für die Wissenschaft —

ボ
イ
ン
ト
| Nicht selten wird in der Sekundärliteratur betont, dass sich das Spielen mit wissenschaftlichem Fokus von dem in der Freizeit unterscheidet. Als markanter Unterschied kann hervorgehoben werden, dass sich wissenschaftliches Spielen oft als zeitaufwändiger herausstellt, da öfter Pausen gemacht werden müssen, um beispielsweise Notizen anzufertigen oder über das Gespielte zu reflektieren. Ebenfalls kann es die Fragestellung erfordern, möglichst unterschiedliche Spielweisen aufzuzeigen, sodass bestimmte Sequenzen mehrmals durchgespielt werden müssen, um verschiedene Interaktionsmöglichkeiten auszuprobieren. Darüber hinaus kann es nötig sein, auch Spiele zu spielen, die einem nicht zusagen oder keinen Spaß machen, denn aufgrund des persönlichen Geschmacks sollte man selbstverständlich keinesfalls Spiele ausschließen, die eigentlich wunderbar zum eigenen Forschungsvorhaben passen. Nichtsdestotrotz sollte man auch im Zuge des wissenschaftlichen Spielerlebnisses an einem ‚verspielten‘ Zugang festhalten und es auch durchaus zulassen, Spiele auf sich wirken zu lassen. Wissenschaftliches Spielen sollte nicht automatisch bedeuten, den spielerischen Zugang komplett durch einen analytischen zu ersetzen, sondern vielmehr, diesen darum zu ergänzen. Was für einen Wert hätte unsere Forschung sonst, wenn sie sich komplett von der Erfahrung aller anderen Spieler*innen unterscheiden würde?

Nachdem bereits in den anfänglichen Publikationen erste Versuche gemacht wurden, eine solche Einteilung nach Ebenen zu entwickeln (vgl. Konzack 2002; Aarseth 2003), stellten Mia Consalvo und Nathan Dutton 2006 ein Modell vor, das für möglichst alle Spiele anwendbar bleiben sollte. Darin beschreiben sie die vier Ebenen *object inventory*, *interface study*, *interaction map* und *gameplay log*: Die ersten beiden Ebenen setzen sich mit den audiovisuell erkennbaren Inhalten des Spiels auseinander, während die anderen beiden es auch zulassen, die interaktiven Möglichkeiten eines Spiels zu untersuchen (vgl. Consalvo/Dutton 2006). Consalvo und Dutton scheinen vor allem darauf bedacht zu sein, ein möglichst simples und universelles Modell zu erstellen, wohingegen andere wie Petri Lankoski und Staffan Björk (2015) oder Clara Fernández-Vara (2015) viele unterschiedliche Ebenen bzw. Baublöcke präsentieren, zu denen – um nur einige wenige zu nennen – die verschiedenen Arten von Aktionen im Spielverlauf, Spielziele (Lankoski/Björk 2015:25–26), Spielregeln, audiovisuelle Repräsentation, Level Design oder auch Choice Design (Fernández-Vara 2015:97, 149, 155, 161) zählen.

Eine solche Analyse der Formen und Strukturen eines Spiels ermöglicht es, zu verstehen, wie Spiele als Systeme funktionieren und wie die einzelnen Bestandteile zusammenarbeiten, um schlussendlich

das jeweilige Spielerlebnis zu ermöglichen (Lankoski/Björk 2015:23). Besonders in Arbeiten, die digitale Spiele als Texte betrachten, ist es jedoch auch essentiell, nicht nur zu untersuchen, warum ein Spiel auf eine bestimmte Art und Weise funktioniert, sondern auch den Kontext um ein Spiel zu berücksichtigen – also Räume, in denen es entwickelt oder gespielt wird (Fernández-Vara 2015:14). Ziel einer solchen Analyse wäre es dann auch nicht, ein Spiel komplett zu durchleuchten, sondern es stattdessen anhand von präzisen und konkreten Fragestellungen zu studieren – die auch eine wie oben beschriebene Auslassung bestimmter Ebenen/Baublöcke ermöglicht.

Selten findet man konkrete Anweisungen dazu, wie genau eine Analyse schließlich von statten gehen sollte: Fernández-Vara empfiehlt etwa in einem drei-Schritte-Modell, zunächst möglichst viele Informationen über das Spiel aus Paratexten zu erhalten (also bspw. aus Spielverpackungen, -anleitungen oder -werbungen), daraufhin mit der Spielmechanik und dem Spielprinzip in ersten Durchgängen vertraut zu werden und anschließend das Spiel tatsächlich zu spielen, während man sich dazu Notizen macht (Fernández-Vara 2015:50–51). Im zweiten Schritt – also vor dem eigentlichen Spielen – sollte bereits entschieden werden, welche Ebenen/Baublöcke später untersucht werden sollen und an welchem Punkt das Spiel nicht mehr weitergespielt werden muss (Fernández-Vara 2015:50). Aarseth bietet für diese Entscheidung beispielsweise ein Modell unterschiedlicher Spielweisen, welches vom *superficial play*, das nur wenige Minuten dauert, über *total completion* hin zum *innovative play* reicht, in dem nicht mehr die vorgegebenen Spielziele verfolgt werden, sondern neue, selbst kreierte hinzugefügt werden (Aarseth 2003:6). Je nach Fragestellung kann diese Entscheidung anders ausfallen, weshalb es sinnvoll ist, sich bereits vor der Analyse Gedanken darüber zu machen.

Ob man nun nur einzelne Fragmente aus dem Spiel-Text übernimmt oder ihn im Gesamten zu analysieren versucht: Während dem eigentlichen Spielen kann es hilfreich sein, bestimmte Sequenzen mehrmals zu spielen, um möglichst viele Facetten des Spiels betrachten zu können, wie es Diane Carr in ihrer Analyse einzelner Spiel-Sequenzen vorschlägt:

Slowed and looped to the point that it breaks, the game as text is fractured, and its plurals made available. In practice, this meant abandoning aims and goals

(pertaining to either game progression, game documentation, or analysis) for playful meandering or tourism. (Carr 2017:10)

Nichtsdestotrotz besteht je nach Fragestellung auch bei einer großflächigeren Analyse die Möglichkeit, Daten bei lediglich einem einzigen Spieldurchlauf zu sammeln und nur Teile davon zu wiederholen (Harper 2011:400). Während Aarseth den Gebrauch von Hilfsmitteln wie *walkthroughs* aus Respekt vor dem Spiel entschieden ablehnt (Aarseth 2003:4), werden diese dennoch in vielen Fällen eingesetzt, um zu den oben genannten *potential textualities* zu recherchieren oder diese im Anschluss an die eigene erste Spielerfahrung auch tatsächlich im Spielverlauf durchzuführen.

— *walkthroughs* —
 用語 Spielelösungen, die Schritt für Schritt durch das Spiel führen und bspw. bei der Lösung von Rätseln unterstützen sollen, werden mittlerweile in zahlreichen Ausführungen von Fans im Internet bereitgestellt. In der anfänglichen Zeit des digitalen Spiele-Booms wurden sie häufig in Fan-Magazinen oder in Buchform gedruckt. Letzteres wird auch heute noch vertrieben. Unabhängig davon, ob man sich für eine Internet-Quelle oder eine offizielle Spielösung entscheidet, sollte man sich jedoch nicht unbedingt blind auf diese Beschreibungen verlassen: In beiden Fällen können sich Fehler einschleichen, weshalb man Sequenzen, die man in der eigenen Arbeit diskutieren möchte, auf jeden Fall auch selbst ausprobieren sollte.

Unter all diesen Herangehensweisen die richtige für die eigene Arbeit zu finden, mag im ersten Moment nun überwältigend erscheinen. Was dabei jedoch nicht vergessen werden darf, hat Aarseth kurz und bündig formuliert: „*How is determined by why*“ (Aarseth 2003:5, Hervorhebung im Original). Welche Methode wir schließlich auswählen oder ob wir verschiedene Ansätze kombinieren, ob wir Bestandteile eines Spiels weglassen können, und ob wir *walkthroughs* verwenden können, ohne die Ergebnisse unserer Forschung zu verfälschen – all das hängt lediglich von der Fragestellung ab, die wir zu beantworten suchen. Diese Entscheidungen bereits vor der eigentlichen Analyse zu treffen ist zwar arbeitsaufwendig, ermöglicht es uns aber, durch eine systematische Vorgehensweise spannende Ergebnisse zu Tage zu bringen, die es erlauben, über digitale Spiele auf eine Art und Weise zu sprechen, die diesem anspruchsvollen Medium gerecht wird.

Weiterführende Lektüre zu Game Studies Methoden

- 文 Aarseth, Espen
 2003 „Playing research: Methodological approaches to game analysis“, *Game Approaches / Spil-veje: Papers from spilforskning.dk Conference 2003*, 1–7.
- Fernández-Vara, Clara
 2015 *Introduction to game analysis*. New York [u. a.]: Routledge.
- Glas, René und Jasper van Vught
 2017 „Considering play: From method to analysis“, *Proceedings of DiGRA 2017*, 1–19.
- Lankoski, Petri und Staffan Björk
 2015 *Game research methods: An overview*. o. O.: ETC Press.

„Insert coin to continue“ Japanologie und Game Studies

Als wichtige Institutionen, die sich besonders der Erforschung von japanischen Spielen verschrieben haben, sind das Ritsumeikan Center for Game Studies sowie die Japanologie der Universität Leipzig zu nennen. 2006 wurde darüber hinaus die DiGRA Japan ins Leben gerufen, die als Teil der DiGRA (Digital Games Research Association) seit 2007 auch das *Journal of Digital Games Research* in Japan herausgibt. Seit 2018 wird außerdem die zweisprachige Zeitschrift *Replaying Japan* von den Organisator*innen der gleichnamigen Konferenz herausgegeben. Betrachtet man das Programm der Replaying Japan 2019, so kann festgestellt werden, dass sich auch hier zahlreiche Perspektiven manifestieren: Neben Zugängen, die digitale Spiele im Kontext der Design-Studies betrachten und ergründen, warum japanische Spiele so erfolgreich sind oder zu welchen Zwecken Spiele in Gesellschaften eingesetzt werden können, finden sich auch Untersuchungen aus Perspektiven der Postcolonial Studies und der Cultural Studies sowie sozialwissenschaftliche Untersuchungen. Beachtet man jedoch das Thema der Konferenz, die sich unter dem Titel „Japanese games: Past, present and future“ nicht nur der bisherigen japanologischen Videospieldforschung, sondern vor allem auch Ansätzen für die Zukunft widmet, so wird auch klar, dass längst nicht ausreichend erarbeitet wurde, wie genau Forschung zu japanischen Spielen eigentlich aussehen und funktionieren kann oder soll.

Wie bereits in der Einleitung erwähnt wurde, werden digitale Spiele bisher nur selten im japanischen Kontext untersucht. Florian

Kaiser bietet beispielsweise 2016 einen umfassenden Überblick über Videospieforschung mit Japan-Bezug, in dem er festhält, dass das Thema zwar oft in Abschlussarbeiten behandelt wird, ansonsten aber eher unterrepräsentiert bleibt (Kaiser 2016:24–26). Viele Fragen stehen daher für die Japanologie noch zur Debatte: Welche wissenschaftlichen Zugänge aus den Game Studies (oder auch anderen verwandten Disziplinen) eignen sich für japanologisches Arbeiten? Wie können diese mit japanologischem Wissen kombiniert werden? Und welche Themen sollten dabei im Vordergrund stehen? Kurz gesagt: Wie kann sich die Japanologie im bisherigen Forschungsstand positionieren – und durch ihre regionalwissenschaftliche Spezialisierung zu Erkenntnissen kommen, die einer ‚allgemein‘ ausgerichteten Spieleforschung verborgen bleiben könnten? Jede Arbeit, die an der Japanologie zu digitalen Spielen verfasst wird, trägt also mindestens indirekt dazu bei, diese Fragen zu beantworten und die eigene Forschungsdisziplin in Kombination mit den Game Studies weiterzuentwickeln.

Zum Schluss sollen daher nun noch einige Vorschläge folgen, die eine speziell japanologisch ausgerichtete kulturwissenschaftliche Betrachtung von digitalen Spielen ermöglichen sollen. Diese Ausführungen stellen in Anbetracht des derzeitigen japanologischen Forschungsstandes keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit. Als Denkanstoß sollen sie eine mögliche Grundlage für eine japanologische Perspektive bilden und bei Bedarf auch abgewandelt und weiterentwickelt werden.

Lokalisierung und Transkulturalität: Digitale Spiele in und aus Japan

Als Vorreiter in der digitalen Spieleproduktion nimmt Japan in der Spieleentwicklung eine nicht zu vernachlässigende Rolle ein: Nachdem es Anfang der 1980er Jahre in den USA, wo digitale Spiele ursprünglich hauptsächlich entwickelt worden waren, zu einem Einbruch des Marktes⁴ gekommen war, veröffentlichte Nintendo 1983 die eigene Konsole Famicom, die kurze Zeit später auch als Nintendo Entertainment System (NES) international große Erfolge erzielte. Aufgrund des eingebrochenen Marktes und ausgeklügelter Marketing-Strategien (Seidl 2005:19–20) konnten japanische Firmen – darunter neben Nintendo auch Sega und Sony – rasch den internationalen Konsolenmarkt

⁴ Der sogenannte *video game crash* setzte etwa 1983 ein und hatte zur Folge, dass sich zahlreiche Hersteller vollkommen vom Markt zurückzogen.

erobern. Zurzeit halten sich Nintendo, Sony und Microsoft international die Waage, was bedeutet, dass zwei der drei größten Konsolenhersteller aus Japan stammen. Besonders auf die Videospieldindustrie hatte Japan daher historisch betrachtet großen Einfluss: So wird etwa darauf verwiesen, dass viele der heute bekannten Genres oder auch das Design der Controller durch Nintendo-Konsolen geprägt wurden (Beil 2013:9).

Aufgrund dieser Entwicklungsgeschichte werden digitale Spiele in der japanischen Gesellschaft und Wissenschaft oft⁵ hoch geschätzt: Genau wie andere populärkulturelle Formen wie Anime und Manga ist man stolz auf japanische Spieleprodukte und möchte diese der Welt präsentieren (Iwabuchi 2004:55). Häufig werden japanische Spiele daher auch als „Cool Japan“ eingestuft (Consalvo 2009:139; Kaiser 2016:225; Yoshida 2013:94). Gleichzeitig können digitale Spiele jedoch auch als besonders transkulturell beschrieben werden, denn bereits in der Produktionsphase wird auf internationaler Ebene stark zusammengearbeitet, um die Spiele anschließend in verschiedenen Regionen erfolgreich lokalisieren und verkaufen zu können:

The game industry is significant in that it has never been the product of one particular culture. Even in its ‚glocal‘ instances, when translation will not work and games are country specific, evidence of the transcultural can be found. (Consalvo 2006:123)

Die Lokalisierung von Spielen kann so weit reichen, dass die Ergebnisse einer Untersuchung tatsächlich von der gespielten Version abhängig werden können. Verdeutlichen wir dies an einem Beispiel: In *Paper Mario: Die Legende vom Äonentor* (Intelligent Systems, 2004) begegnet der Protagonist im Laufe des vierten Kapitels Barbara. Diese Figur, die in der englischen und japanischen Version Vivian ビビアン heißt, wird in der englischen und deutschen Version von ihren Schwestern gehänselt, da sie nicht so hübsch wie die anderen sei. In der japanischen Version dagegen wird in ihren Streitereien thematisiert, dass Vivian eigentlich als Mann geboren wurde und ihr als Transgender-Frau kein Platz innerhalb des Schwestertrios gewährt wird. Je nach Variante würde also eine Untersuchung, die

⁵ Selbstverständlich gibt es auch in Japan Diskurse darüber, ob digitale Spiele schädlich sein oder Gewaltverbrechen auslösen können. Für einen genauen Überblick vgl. Kaiser 2016.

sich mit Gender-Konstruktionen in diesem Spiel beschäftigt, zu sehr unterschiedlichen Erkenntnissen führen.

Die Materialauswahl muss daher mit Bedacht auf den kulturellen Kontext, in dem das Spiel erscheint und gespielt wird, erfolgen: Wird ein Spiel in der deutschen Übersetzung analysiert, verrät es nicht zwingend etwas über die japanische Gesellschaft, sondern vielleicht sogar mehr darüber, welche Inhalte des japanischen Originals als geeignet für das deutschsprachige Publikum gehalten werden. Darüber hinaus ermöglicht es die Transkulturalität des digitalen Spiels auch, über den Tellerrand zu blicken und Spiele zu untersuchen, die eigentlich nicht aus Japan stammen: *Doki doki literature club!* (Team Salvato, 2017), das von einem amerikanischen Team entwickelt wurde, dessen Handlung jedoch in Anime-Ästhetik und in einem japanischen Setting präsentiert wird, mag auf den ersten Blick ‚japanischer‘ erscheinen als etwa *Super Mario* (Nintendo, seit 1985) und kann gerade deshalb auch in einer japanologischen Arbeit, die sich beispielsweise mit den Auswirkungen des Manga-Anime-Booms im ‚Westen‘ beschäftigt, untersucht werden.

Beispiele wie diese bezeugen, wie undefiniert und fließend die Zuschreibung ‚japanisch‘ eigentlich ist. So hält auch Consalvo fest, dass es schier unmöglich ist, das japanische Spiel *par excellence* zu definieren (Consalvo 2006:127). Wie ich an anderer Stelle erklärt habe, soll es jedoch keine Einschränkung für die Japanologie sein, das ‚japanische Spiel‘ nicht definieren zu können: Im Gegenteil bieten sich hier zahlreiche Möglichkeiten, mit neuen und offeneren Konzepten zu ‚Japan‘ zu arbeiten, die sich durch Internationalisierung, Globalisierung und Glokalisierung immer weiter ausformen und unser Verständnis zu Japan herausfordern (Gmeinbauer 2017:5). Man sollte sich daher bei der Materialauswahl weniger die Frage stellen, welche Spiele als ‚japanisch‘ gelten, sondern vielmehr, wo das eigene Erkenntnisinteresse liegt, was man über dieses ‚Japan‘ herausfinden möchte, und welche Spiele daher für eine Analyse geeignet wären. Ob eine Übersetzung oder gar ein nicht-japanisches Spiel dafür in Frage kommt, hängt einzig und allein von diesen Punkten ab.

Adaptionen und Abwandlungen: Spieleanalyse in der Japanologie

Versuchen wir nun abschließend noch, die oben beschriebenen Methoden der Game Studies in den Kontext der Japanologie zu setzen. In einem relativ großflächigen Überblick wurden verschiedene

Möglichkeiten vorgestellt, sich mit digitalen Spielen aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive auseinanderzusetzen und diese als Texte zu interpretieren. Nicht jeder dieser Ansätze ist allerdings zwingend auch für die Japanologie relevant: Während die Game Studies sich mit dem ‚Phänomen Spiel‘ beschäftigen, steht in der Japanologie sozusagen die Untersuchung des ‚Phänomens Japan‘ und all seiner Facetten im Fokus. Für die Game Studies ist es daher wichtig, durch ihre Herangehensweisen auch ihre Konzepte über Spiele stetig weiterzuentwickeln – weshalb auch selbstverständlich alle Spiele so ausführlich wie nur möglich untersucht werden müssen. Die vorgebrachte Kritik, dass digitale Spiele nicht auf einzelne Bestandteile reduziert werden dürfen (vgl. Keogh 2014) ist daher für die Game Studies von äußerster Wichtigkeit, muss aber in der Japanologie relativiert betrachtet werden.

In Anlehnung an Fernández-Varas Vorschläge ist es auch in japanologischen Arbeiten besonders wichtig, sich zu überlegen, welche Teile des Spiel-Textes für die Beantwortung der Fragestellung relevant sein können. Eine Analyse in unserem Fachbereich sollte weniger untersuchen, wie genau ein Spiel funktioniert und aus welchen Ebenen es sich zusammensetzt, sondern danach suchen, welche Botschaften darin zum Ausdruck gebracht werden und wie diese im Kontext der japanischen Gesellschaft betrachtet werden können. Kritik wie jene über Murrays *Tetris*-Analyse, die darauf hinweist, dass ihre amerikanisch geprägte Analyse den sowjetischen Hintergrund des Spiels ignoriert, ist daher für unsere Disziplin weitaus wichtiger: Es ist unsere Expertise, darauf hinzuweisen, dass kulturelle Zuschreibungen nur vorsichtig formuliert werden sollten. Dementsprechend sollten auch japanologische Spieleanalysen den japanischen Kontext der zu analysierenden Spiele genauestens hinterfragen und in ihre Ergebnisse mit einbeziehen, ohne dabei auf essentialistische Weise nach Definitionen für ‚das japanische Spiel‘ zu suchen.

Je nach Fragestellung können daher in der Japanologie unter Umständen auch bestimmte Ebenen bei der Analyse ausgelassen werden, da sie zu keinem deutlichen Mehrwert für die Ergebnisse führen würden. In dem bereits zuvor genannten Beispiel *Doki doki literature club!* wäre es für eine japanologische Untersuchung beispielsweise unerlässlich, die audiovisuellen und textuellen Bestandteile des Spiels zu betrachten, da diese die Figuren im Setting einer japanischen Schule verorten, sie in Anime-Ästhetik abbilden und sie darüber reflektieren

lassen, dass ihre Wortwitze nur auf Japanisch richtig verstanden werden könnten. Die Spielmechanik orientiert sich stark am Genre Visual Novel, weist aber ansonsten keine offensichtlichen Bezüge zu Japan auf und kann daher im Vergleich zu den anderen Ebenen weniger aussagekräftig für die Beantwortung der Fragestellung betrachtet werden, wie sich der Japan-Boom im ‚Westen‘ manifestiert. Eine mögliche Herangehensweise wäre es daher, sich besonders mit den zuerst genannten Ebenen zu beschäftigen und die Spielmechanik nur marginal zu beschreiben. Für eine japanologische Auseinandersetzung mit digitalen Spielen müssen nicht unbedingt alle Bestandteile gleichermaßen relevant sein – so wie sich eben auch nicht alle Spiele für ein solches Forschungsvorhaben eignen.

Dabei sollte man dennoch darauf achten, nach Möglichkeit die spielerischen Aspekte des Forschungsmaterials nicht komplett zu ignorieren: Schlussendlich darf nicht vergessen werden, dass in einer Spieleanalyse *Spiele* untersucht werden und eine Beschäftigung allein mit den narrativen Bestandteilen ein wichtiges Charakteristikum dieses Mediums untergraben würde. Die Empfehlung, manche Aspekte in der Analyse weniger in den Fokus zu rücken, soll daher nicht bedeuten, sich überhaupt nicht mit den ludischen Bestandteilen zu befassen – denn dann könnte man die Analyse ja getrost auch an einem anderen populärkulturellen Medium wie etwa Manga oder Anime durchführen. Im Idealfall wählt man daher eine Forschungsfrage, die nicht nur die narrativ erzählte Handlung in Spielen untersucht, sondern es auch zulässt, die spielerischen Besonderheiten des gewählten Materials herauszuarbeiten. *Doki doki literature club!* zeichnet sich besonders auch dadurch aus, dass die Spielmechanik mit voranschreitender Handlung Schritt für Schritt aufgehoben wird und die Spieler*innen zu innovativen Lösungswegen motiviert werden. Aufgrund dieser Tatsache weist auch dieser Aspekt durchaus Anknüpfungspunkte für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung auf – doch der Japan-Bezug bleibt hier wesentlich uneindeutiger als auf den anderen Ebenen des Spiels. Eine Analyse, die sich vordergründig mit den spielerischen Aspekten auseinandersetzt und ergründen möchte, wie ein bestimmtes Spielerlebnis erzeugt wird, hätte keinen Bezug zur Japanologie und wäre daher stärker in den Game Studies zu verorten. Lenkt man dagegen die Aufmerksamkeit darauf, dass hier ein in Japan beliebtes Genre buchstäblich in seine Einzelteile zerlegt und dadurch womöglich kritisch hinterfragt wird,

wird auch die Spielmechanik zu einem aussagekräftigen Aspekt für die Frage, wie in diesem ‚westlichen‘ Spiel über Japan reflektiert wird. Kurz gesagt: Um aus der eigenen Arbeit auch tatsächlich eine japanologische zu machen, sollten Fokus und Gewichtung der Analyse stimmen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Methoden der Game Studies ohne Probleme in der Japanologie angewendet werden können. Manche Ansätze, die in den Game Studies stärker diskutiert werden, haben nicht unbedingt auch Einfluss auf eine japanologische Herangehensweise. Wie bereits mehrmals angemerkt, bleibt die Wahl der Methode, wie sehr man diese abwandelt und wie genau man daher ein Spiel betrachten will, stets von der Forschungsfrage und dem Erkenntnisinteresse abhängig. Für die Japanologie stellen sich dafür andere Schwierigkeiten, die ausführlicher diskutiert werden sollten: Der Kontext, in dem Spiele produziert und gespielt werden, beeinflusst hier bereits die Materialauswahl und muss daher mit der Fragestellung abgestimmt werden. Darüber hinaus sollte das Ziel nicht aus den Augen verloren werden: Auch wenn viele Bestandteile eines Spiels besonders anregend auf den oder die Forscher*in wirken, sind nicht alle notwendigerweise zu nennen, um dem Spiel aus japanologischer Perspektive zu begegnen. Es mag manchmal schmerzhaft sein, nicht alle Details eines fesselnden Spielerlebnisses mit anderen Forscher*innen teilen zu können, doch sollte der Blick stets auf das gerichtet bleiben, was genau man eigentlich untersuchen möchte. Und wie in jedem Forschungsvorhaben ist es auch im Falle einer Spielanalyse am besten, diese Forschungsfrage möglichst klein zu fassen.

Game Studies und Regionalwissenschaften

- 文 Consalvo, Mia
2009 „Convergence and globalization in the Japanese videogame industry“, *Cinema Journal* 48/3, 135–141.
- Iwabuchi, Kōichi
2004 „How ‚Japanese‘ is Pokémon?“, Joseph Tobin (Hg.): *Pikachu's global adventure: The rise and fall of Pokémon*. Durnham [u. a.]: Duke University Press.
- Kaiser, Florian M.
2016 *Videospiele in Japan: Pädagogisches Medium oder Anleitung zur Gewalt?* Berlin: EB-Verlag Dr. Brandt.
- Schubert, Stefan
2018 „Videospiele als Populärkultur: Narrativität, Interaktivität und kulturelle Arbeit in Heavy Rain“, Christoph Hust (Hg.): *Digitale Spiele: Interdisziplinäre Perspektiven zu Diskursfeldern, Inszenierung und Musik*. Bielefeld: Transcript Verlag, 155–177.

Schlussbemerkungen: Japanologische Game Studies – aber ohne *nihonjinron*

Die in diesem Artikel vorgestellten Quellen sollen in Kombination eine rudimentäre Grundlage für eine theoretisch und methodisch fundierte japanologische Herangehensweise bei der Analyse von digitalen Spielen bilden. Durch die Diskussion dieser Sekundärliteratur ist klar geworden, dass es zwar keine goldene Regel gibt, wie bei der Spieleanalyse vorgegangen werden soll, und eine Arbeit im Bereich der Game Studies daher häufig viel Eigeninitiative und Kreativität erfordert, um auftauchende Herausforderungen bewältigen zu können; aber auch, dass es zahlreiche Ansätze und Anlaufstellen gibt, die bei der Entwicklung einer eigenen Herangehensweise unterstützen und eine Richtung vorgeben können, in welche man dann selbstständig weiterarbeiten kann. Diese Vorschläge bleiben im Großteil der Fälle offen und geben keine genauen Anleitungen vor, wie man jeden einzelnen Schritt bei der Spieleanalyse planen sollte – was auch gar nicht möglich wäre, da wohl jeder Leitfaden für jedes Spiel neu geschrieben werden müsste. Wie auch ihr Forschungsgegenstand selbst bleiben also auch die Methoden der Game Studies derzeit noch *messy*, was aber durchaus auch den Reiz dieser Forschungsdisziplin ausmacht.

Mehrmals wurde in diesem Beitrag darauf hingewiesen, dass die Japanologie ihren eigenen Platz im Kontext der Game Studies erst finden muss. Erste Ansätze zeigen, dass ein regionalwissenschaftlicher Zugang mit japanologischem Fokus durchaus zu spannenden Ergebnissen führen kann, die die Game Studies und das bestehende Wissen zu digitalen Spielen bereichern können. Besonders die oft radikal durchgeführten Lokalisierungsmaßnahmen verdeutlichen, wie wichtig eine Auseinandersetzung mit regionalen Unterschieden und lokalen Besonderheiten sein kann. Darüber hinaus zeigen Beispiele wie *Doki doki literature club!*, dass digitale Spiele durchaus vor dem Hintergrund des Booms japanischer Populärkultur und dessen Auswirkungen verortet werden können, auch wenn sie bisher in japanologischen Arbeiten in diesem Zusammenhang meist nur am Rande erwähnt bleiben. Insgesamt können Japanologie und Game Studies also nur voneinander profitieren: Durch die Beschäftigung mit digitalen Spielen wird der Japanologie ein kulturelles Artefakt mit ganz eigenen Ausdrucksmöglichkeiten zugänglich, während sich den Game Studies neue Zugänge zum ‚Phänomen Spiel‘ eröffnen, zu dessen

Eigenschaften durchaus auch gezählt werden kann, dass es sich im japanischen Kontext unter Umständen anders manifestiert als in Europa oder Nordamerika. In diesem Zusammenhang soll daher noch einmal die Wichtigkeit betont werden, sich auch aus japanologischer Perspektive digitalen Spielen zu widmen und die zurzeit noch existierende Forschungslücke stetig zu füllen.

Dabei muss jedoch unbedingt darauf geachtet werden, nicht in *nihonjinron*- oder andere die Spezifität Japans verklärende Muster zu verfallen. Eine japanologische Spieleforschung zu etablieren soll keinesfalls bedeuten, nach ‚dem Japanischen‘ in Spielen zu suchen oder diese lediglich auf ihren kulturellen Kontext zu beschränken. Eine japanologische Spieleanalyse sollte es sich auch nicht zum Ziel setzen, bestimmte Design- und Produktionsprozesse oder auch angesprochene Themen als besonders ‚japanisch‘ zu interpretieren – was in Anbetracht der Transkulturalität des digitalen Spiels gar nicht möglich wäre.

Stattdessen sollten exotisierende und vereinheitlichende Vorstellungen zu digitalen Spielen in Japan hinterfragt und dekonstruiert werden. Eine japanologische Computer- und Videospieleforschung soll die Diversität an Spielen in und aus Japan festhalten. Sie kann untersuchen, wie sich diese durch transkulturelle Prozesse wiederum nachhaltig auf den internationalen Markt auswirken. Sie kann ergründen, wie Japan sich durch „Cool Japan“ auch mithilfe von digitalen Spielen selbst beschreibt und definiert und dahingehend analysieren, wie Spielen zum Politikum werden kann. Während es sich die Game Studies zur Aufgabe gemacht haben, das ‚Phänomen Spiel‘ zu erforschen, untersuchen japanologische Game Studies das ‚Phänomen Japan‘ anhand des ‚Phänomens Spiel‘. An dieser Stelle soll noch einmal auf Aarseths hilfreiches Zitat verwiesen werden: „*How is determined by why.*“ Das „wie“ hängt davon ab, wo genau wir mit unserer Forschung anknüpfen wollen, um die Verknüpfung dieser beiden Phänomene zu begreifen.

Bibliographie

- Aarseth, Espen
2003 „Playing research: Methodological approaches to game analysis“, *Game Approaches / Spil-veje: Papers from spilforskning.dk Conference 2003*, 1–7.
- Beil, Benjamin
2013 *Game Studies: Eine Einführung*. Berlin [u. a.]: LIT Verlag.
- Björk, Staffan
2008 „Games, gamers, and gaming: Understanding game research“, *Proceedings of the 12th international conference on entertainment and media in the ubiquitous era*, 64–68.
- Bogost, Ian
2009 „Videogames are a mess: My DiGRA 2009 keynote, on videogames and ontology“, *Ian Bogost*. http://bogost.com/writing/videogames_are_a_mess/ (01.10.2019).
- Carly, Kathleen M., Jana Diesner und Peter Landwehr
2009 „The words of warcraft: Relational text analysis of quests“, *Proceedings of the 2009 DiGRA International Conference*, 1–11.
- Carr, Diane
2009 „Textual analysis, digital games, zombies“, *Proceedings of the 2009 DiGRA International Conference*, 1–8.
2017 „Methodology, representation, and games“, *Games and Culture* 14/7-8, 707–723.
- Consalvo, Mia
2006 „Console video games and global corporations: Creating a hybrid culture“, *New Media & Society* 8/1, 117–137.
2009 „Convergence and globalization in the Japanese videogame industry“, *Cinema Journal* 48/3, 135–141.
- Consalvo, Mia und Nathan Dutton
2006 „Game analysis: Developing a methodological toolkit for the qualitative study of games“, *Game Studies: the international journal of computer game research* 6/1. http://gamestudies.org/0601/articles/consalvo_dutton (01.10.2019).
- Crogan, Patrick
2006 „The question of computer games“, *Games and Culture* 1/1, 72–77.
- Eskelinen, Markku
2001 „The gaming situation“, *Game Studies: the international journal of computer game research* 1/1. <http://www.gamestudies.org/0101/eskelinen/> (01.10.2019).
- Fernández-Vara, Clara
2015 *Introduction to game analysis*. New York [u. a.]: Routledge.
- Gmeinbauer, Christina
2017 „Close encounter of the 3D kind: Examining constructions of the foreign ‚other‘ in Japanese videogames“, Rudiger Frank, Ina Hein, Lukas Pokorny und Agnes Schick-Chen (Hg.): *Vienna journal of East Asian studies*. Bd. 9. Wien: Praesens, 1–28.
2019 „Wer sagt, dass ich genauso bin?‘ Konstruktionen von Diversität in digitalen Spielen“, Katharina Holzmann, Theo Hug und Günther Pallaver (Hg.): *Das Ende der Vielfalt? Zur Diversität der Medien*. Innsbruck: Innsbruck University Press, 131–145.

- Harper, Todd
2011 „Rules, rhetoric, and genre: Procedural rhetoric in *Persona 3*“, *Games and Culture* 6/5, 395–413.
- Intelligent Systems
2004 *Paper Mario: Die Legende vom Äonentor*. GameCube. Frankfurt: Nintendo.
- Iwabuchi, Kōichi
2004 „How ‚Japanese‘ is Pokémon?“, Joseph Tobin (Hg.): *Pikachu's global adventure: The rise and fall of Pokémon*. Durnham [u. a.]: Duke University Press.
- Jennings, Stephanie C.
2015 „Passion as method: Subjectivity in video games criticism“, *Journal of Games Criticism* 2/1, 1–18.
- Jørgensen, Kristine
2012 „Between the game system and the fictional world: A study of computer game interfaces“, *Games and Culture* 7/2, 142–163.
- Kaiser, Florian M.
2016 *Videospiele in Japan: Pädagogisches Medium oder Anleitung zur Gewalt?* Berlin: EB-Verlag Dr. Brandt.
- Keogh, Brendan
2014 „Across worlds and bodies: Criticism in the age of video games“, *Journal of Games Criticism* 1/1, 1–26.
- Konzack, Lars
2002 „Computer game criticism: A method for computer game analysis“, *Proceedings of Computer Games and Digital Cultures Conference 2002*, 89–100.
- Kücklich, Julian
2002 „The study of computer games as a second-order cybernetic system“, *Proceedings of Computer Games and Digital Cultures Conference 2002*, 101–111.
2007 „Homo Deludens: Cheating as a methodological tool in digital games research“, *Convergence* 13/4, 355–367.
- Lammes, Sybille
2007 „Approaching game-studies: Towards a reflexive methodology of games as situated cultures“, *Proceedings of the 2007 DiGRA International Conference*, 25–30.
- Lankoski, Petri und Staffan Björk
2015 „Formal analysis of gameplay“, Petri Lankoski und Staffan Björk (Hg.): *Game research methods: An overview*. o. O.: ETC Press, 23–35.
- Maxis
2000 *Die Sims*. PC. Redwood City: Electronic Arts.
- Mäyrä, Frans
2015 „Preface“, Petri Lankoski und Staffan Björk (Hg.): *Game research methods: An overview*. o. O.: ETC Press, xi–xii.
- Murray, Janet H.
1997 *Hamlet on the holodeck: The future of narrative in cyberspace*. Cambridge: MIT Press.
- Nintendo
1985– *Super Mario*. Verschiedene Plattformen. Kyōto: Nintendo.
- Paschitnow, Alexei
1984 *Tetris*. Elektronika 60. Moskau: Alexei Paschitnow.

Quantic Dream

2010 *Heavy rain*. PlayStation 3. San Mateo: Sony Computer Entertainment.

2018 *Detroit: Become human*. PlayStation 4. San Mateo: Sony Interactive Entertainment.

Schubert, Stefan

2018 „Videospiele als Populärkultur: Narrativität, Interaktivität und kulturelle Arbeit in *Heavy Rain*“, Christoph Hust (Hg.): *Digitale Spiele: Interdisziplinäre Perspektiven zu Diskursfeldern, Inszenierung und Musik*. Bielefeld: Transcript Verlag, 155–177.

Seidl, Bernhard

2005 *Videospiele in Japan: Zur wirtschaftlichen, sozialen und alltagskulturellen Bedeutung von Bildschirmspielen*. Mag.-Arb., Universität Wien.

Team Salvato

2017 *Doki doki literature club!* PC. o. O.: Team Salvato.

Yoshida, Hiroshi 吉田寛

2013 „Naze ima bideo gēmu kenkyū na no ka: Gurōbarizēshon to kankaku henyō no shiten kara“ なぜいまビデオゲーム研究なのか: グローバリゼーションと感覚変容の視点から [Warum jetzt Videospiele erforschen: Aus der Perspektive von Globalisierung und Wahrnehmungsänderungen], *Ritsumeikan Studies in Language and Culture* 立命館言語文化研究 24/2, 93–98.

Die Autor*innen und ihre Forschungsfelder

DIONYSIOS ASKITIS

... ist Doktorand an der Japanologie und Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DOC-team) am Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien. In seiner Forschung beschäftigt er sich mit Wohlbefinden im ländlichen Japan sowie dem Zusammenhang von Persönlichkeit und sozialem Kapital mit verschiedenen Aspekten des Glücks. Darüber hinaus forscht er zu kulturpsychologischen Fragen der Wohlbefindensforschung wie der Universalität von bestimmten Glückskonzepten. Methodisch stützt er sich vor allem auf die quantitative Datenerhebung mittels strukturierter Fragebögen. Er ist Teil des interdisziplinären DOC-teams zu Sozialkapital und Wohlbefinden im ländlichen Japan am Institut für Ostasienwissenschaften.

INGRID GETREUER-KARGL

... ist außerordentliche Professorin für Japanologie am Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Wien. Sie studierte Japanologie und Völkerkunde an der Universität Wien und promovierte 1986 mit einer empirischen Studie über psychiatrische Krankenhäuser und die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Patient*innen. Anschließend publizierte sie Langzeitstatistiken sowie eine Expert*inneninterview-Studie im Rahmen des Institutsforschungsschwerpunktes zu Alterung in Japan. 2003 habilitierte sie mit einer raumsoziologischen Studie zu Gender (*Geschlecht und Raum. Eine Untersuchung zur Hierarchie des Geschlechterverhältnisses in Japan*). Forschungsschwerpunkte: Genderverhältnisse in Japan mit Berücksichtigung der historischen Dimension; Raumverhalten und nonverbale Kommunikation aus Genderperspektive; japanische Frauen in europäischen, besonders österreichischen, Reiseberichten vor 1945.

CHRISTINA GMEINBAUER

... ist Doktorandin an der Japanologie am Institut für Ostasienwissenschaften (Universität Wien). Sie beschäftigt sich vorrangig auf qualitative Weise mit japanischer Populärkultur und insbesondere mit Videospielen, die sie als kulturelle Artefakte vor dem Hintergrund sozialer Phänomene in Japan betrachtet und erforscht. In ihrem derzeitigen Forschungsprojekt widmet sie sich der Konstruktion weiblicher Protagonistinnen in digitalen Spielen für ein japanisches Publikum.

ADAM GREGUŠ

... ist Doktorand an der Japanologie am Institut für Ostasienwissenschaften (Universität Wien). In seiner Forschung untersucht er Kriegsliteratur und Propaganda in Japan zwischen 1937–1945, insbesondere am Fallbeispiel der Schriftstellerin Hayashi Fumiko (1903–1951). Im weiteren Sinne beschäftigt er sich hauptsächlich mit moderner und gegenwärtiger Literatur Japans und seine Forschungsinteressen umfassen Kultur wie Literatur, Film oder Medien als Produkte ihres sozialen und politischen Kontextes.

INA HEIN

... ist Professorin für Japanologie mit kulturwissenschaftlicher Ausrichtung am Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Wien. Studium der Japanologie und Anglistik an der Universität Trier, Abschluss der Promotion im Jänner 2003, danach Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Die ‚Hin- bzw. Rückwendung nach Asien‘ in Literatur, Medien und Populärkultur Japans. Ein Faktor zur Herausbildung einer ‚asiatischen Identität‘?“ an der Universität Trier und am Institut für Modernes Japan an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Forschungsschwerpunkte: Konstruktionen alternativer Formen von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ in japanischer Literatur; Repräsentationen Okinawas in japanischsprachiger Gegenwartsliteratur, Film und unterschiedlichen Fernsehformaten; Exophonie und Mehrsprachigkeit in japanischer Gegenwartsliteratur.

TAMARA KAMERER

... studierte Japanologie und Deutsch als Fremd- und Zweitsprache in Wien, Leiden, Halle/Saale und Tōkyō (Hōsei University). Ihre Forschungsinteressen beinhalten kulturwissenschaftliche Fragestellungen in den Bereichen japanisch-sprachiger Literatur und Populärkultur, sowie post-koloniale Theorie und Gender-Forschung. Derzeit arbeitet sie als Lektorin an der Universität Wien, wo sie auch im Fach Japanologie promoviert. In ihrer Dissertation erforscht sie regionale Literaturproduktion in der Präfektur Iwate mithilfe von qualitativen Methoden aus der Sozialforschung und den Literaturwissenschaften.

RALPH LÜTZELER

... studierte Geographie und Japanologie in Bonn und war lange Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Japanologie der Universität Bonn sowie am Deutschen Institut für Japanstudien (DIJ) in Tōkyō tätig. Zwischen September 2014 und März 2020 lehrte und forschte er als Universitätsassistent an der Japanologie der Universität Wien. Aktuell vertritt er die Professur „Staat und Gesellschaft Japans“ an der Universität Hamburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen „aktuelle und historische Bevölkerungsentwicklung Japans“ sowie „ländlicher und städtischer Raum in Japan“.

WOLFRAM MANZENREITER

... ist Professor für sozialwissenschaftliche Japanforschung am Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Wien. Seine Forschungen konzentrieren sich auf soziologische und anthropologische Aspekte der kulturellen Globalisierung, auf Sport in Japan, Körperpolitiken, Emotionen, Migration und Transnationalismus. Seit 2015 leitet er eine Forschungsgruppe zum ländlichen Wohlbefinden in Japan. Unter seinen neuesten Publikationen befinden sich zwei Sammelbände zu *Happiness in Japan* (mit Barbara Holthus, DIJ) eine Themenausgabe von *Contemporary Japan* zu „Squared Diasporas“ und ein weiteres Buch zu *Japan's New Ruralities* (gemeinsam mit Ralph Lützel, Hamburg, und Sebastian Polak-Rottmann, Wien).

ANTONIA MISERKA

... ist Doktorandin an der Japanologie und Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DOC-team) am Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien. Sie studierte japanische Gemeindeforschung an der Universität Kumamoto. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit der gegenwärtigen Situation in ländlichen Regionen Japans, mit einem Fokus auf dem Zusammenleben von alleinstehenden Bewohner*innen sowie Zugezogenen in der Region Aso in Kumamoto. Als Mitglied des interdisziplinären DOC-team-Projekts zu Sozialkapital und Wohlbefinden im ländlichen Japan beschäftigt sie sich vorrangig mit sozialen Beziehungen und subjektivem Wohlbefinden im südlichen Aso-Tal, wo sie 2020 einen mehrmonatigen Forschungsaufenthalt verbrachte.

BRIGITTE PICKL-KOLACZIA

... ist Doktorandin am Institut für Kultur- und Geistesgeschichte Asiens an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Mitarbeiterin im Projekts „*Hanryō shintō*: regionale Shintō-Reformen im frühmodernen Japan“. Ihr Forschungsinteresse gilt den Dynamiken und Wechselbeziehungen zwischen Buddhismus und Shintō. Während ihre Masterarbeit sich mit der Entwicklung eines Shintō-zentrierten Staatskults und der Kaiserfamilie im 19. Jahrhundert befasste, hat sich der Fokus nun auf Vorgänge in der Bevölkerung in der japanischen Frühmoderne verlegt.

SEBASTIAN POLAK-ROTTMANN

... ist und Doktorand an der Japanologie und Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DOC-team) am Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien. Er ist Teil des interdisziplinären DOC-team-Projekts zu Sozialkapital und Wohlbefinden im ländlichen Japan und erforscht dabei die Rolle politischer Partizipation für das subjektive Wohlbefinden. In seinen Arbeiten finden vor allem qualitative Methoden Anwendung, insbesondere qualitative Interviews, Fokusgruppen und Analyseverfahren nach Grounded Theory-Ansätzen. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählt neben der Forschung zu Wohlbefinden im ländlichen Japan auch die Beschäftigung mit privaten Sicherheitsfirmen.

ISABELLE PROCHASKA-MEYER

... ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Ostasienwissenschaften. Sie interessiert sich für sozialwissenschaftliche Fragen in den Themenbereichen Religion in Japan (insbesondere Okinawa), ländliche Abwanderung und Altern. Für ihr Dissertationsprojekt führte sie Feldforschung zu spirituellen Heilerinnen in Okinawa durch. In einer weiteren Studie interviewte sie Senior*innen in abwandernden Gemeinden in Nagano und Yamanashi. Darauf basierend entstand auch der wissenschaftliche Kurzdokumentarfilm *65+ Being old in rural Japan*. Sie ist erfahren in sozialanthropologischen, qualitativen Methoden sowie im ethnographischen Film.

FLORIAN PURKARTHOFER

... ist Doktorand im Fach Japanologie an der Universität Wien. Er beschäftigt sich vorrangig mit (Stadt-)Raum, Wahrnehmung und Kritik unter Zuhilfenahme qualitativer und experimenteller Forschungsansätze. Sein methodisches Interesse gilt Verfahren, welche die multisensorischen Möglichkeiten und Limitationen von Lebewesen (und Maschinen) nutzen und thematisieren. In seinem aktuellen Forschungsprojekt untersucht er den Nexus zwischen individueller Raumwahrnehmung und sozialer Raumkonstruktion anhand zweier Fallstudien im Westen Tōkyōs.

BERNHARD SEIDL

... ist Senior Lecturer am Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Wien. Seine Forschungsinteressen umfassen Themen der Soziolinguistik und Pragmatik, mit dem gelegentlichen Abstecher zu *rakugo*. Derzeit interessiert ihn besonders die Schnittstelle von Pragmatik und Diskurs(analyse), wie etwa im sprachkritischen Diskurs in Japan.

WIENER SELEKTION JAPANOLOGISCHER METHODEN

— Jahrgang 2020 —

Dieses Buch stellt eine Auswahl von sozial- und kulturwissenschaftlichen Methoden vor, die an der Japanologie Wien Verwendung finden. Neben einer allgemeineren Hinleitung zum jeweiligen methodischen Arbeiten reflektieren die Autor*innen auch die Spezifika der Anwendung auf japanologische Themen.

— Sorte —

Gemischter Satz
japanologische Varianten methodischer Vielfalt

— Charakter —

halb-trocken im Ton,
praxisnah in der Anwendung

— Empfohlen für —

Studierende der Japanologie (BA & MA)

Department of
East Asian Studies
Japanese Studies



Wiener Selektion japanologischer Methoden: Jahrgang 2020
Beiträge zur Japanologie 48, ISBN 978-3-900362-31-7

Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwissenschaften
Universität Wien